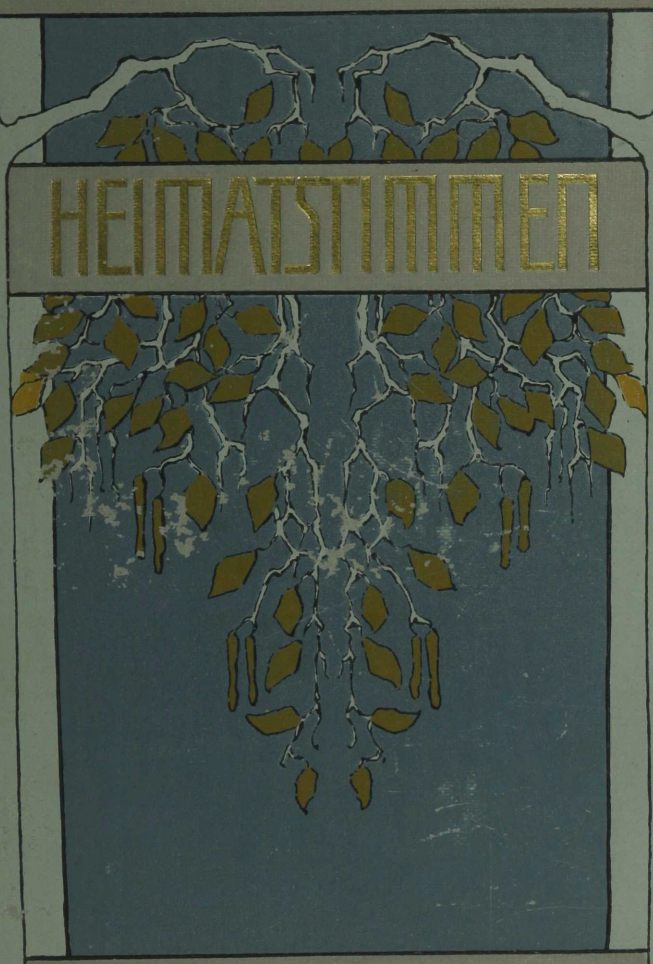
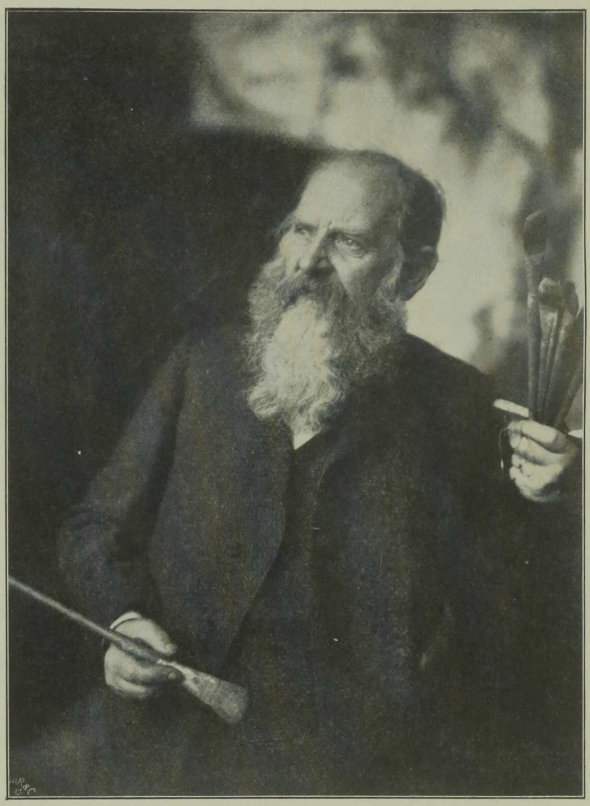


EIN BALTISCHES JAHRBUCH

III. JAHRGANG.



E v Debhardt

Heimatstimmen.

Ein baltisches Jahrbuch

(mit Illustrationen).

Herausgegeben

von

Carl Hunnius und Viktor Wittrock.

III. Jahrgang.

Reval: Franz Kluge. :: :: :: Leipzig: Rud. Hartmann.
1908.

Bibliotheca universitatis Dor[illegible]sis
~~1923:143.~~
2516

Buchschmuck
: : : von : : :
Ebba Weiß.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Prolog zum Jahrestage des Deutschen Vereins von Karl Stavenhagen-Mitau 1

Unsere Heimatgenossen von Professor emer. Dr. Georg von Oettingen-Dorpat 4

Leopold von Pezold, gest. den 22. April 1907. Von Professor Dr. Arthur Böhtlingk-Karlsruhe (mit Bild) 24

Gedichte von Alexander Freiherr von Mengden-Dorpat:

Mein Vaterland 43

Fremde Weihnacht (1905) 44

Neujahrsgebet (1906) 45

Noch lebe ich 45

Baltische Heide 46

Mandelkrähe 47

An die Birke 47

Vier Stationen Eisenbahnfahrt. Eine baltische Novelle. 1902. Von Gregor von Glasenapp 49

Beresina von Eberhard Kraus-Königsberg, Ostpreußen . . . 72

Die Revolution und die Jugend von Gustav Seesemann-Grünhof 78

Paps. Humoreske von Karl Worms-Mitau 96

Gedichte von Korfiz Holm-München:

Spruch 107

Die Nacht 108

Juvenilia. Blätter der Vergangenheit von Carl Hunnius (mit 2 Bildern) 109

Heimat, liebe Heimat! Ein neuer Liederstrauß von Maurice von Stern-Linz:

Ostern 166

Butterblumen 166

Der Pfingstrosenstrauch 167

Im Birkwald 168

Jugendland, Heimatland 168

Der alte Fiddo und seine Liebe von Frances Külpe-Innsbruck 169

Gedichte von Manfred Kyber-Berlin:

In der Föhrde 182

Die Nixe von Skagen 182

Georg Schweinfurth von Dr. med. Otto Thilo-Riga (mit Bildern) 185

Seite

Im Peter-Hause zu Narva von Carl Hunnius (mit Bild) . . 205

Die Gemälde Ed. von Gebhardts in der Friedenskirche zu Düsseldorf von Professor Dr. Wolfgang von Oettingen-Reichenberg a. Rhein (mit Bildern) 209

Gedichte von Carl Hunnius:

Lebens-Spruch 225
Gewährung 225
Meerestage an der Bucht von Narva 226
Zwischen Wald und Meer 226
Am Ziel 227
Wiederkehr 228
Auf der Neige des Lebens 228
Herbstabend an der Bucht von Narva 229

Constantin Starck von Alfred Graß (mit Bildern) 233

Die mittelalterlichen Kirchen auf Oesel von Dr. Wilhelm Neumann-Riga (mit Bildern) 262

Gedichte von Mia Holm-San Remo:

Komm herein 278
Sterben 278
An ihrem Grabe 279
Glaube 279

Der älteste Mysterienglaube von Geheimrat Professor Dr. Otto Seeck-Greifswald (mit Bild) 283

Meine Beziehungen zu Ernst von Bergmann von Dr. E. Moritz-St. Petersburg (mit 2 Bildern) 303

Gedichte von Helene von Engelhardt-Pabst-Wiesbaden:

Abrahams Tod 312
Zum Lande des Lichts 317

Gedanken und Aphorismen von Alex. Jentsch-Riga (mit Bild) 325

Gedichte von Norah Schmidt-Juergensohn-Oranienbaum:

Smaragdgrün 343
Träumerei 343

Laudon und Gellert von Dr. phil. Carl Erich Gleye-Charlottenburg (mit Bild) 344

Frageherz, Gedicht eines unvollendeten Werkes „Von der Harfe des Eros. Aus einem Lebensgang" von Elisar von Kupffer 353

Halbmast geflaggt. Eine nordische Geschichte von Manfred Kyber 355

Über Winterexkursionen mit Schülern von Karl Grevé-Sassenhof bei Riga 368

Zwei Gedichte von Elise Skalberg-Riga 376

Gedichte von O. Schilling-Mitau 378

Vorwort.

Baltische Heimatkunst und Heimatkunde.

Kann bei unseren unentwickelten Kulturverhältnissen und unserem darniederliegenden Geistesleben im Ernst schon von einer Heimatkunst und Heimatkunde die Rede sein?

Manche Landschaftsperle unserer Heimat ist nur nach Hörensagen bekannt, der große Strom der Touristen wendet sich jährlich dem Auslande zu, es existiert noch kaum ein umfassendes Werk der Heimatkunde, — und da sollte schon von einer solchen die Rede sein dürfen? —

Unsere bedeutenderen Dichter bringen es kaum über zwei Achtungsauflagen, unsere gehaltvolleren Komponisten müssen die meisten ihrer Werke ungedruckt in der Mappe zurückbehalten, weil sie bei der Teilnahmlosigkeit des kaufenden Publikums für baltische Kunst keine Verleger finden, unsere Bildhauer und Maler müssen Popularitätsanleihen in Deutschland machen und sind in der Reproduktion ihrer Werke aufs Ausland angewiesen, das sie oft besser kennt und schätzt als wir, — gibt es da überhaupt schon eine baltische Heimatkunst?

Unsere Monatsschriften führen ein kümmerliches und oft nur künstlich durch Subventionierung gefristetes Dasein, wenn sie nicht nach einigen Jahren überhaupt einzugehen vorziehen; unsere einheimische Bücherliteratur bringt häufig nur Broschüren auf den Markt, die, oft genug den Stempel des Dilettantismus an der Stirn tragend, ohne literarische Eigenart und völlig bedeutungslos sind, wodurch der Ruf der baltischen Lite-

ratur daheim und draußen in Mißkredit gerät; die besseren Sachen erscheinen bei ausländischen Verlegern und sprechen es damit aus, daß sie nur auf diesem Wege beim deutschländischen Lesepublikum Berücksichtigung zu finden hoffen können; unsere einheimischen Literaturanzeiger und Weihnachtskataloge halten es mit wenigen Ausnahmen für kaum der Mühe wert, besondere Rubriken für baltische Bücherkunde zu bringen und dem Publikum die Pflege seiner Heimatkunst nahezulegen, wodurch auch die besseren Editionen in der Flut der Neuerscheinungen übersehen werden und in Vergessenheit geraten —, ist unter solchen Verhältnissen eine Entwickelung und Förderung der Heimatkunst und Heimatkunde überhaupt denkbar?

In der Tat muß es bei einem derartigen, nur flüchtig angedeuteten Stande unseres Kulturlebens als ein Wagnis erscheinen, mit einem umfassenderen literarischen Unternehmen, das unser gesamtes Geistesleben immer mehr in seinen Rahmen ziehen möchte, an die Öffentlichkeit zu treten, und zwar in einer Zeit, deren Kulturwerte bedroht und deren Unternehmungs- und Kaufkraft geschwächt sind. Und dennoch gibt es keine geeignetere Zeit, um uns Deutschbalten an das, was auf dem Spiele steht, zu erinnern, als die gegenwärtige, wo es überall und in der mannigfachsten Weise das Recht der eigenen geistigen Existenz zu behaupten gilt. Wir müssen der bequemen Passivität, dem undeutschen laisser faire, der kleinlichen Nörgelsucht, der Liebe zur Zersplitterung und allen unseren sonstigen baltisch-deutschen Untugenden allendlich definitiv den Abschied geben und allen Ernstes mit einer neuen Zeit rechnen, die von uns Einigkeit, Ernst der Einkehr, Größe der Gesinnung und Weitherzigkeit verlangt.

Wir fordern das baltische Publikum auf, ein Heimatunternehmen zu unterstützen, das diese Eigenschaften unter uns zu pflegen bemüht sein will und das sein Ziel nur dann erreichen kann, wenn alle Deutschen hinter uns stehen und uns mitarbeitend unterstützen, den „Heimatstimmen“ ihre Häuser öffnen und in ihnen nicht ein gewöhnliches Buchhändlerunternehmen sehen, sondern ein deutsch-baltisches, patriotisches Kulturwerk, dem man ein kleines Geldopfer jährlich schon bringen kann.

So schwer augenblicklich auch die Zeiten sein mögen, — sie haben uns deutschen Heimatgenossen doch auch Rechte wiedergeschenkt, die uns in die Lage versetzen, den „Platz an der Sonne" zu behaupten, der uns nach der Kulturarbeit unserer Vorfahren durch 7 Jahrhunderte hindurch gebührt. Von uns wird es abhängen, ob wir ihn behalten und einst vor dem Urteil der Geschichte bestehen werden.

Dorpat, im Oktober 1907.

Die Herausgeber.

Prolog

zum

Jahrestage des Deutschen Vereins

von

Karl Stavenhagen-Mitau.

Ein Wetter fuhr ob unsern Landen
Verheerend hin im Schlossenschlag,
Zerschmettert brachen alle Banden,
In Nacht versank der lichte Tag.
Wo Menschenstätten freundlich grüssten,
Der Wirt dem Gast Willkommen bot,
Da schlug auf Trümmern und in Wüsten,
Sein Lager auf der Feldherr Tod.

Und flüchtig wie das Wild der Fluren,
Rastlos gehetzt von Ort zu Ort,
So floh, was deutsch, hart auf den Spuren,
Verfolgt vom tück'schen Meuchelmord.
Was Säkula gebaut — in Trümmer
Warf es ein Tag mit Hohn und Spott;
Erloschen war der Hoffnung Schimmer,
Gestorben schien der alte Gott.

So wähnte Kleinmut. Doch er lebte,
Lebendiger denn je zuvor,
Und sprach, dass unser Herz erbebte,
Dass donnergleich es schlug ans Ohr.

Er sprach im Sturm, der uns gerüttelt,
Der leergefegt hat unsre Trift,
Im Todesgraun, das uns geschüttelt,
In blutigroter Flammenschrift.

Er hat, der Herr, da er genommen,
Woran wir unser Herz gehängt,
Da er im Zorn zu uns gekommen,
Auf Höhres unsern Sinn gelenkt.
Er hat, der Herr, uns schwer geschlagen
Und bis zum Tode uns geschreckt,
Er hat aus Nacht und Not und Zagen
Zu neuem Leben uns geweckt.

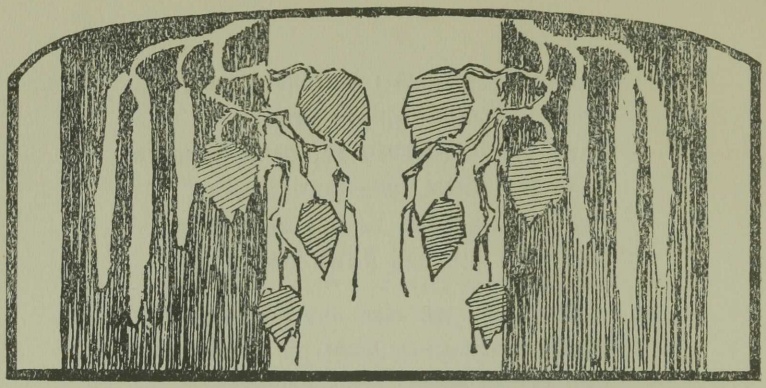
Wir pflanzten auf das alte Zeichen,
Das schwarze Kreuz im weissen Feld,
Wir wollen wieder denen gleichen,
Die einst ersiegten diese Welt.
Wir wollen Deutsche sein und bleiben,
Das Pfund, das uns der Ahn beschert,
Vermehren, mit ihm Wucher treiben
In unserm Land, an unserm Herd.

Wir wollen kommenden Geschlechtern
Vererben unverfälscht das Wort,
Zum Trotz den Neidern und Verächtern
Bewahren deutscher Sprache Hort.
Wir wollen deutsche Sitte pflegen
Und nähren deutschen Heldenmut
Und als ein heilig Kleinod hegen
In diesen Marken deutsches Blut.

Wir wollen! — Hebt Ihr Eure Hände,
Gelobt Ihr es mit heil'gem Eid?

Seid Ihr, das Schwert an Eurer Lende,
Bereitet für den heil'gen Streit?
Dann tut die Halbheit ab, denn frommen
Kann hier allein, was jener sprach,
Der aus den Höhn zu uns gekommen:
Gib alles hin und dann folg nach!

Nur wenn wir also uns gerüstet,
Bewahrn wir unser Recht am Land
Und werfen jeden, den's gelüstet,
Hin in den Staub mit starker Hand.
Dann werden unsre Banner fliegen
Von Tal zu Höhn, vom Fels zum Meer;
Und unsre Zeichen werden siegen,
Wär auch Legion der Feinde Heer.



Unsere Heimatgenossen.

Von

Prof. emer. D. **Georg von Oettingen**-Dorpat.

Wer seiner Heimat gedenkt, lenkt seine Gedanken auch auf die Heimatgenossen. Ohne diese wäre jenes uns so traulich berührende Wort ein leerer Schall.

Unter Heimatgenossen versteht man gewöhnlich Menschen gleicher Abstammung. Anders bei uns in den baltischen Provinzen. Esten und Letten bilden die Mehrzahl. Die Russen zählen nicht zu den Heimatgenossen. Es fehlt der Verband gemeinsamer historischer Entwickelung. Das mit der Russifizierung eingeführte Beamtentum steht abseits von der einheimischen Gesellschaft.

Die Geschichte lehrt uns, daß unter Umständen nicht nur zersprengte nationale Gruppen in der überwiegenden Mehrheit einer andern Nation aufgingen und spurlos verschwanden, sondern auch, daß aus lebenskräftigen Stämmen Mischvölker entstanden, die ein eigenes nationales Gepräge erlangten und zu hervorragenden Kulturstaaten sich entwickelten, wie beispielsweise England und Frankreich.

Verfolgen wir den Gang der nationalen Gestaltung in den baltischen Provinzen, so ergibt sich, daß auf deren Territorium die verschiedenen Völkerschaften, die hier ihre Heimat gefunden haben, keine Verschmelzung erfahren konnten. Suchen wir aus den komplizierten Verhältnissen, die aus dem Zusammenstoß verschiedener Nationalitäten unter schweren Kämpfen und unsäglichem Elend entstanden sind, den Faden zu finden. Dann werden wir zu dem Resultat gelangen, daß bei allseitigem guten Willen und redlichem Bestreben eine Klärung nicht ausbleiben wird, daß ein Zusammenwirken als Heimatgenossen möglich ist.

Zunächst ein Blick auf die Art und Weise, wie die baltischen Provinzen von Deutschland aus kolonisiert wurden.

Um den Beginn unseres Jahrtausends ging durch Deutschland ein mächtiger Drang nach Osten: während die Kreuzzüge hauptsächlich die heiligen Stätten Palästinas und die Bekämpfung des Islams zum Ziele hatten, ging der Wanderzug seit Karl des Großen Zeiten in nordöstlicher Richtung zur Okkupation der von slavischen Stämmen bewohnten Gegenden. Bei diesen Zügen wurde wohl die Bekehrung zum Christentum als Zweck hervorgehoben, doch mögen im wesentlichen soziale und kommerzielle Verhältnisse maßgebend gewesen sein, etwa wie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas der Zug nach Westen seit einem Jahrhundert in stets wachsenden Verhältnissen sich entwickelt hat. Den Farmer, der bei zunehmender Bevölkerung in Neu-England in seinen Bodenverhältnissen sich beengt fühlt, zieht es in den far west; für den Erlös seines verkauften Gütchens steht ihm dort verhältnismäßig großer Besitz zu Gebote. Wie jetzt drüben, mögen damals in Deutschland unternehmende Männer die Heimat verlassen haben, um die Wälder des Ostens zu roden, freilich nicht nur die Axt und den Pflug, sondern auch das Schwert handhabend. Dem Landbebauer folgt der Bürger, dem Landbesitz die Gründung von Städten.

So ging der germanisierende Zug, dem zuzeiten hervorragende Fürsten der Ostmarken, sowie der deutsche Orden mit ihren Heereszügen die Bahnen ebneten, über Elbe, Oder, Weichsel bis zum Niemen, wo Litauer, Semgallen und Polen dem germanischen

Expansionstrieb eine Grenze setzten. Hinsichtlich der einheimischen Bevölkerung war es ein Vernichtungskrieg: die Sorben, Wenden, Obotriten, Preußen wurden ausgerottet, ein geringer Teil germanisiert, bis auf einzelne Völkersplitter, wie die Kassuben bei Danzig, die Wenden bei Bautzen, die Masuren in Ostpreußen. Die widerstandsfähigeren Polen blieben in kompakteren Massen in Posen, Westpreußen, Oberschlesien erhalten.

Eine weitere Ausdehnung fand der Drang nach Osten durch die Handelsverbindungen, welche die Städte an der West- und Südküste der Ostsee mit Rußland zu pflegen suchten. Da erfolgten die ersten Berührungen der kühnen deutschen Seefahrer mit den Bewohnern der Lande, welche die Heimat der Geschlechter geworden sind, die als „Balten" bezeichnet werden.

In hohem Grade maßgebend ist der Umstand gewesen, daß, während durch den gewaltigen Zuzug von Bauern die Germanisierung des nordöstlichen Deutschlands bis in die untersten Schichten der Bevölkerung sich vollzog, dieses Element bei der Besitzergreifung Altlivlands ausgeschlossen blieb. Den kühnen Kaufleuten schlossen sich Priester an und Männer aus den Adelsgeschlechtern als Ordensritter. So sehen wir Riga gegründet als Sitz des Bischofs, mit einer selbstbewußten, üppig gedeihenden Bürgerschaft, — das flache Land nach blutigen Kämpfen vom Orden eingenommen, der von den festen Burgen aus die indigene Bevölkerung unter schwerem Zwang hielt, während die Geistlichkeit die Christianisierung in der damals üblichen Weise sich angelegen sein ließ. Da die Einwanderung des deutschen Bauern ausgeschlossen war, blieb die indigene Bevölkerung auf ihrer Scholle, wurde nicht germanisiert. Die das Land einnahmen, hatten dazu keine Veranlassung. Es genügte ihnen, jene sich dienstbar zu machen.

Welche Wandlungen in diesen Landstrichen während der frühesten Zeitperioden sich vollzogen, mag hier unerörtert bleiben. So viel ist gewiß, daß die Esten und Finnen, dem ugrischen Volksstamme angehörend, vom Ural her die Ostseeküste erreichten. Welche Rolle Goten und Normannen hier gespielt, — wir wissen kaum mehr davon, als die Funde der alten Gräber den eifrigen

Forschungen unserer Archäologen ergeben. Zur Zeit der Okkupation waren es Esten und Liven, die von der Südküste des finnischen Meerbusens, im Osten etwa bis zum Embach, im Westen weiter südlich hinab, zumal an der Küste bis über die Düna hinaus, zu einzelnen Stämmen gruppiert, unter einheimischen Häuptern ihre Sitze hatten. Diese lebten mit dem Rückhalt sehr primitiv erbauter Burgen, unter sich und den Nachbarn, zumal den Letten, in blutiger Fehde.

Es ist in unserer Zeit in den Kreisen der estnischen und lettischen Intelligenz üblich, die nicht in Abrede zu stellende damalige Knechtung des Landvolks der jetzigen Generation als Schuld zuzurechnen. Ein Mangel an Verständnis für den historischen Gang der Dinge liegt dem zugrunde.

Man möge sich veranschaulichen die europäischen Verhältnisse zur Zeit der Okkupation Alt-Livlands. Es war die Blüte der Feudalherrschaft, wo Hörigkeit und Sklaverei an der Tagesordnung waren. Der Bauernkrieg ist ein Zeugnis für die Unerträglichkeit der Bedrückung in Deutschland. Gerade zu der Zeit war unter der Ordensherrschaft Livland zu einem gewissen Wohlstande gediehen.

Es folgt, bei beständiger Bekämpfung der benachbarten slavischen Völker, die Zeit des Verfalls und der Verlust der Selbständigkeit, die Herrschaft Polens mit der gewaltsamen Einführung des Katholizismus. Nach der schlimmen polnischen Wirtschaft wurde das Vordringen Schwedens mit Sympathie begrüßt. Gustav Adolfs Heldengestalt leuchtete nicht nur von Deutschland her als Schutzherr des protestantischen Glaubens, auch in Livland war sein Wirken ein segensreiches. Die Stiftung der Universität Dorpat ist ein Denkmal seiner erleuchteten Fürsorge für das schwer heimgesuchte Land. Bei dem Verfall des schwedischen Reiches führte die finanzielle Not unter Karl XI. zu dem schmählichen Eingriff in das Eigentumsrecht, zu den sogenannten Reduktionen. Die schwedische Herrschaft fand ihren Abschluß mit den Verheerungen des Nordischen Krieges. Durch Raub und Verwüstung hatte das Elend den höchsten Grad erreicht. Nicht nur der Bauernstand hatte unsäglich gelitten; die Gutsbesitzer waren verarmt und

ihr Bildungsstand war sehr herabgesetzt durch Mangel an Schulen und dadurch, daß auch die Universität in die Brüche ging. Beachtet man, wie unter dem Einfluß der Regierungen Ludwig XIV. und Ludwig XV. in den europäischen Staaten von den Höfen bis in die höheren Gesellschaftsschichten hinein ein banausisches, rücksichtslos egoistisches Wesen den Bedürfnissen des Volkes kein Verständnis entgegenbrachte, so wird es verständlich, daß in den herabgekommenen Ostseeprovinzen für die Bauern keine bessere Zeit gekommen war.

Die der französischen Revolution vorangegangene Periode der Aufklärung hatte zunächst bei uns keine praktischen Erfolge. Katharina II. schwelgte in ihrem geistreichen Verkehr mit den französischen Enzyklopädisten. Das hinderte sie nicht, die Leibeigenschaft in ihrem Reiche zu verschärfen und somit Vorschläge zur Freilassung der Bauern in den baltischen Provinzen zurückzuweisen.

Daß die Ostseeprovinzen, die durch ihre geographische Lage zu einer Angliederung an das russische Reich geeignet waren, nach den Greueln des Nordischen Krieges unter das Zepter Rußlands kamen, begünstigte die Wiederherstellung geordneter Zustände, zumal die russische Regierung, entsprechend den Bedingungen der Kapitulation von 1710 und des Nystädter Friedens, dem Lande ein gewisses Maß von Selbstverwaltung zugestanden hatte. — —

Es hätte dieses historischen Rückblicks nicht bedurft, wenn nicht so wenig Verständnis in der Beurteilung jener Zeiten sich geltend machte, wenn nicht in gehässiger Weise die Ausschreitungen des Landvolks in unseren Tagen als verdiente Strafe für die Schuld unserer deutschen Vorfahren angesehen würden.

Die Verkündigung der „Menschenrechte" gelangte freilich nur stufenweise auch hier zu praktischer Anwendung. Es ist ein trauriges Bild, wenn man die Lage der bäuerlichen Bevölkerung schildert, wie es im Beginn der dreißiger Jahre vorigen Jahrhunderts in meiner Erinnerung lebt.

Es bestand zu der Zeit keine Geldpacht. Die Pächter der Bauerngesinde hatten Frohndienste zu leisten, „Fußtage" und „Anspannstage", bei welchen die Bauern eigenes Gespann und

eigene Ackerwerkzeuge zu stellen hatten. Der Bauer war verhindert zur rechten Zeit, das eigene Feld zu bestellen; die oft bedeutende Entfernung vom Hofe ließ ihn viel Zeit verlieren und reduzierte die Leistungsfähigkeit des Gespanns. Trat man in die Hütte des Bauern, so gelangte man in eine niedrige, bei kalter Jahreszeit mit Rauch erfüllte Stube; einen Schornstein gab es nicht. Der Rauch suchte seinen Ausgang durch die halb offene Tür und durch Spalten in Lage und Wänden. In gebeugter Stellung suchte man Luft zu schöpfen. Am Abend war der Raum spärlich erleuchtet durch einen brennenden Kienspan. Die Rekrutierung fand damals nicht durch das Los statt, sondern in brutaler Weise, indem die in der Gemeinde schlecht angeschriebenen Subjekte bei nächtlicher Weile „gegriffen" wurden.

Diesen niederdrückenden Zuständen entsprach die Stimmung der bäuerlichen Bevölkerung. So weit ihre historischen Traditionen reichten, hatte sie nur Bedrückung erfahren: schwere Arbeit, spärliche Nahrung, oft harte Behandlung und Körperstrafen ließen Freudigkeit, die „Mutter aller Tugenden" nicht aufkommen. Mißtrauisch, in dumpfer Opposition gegen den deutschen Herrn, war in dem Bauern auch das Gefühl der Gemeinschaft mit seinen Stammesgenossen erloschen. Seinen eigenen Interessen folgend, wollte er von einem Opfer zu gemeinnützigen Zwecken nichts wissen. Die Trunksucht war sehr verbreitet. Der Einfluß von Schule und Kirche machte zu der Zeit sich wenig geltend. Höhere Schulen und die Universität waren den Bauern nicht verschlossen, aber unter den gegebenen Verhältnissen blieben es ganz vereinzelte Ausnahmen, wenn ein Este oder Lette eine höhere Ausbildung erlangte.

Wenden wir uns ab von diesem traurigen Bilde; verfolgen wir den Gang fortschreitender Entwicklung bis in die neuste Zeit.

Kaiser Alexander I. war in der ersten Zeit seiner Regierung bestrebt, dem Volke eine menschenwürdigere Existenz anzubahnen. Die Ostseeprovinzen standen kulturell immerhin höher als die innern Gouvernements Rußlands. Hier sollten die ersten Schritte zur Aufhebung der Leibeigenschaft getan werden. Dieser Akt fand in den Ostseeprovinzen im Jahre 1804 statt, wobei die

Gebundenheit der Bauern an die Scholle, — glebae adscriptio — noch bestehen blieb. Erst 1819 wurde auch diese unter Wahrung des Eigentumrechts der Großgrundbesitzer aufgehoben, damit zugleich die unbeschränkte Verfügung über das Land diesen zugestanden. Die zur Abrundung des Gutsareals getroffenen Einrichtungen gereichten dem Bauern nicht zum Vorteil. Beiläufig sei hier bemerkt, daß die „Hörigkeit" des Bauern in Preußen auch erst 1810 aufgehoben wurde.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand der Umschwung statt, der in jeder Beziehung der indigenen Bevölkerung freie Bahn zur weitern Entwickelung materiell und intellektuell eröffnete.

Die Agrarordnung von 1849, die nach einigen Abänderungen 1860 ihre definitive Fassung erhielt, gewährleistete die wirtschaftliche Selbständigkeit des Bauernstandes. Schon im Jahre 1842 wurde ein bestimmter, ansehnlicher Teil des von den Bauern bewirtschafteten sogenannten Bauerlandes dem Bauernstande zur Nutzung reserviert und konnte nicht vom Gutsherrn „eingezogen", d. h. mit dem Hofslande vereinigt werden.

Die Frone wurde abgeschafft, die Geldpacht wurde eingeführt; durch Gewährung eines gut bemessenen Kredits gelangte der Bauer zum Besitz eines Gesindes (Bauernhofes). Zu dem Zweck wurde eine Bauerrentenbank gegründet, später in wirksamerer Weise in der livländischen Kreditsozietät Kredit eröffnet, um den Übergang des Bauerlandes in bäuerlichen Besitz zu befördern. So sind davon bis jetzt in Livland über 90 % zum Eigentum derer geworden, die es bearbeiten. Die schwierige Frage der „Ablösung", entsprechend dem verschiedenen Wert der Ländereien, ist allmählich ohne Zwang erfolgreich erledigt worden, während im Innern Rußlands die Lösung durch die Loskaufoperation forziert worden ist. Die nachteiligen Folgen haben sich später nur zu deutlich herausgestellt. Wenn gegenwärtig die Loskaufschulden erlassen worden sind, so ist darauf hinzuweisen, daß nicht durch Schenkungen, sondern durch Arbeit ein Besitz in fördernder Weise erlangt wird. Der Übergang zu einer rationelleren, mehr intensiven Wirtschaft brachte die Gutsbesitzer zu höherem Wohlstande.

Das kam auch dem Bauern zugute, der bei festem Besitz die Kosten der Verbesserungen nicht zu scheuen brauchte. Die Dreifelder-Wirtschaft wurde verlassen; mit dem Kleebau konnte die Viehzucht mit besserem Erfolge betrieben werden; der Kartoffelbau brachte durch Verkauf an die Branntweinbrennereien bares Geld ein, während in anderen Gegenden der Flachsbau gewinnbringend war.

Die Löhnung der Hofsarbeiter stieg, so daß diese, insbesondere wenn Weib und ältere Kinder mitarbeiteten, Ersparnisse machen und eine Pachtstelle übernehmen konnten. Der Pächter wurde, bei guter Wirtschaft und Sparsamkeit in den Stand gesetzt sich ein kleines Anwesen zu erstehen, mit der Zeit einen Bauernhof zu kaufen. In dieser Weise ist das Bauerland fast vollständig in den Besitz der indigenen Bevölkerung übergegangen. In welchem Maße der Wohlstand zugenommen hat, erkennen wir an den Millionen, die von der Bauernschaft in den Sparkassen angehäuft sind, an der Verbesserung der Wohnung, der Kleidung, der Nahrung, an den geselligen Veranstaltungen, landwirtschaftlichen Vereinen. Mit der Aussicht, durch fleißige Arbeit und Nüchternheit sich Besitz zu erwerben oder ihn sich zu sichern, hat die Trunksucht nachgelassen, während im Innern des Reiches sie in dem Maße zunimmt, wie die Hungersnot sich verbreitet.

Doch solche Erfolge können nur erreicht werden, wenn Intelligenz und sittliche Bildung durch Schule und Kirche gefördert werden. Es bedarf keiner eingehenden Schilderung, wie durch Elementar- und Parochialschulen der Weg zu höherer Bildung eröffnet wurde, so daß sich die Zahl derer, die sich dem Universitätsstudium zuwenden konnten, mehrte. An gebildeten Landwirten, Ärzten, Apothekern, Rechtsanwälten, Predigern, Lehrern estnischer und lettischer Abkunft fehlt es jetzt nicht. Die deutsche Verwaltung hat aus ritterschaftlichen Mitteln die Lehrerseminare geschaffen, die Leitung des deutschen Pastors hat in der Schule Sitte und Religion zu erhalten und zu fördern gesucht. Die materiellen Bedürfnisse der Schulen wurden großenteils von den Gutsbesitzern befriedigt. Die Statistik ergibt, daß die Zahl der Analphabeten nicht die der meisten europäischen Staaten über-

trifft und geringer ist, als die der romanischen und slavischen Nationen. Auch die Zahl der Volksschulen hat im Laufe der Zeit eine ansehnliche Steigerung erfahren. Die Ausbildung der Sprache und der Literatur des Volkes wurde von Deutschen in die Hand genommen. Insbesondere die Prediger haben sich dabei beteiligt. Die Bibelübersetzung ins Estnische und Lettische, die Edition der Gesangbücher, des Katechismus in der Landessprache sind aus der Initiative und mühevollen Arbeit der Seelsorger hervorgegangen. Ein Mann wie Pastor Bielenstein steht einzig da in seiner wissenschaftlichen Behandlung der lettischen Sprache. Das beste estnische Lexikon verdankt man dem Akademiker Wiedemann. Die gelehrte estnische Gesellschaft in Dorpat ist eine deutsche Schöpfung.

Vergleicht man den Bildungsstand der Esten und Letten mit dem der Bevölkerung des Innern Rußlands, so muß einem recht verständlich werden, in welchem Geist, mit welchen Zielen und welchem Erfolge an der Bildung der Nationalen in den Ostseeprovinzen gearbeitet worden ist. Noch zu erwähnen wäre der Fürsorge auf dem Gebiete des sanitären Wesens und der Armenpflege. In der primitivsten Weise sehen wir die Kranken der Gemeinde von den Hausfrauen mit „Medizin" bedacht. Mag bei gutem Erfolge die Suggestion wesentlich mitgewirkt, bei den Spendern die Autosuggestion nicht gefehlt haben — ein Zug des Wohlwollens für das Landvolk ist dabei nicht zu verkennen. Die Anstellung von Landärzten auf Kosten der Gutsbesitzer hat diese Heilversuche beiseite gesetzt. Ausbildung von Hebammen ist eine stete Sorge des Landtags gewesen. Wem kommen die Bemühungen zur Bekämpfung der Lepra, zur Unterbringung der Irren zugute? Wesentlich doch nur dem Landvolk, während die Gutsbesitzer an den Kosten teil haben. Sie haben zu allen diesen Institutionen die Initiative ergriffen, die Organisation in die Hand genommen.

Und die Armenpflege in den Städten, wo man ihrer am dringendsten bedarf, — wer hat sie organisiert, wer schafft die Mittel dazu und wem kommt sie wesentlich zugute?

Wieviel Segen hat der Dorpater Hilfsverein mit seinen Waisen- und Armenhäusern, Kinderbewahranstalten und ähn-

lichen Wohltätigkeits-Einrichtungen gestiftet! Obgleich der Wohlstand unter der indigenen Bevölkerung in den letzten Dezennien beträchtlich gestiegen ist, läßt sie sich wenig angelegen sein, bei Bekämpfung der Armut und des Elends mitzuwirken, während Volksfeste, Theatervorstellungen in Stadt und Land häufig genug vorkommen.

Im Jahre 1866 ist die Gemeindeverwaltung von der Gutsverwaltung unabhängig gemacht worden. Ist jener auch die russische Geschäftsführung widersinniger Weise oktroyiert worden, so daß der Gemeindeschreiber die Hauptrolle spielt, so ist es doch ein Fortschritt in der Selbstverwaltung.

Das ausschließliche Recht auf Erwerb eines Rittergutes, das dem Adel reserviert war, wurde vom Landtag schon im Jahre 1864 aufgegeben. Reformen in der Landesverfassung, die vom Landtag schon längst angebahnt worden waren, sind in dem eben abgehaltenen Provinzialrat vorbereitet worden. Vielfach hat eine Verständigung mit den Delegierten des Bauernstandes durch Entgegenkommen der Vertreter des Großgrundbesitzes stattgefunden.

Fassen wir übersichtlich zusammen die Ergebnisse der Arbeit der Deutschen an der materiellen und intellektuellen Förderung der Landbevölkerung, so ergibt sich, daß alles was sich in ihr an Bildungselementen vorfindet, ein Erzeugnis germanischer Kultur ist. Und diese ist ihnen zugetragen worden ohne das nationale Wesen zu zerstören, ja, wie wir gesehen haben, unter dessen Förderung.

Wer will für die Arbeit der Deutschen am Landvolk in dem letzten halben Jahrhundert Dank erwarten? Wie im Verkehr der Staaten untereinander das eigene Interesse alle ethischen Rücksichten überwiegt, so gilt das in noch höherem Maße in dem Verhalten verschiedener Nationalitäten zu einander. Wenn wir nun betrachten, welche Stellung das Landvolk in den letzten Dezennien den Deutschen gegenüber eingenommen hat, so wird für die Beurteilung auch nur das Moment hervorzuheben sein, ob es im Interesse der Esten und Letten lag, in ungezügelter Opposition Stellung zu nehmen.

Männer wie Dr. Kreuzwald und Dr. Fählmann sind bildend und fördernd für ihre Landsleute eingetreten, ohne die Deutschen zu verunglimpfen. Was diese Männer an verständiger Fürsorge geboten, wie segensreich ihre Wirksamkeit gewesen, bedarf keiner näheren Ausführung. Sie erkannten, daß die kulturelle Förderung den Deutschen zu verdanken sei. Wie anders die politischen Führer der späteren Zeit! Ihre Tendenzen hat die Agitation der Gegenwart mit fanatischem Eifer sich angeeignet. Verleumdung und Verunglimpfung aller derer, die den deutschen Namen tragen, insbesondere der Großgrundbesitzer, bilden ständige Artikel in ihrem Repertoir. Systematisch werden die Greuel der letzten Zeit totgeschwiegen, gewissermaßen als natürliche Folgen der Unbill, die von den Deutschen ihnen angetan, gestempelt. Statt das Gewissen des Volkes zu wecken, wurde es eingeschläfert und verwirrt. Der Wohlstand und die Bildung, die im Laufe der Jahre sich im Volke verbreitet haben, steigerten nur den Hochmut und die Feindseligkeit, — haben in keiner Weise die sittliche Haltung gefördert. Bei zunehmender Bildung wäre ein Fortschritt in sittlicher Hinsicht zu erwarten gewesen, wenn diejenigen, die sich zu Leitern des Volkes berufen fühlten, statt Begehrlichkeit und Haß zu erwecken, ein Zusammenwirken mit den Deutschen zu gemeinschaftlicher Förderung des Gemeinwohls angebahnt hätten. Mit wenigen anerkennenswerten Ausnahmen sind es die Nationalen höherer Bildung, die jene Hetzpresse ins Leben gerufen haben. Nur wenige Blätter suchen einen versöhnlichen Einfluß auszuüben. Jene verderbliche Saat geht dann üppig auf in den verschiedenen Vereinen, die an und für sich nützlichen Zwecken dienen sollen; so in den landwirtschaftlichen und der Geselligkeit dienenden, nicht weniger in den Mäßigkeitsvereinen, die notorisch mehr politischen Agitationen entsprungen sind, als dem Zweck, dem Alkoholgenuß zu steuern. — Der livländische Verein zur Förderung der Landwirtschaft hat sich stets angelegen sein lassen, die Interessen des Landvolks bei den Ausstellungen in Dorpat eingehend zu berücksichtigen, — der estnische Verein tritt störend dazwischen, indem er den Termin seiner Ausstellung ein paar Tage vor jenen an-

setzt. In den Kirchen- und Kirchspielskonventen scheinen den Repräsentanten der Bauergemeinden, die zur Wahrnehmung der gemeinschaftlichen Interessen des Kirchspiels hinzugezogen wurden, diese weniger am Herzen zu liegen, als die Tendenz den Gutsbesitzern wacker Opposition zu machen. Wie ist endlich das sittliche Niveau des Landvolks, insbesondere im letzten Jahrzehnt in kläglicher Weise herabgesunken. Der religiöse Sinn ist so weit gesunken, daß von Abschaffung der Religionsstunden in der Schule die Rede ist. Davon ist kein weiter Schritt zu den Kirchenschändungen. Zerstörungen der Kaiserbilder und gewaltsame Beseitigung von Gemeindeverwaltungen lassen erkennen, daß es sich hier nicht um Agrarunruhen handelt.

Eine schwere Schuld hat, wie wir gesehen haben, die ungezügelte Hetzpresse auf sich geladen. Versuchen wir wenigstens, um zu einem weiteren Urteile zu gelangen, ein Verständnis zu gewinnen, wie es dazu hat kommen können, wenn man sie von der Verantwortung für das Unheil, das sie angerichtet, auch nicht freisprechen kann. Denn das „tout comprendre c'est tout pardonner" ist nur eine Halbwahrheit.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, in welchen Verfall die Volksschulen geraten sind durch die Russifizierung und durch Einsetzung der Lehrer nach Belieben der Schulinspektoren, die den Einfluß der Geistlichkeit ausschloß. Die früheren, bewährten Lehrer wurden verabschiedet und neue angestellt, an die keine anderen Anforderungen gestellt wurden, als einige Kenntnis der russischen Sprache zu besitzen und 17 Jahre alt zu sein. Ob sie in sittlicher Hinsicht zu ihrem Beruf geeignet waren, trat vollständig in den Hintergrund. Die Folgen blieben nicht aus: die erstrebte Russifizierung gelang nicht, da die russische Sprache im Volke eine tote ist, und der Drill in der Schule nicht einmal zur Kenntnis der russischen Sprache führt. Wie schwerwiegend war aber der Rückgang der intellektuellen Ausbildung in der sittlichen und religiösen Entwickelung!

Wollen wir volle Einsicht gewinnen in die unheilvollen Vorgänge der letzten Jahre in unseren Provinzen, so müssen wir neben diesen inneren Schäden auch die von außen eindringenden verderblichen Einflüsse ins Auge fassen.

Schon seit mehreren Jahren haben in die lettische Bevölkerung sozialistische Lehren Eingang gefunden und zur Bildung von Geheimbünden geführt. Dann haben diese Lehren, wenn auch nicht in demselben Maße bei den Esten wie bei den Letten, insbesondere die Fabrikarbeiter beeinflußt. Die revolutionäre Bewegung in Rußland setzte diesen Zündstoff in hellen Brand. Zu nahe stehen uns die Ereignisse dieser Periode, als daß auf den Gang der revolutionären Bewegung näher einzugehen wäre. Die doktrinären Prinzipien des Umsturzes, die in der Utopie einer lettischen Republik gipfelten, treten gegenwärtig weniger hervor, aber die Demoralisation, die sie erzeugt haben, ist nicht zu verkennen.

Die Volksbeglücker der Reichsduma verlangten, daß, wie in Rußland so auch bei uns, dem „Landhunger" abgeholfen werde, daß jeder Bauer genügend Land besitzen müßte, ein Hirngespinst, das in Rußland als dringendes Postulat erscheint. Das Eigentumsrecht, eine der Grundlagen zivilisierter Staaten, kommt dabei nicht in Betracht.

Es verschlägt nicht, daß in den Ostseeprovinzen von einer Notlage in dieser Beziehung nicht die Rede sein kann. Haben wir doch schon erörtert, in wie geordneter Weise unserem Landmanne die Wege geebnet sind, durch Arbeit und Sparsamkeit mit der Zeit zu Grundeigentum zu gelangen. In keinem geordneten Staatswesen, noch weniger in dem ungeordneten, wie etwa im Bereich des Islam, findet in der, von der russischen Demokratie geforderten Weise, Erwerb von Landbesitz statt. Wenn hier eingewandt wird, Rußland sei berufen eine neue Staatsordnung auf demokratisch-sozialistischer Grundlage einzuführen und das westliche Europa mit dieser Errungenschaft auf eine höhere Stufe zu bringen, so mag man getrost die Realisierung dieser uferlosen Theorien abwarten.

Aus den vielen unheilbringenden Faktoren, wie die Russifizierung der Volksschulen unter Leitung sittlich und intellektuell minderwertiger Lehrer, der Einfluß demokratischer und sozialistischer Lehren, die die gegenwärtigen Wirren und Ausschreitungen vorbereitet haben, wird einem die revolutionäre Massenpsychose erklärlich. Das Erwachen aus diesem pathologischen Zustande wird

aber nicht ausbleiben und hoffentlich einer nüchternen, vorurteilsfreien Beurteilung Raum geben.

Welche Forderungen können unsere Heimatgenossen zu ihrem weiteren Gedeihen vernünftigerweise vorbringen?

Der Großgrundbesitz ist jedem ohne Unterschied des Standes zugänglich, sofern er die erforderlichen Mittel aufzubringen vermag. Sind diese tatsächlich mehr in den Händen der Deutschen, so ist doch das Feld frei für den Wettbewerb auf ökonomischem Terrain. Von Privilegien, die mit dem Großgrundbesitz verbunden wären, kann nicht mehr die Rede sein, — sind doch als letzte Reservate Jagdrecht, Brennerei- und Braurecht im Provinzialrat aufgegeben worden. Die Selbstverwaltung und Polizei ist den Gemeinden übergeben worden. Die Gemeindeverwaltung soll eine allständische werden. In den Kirchen und Kirchspielskonventen ist der Großgrundbesitz in keiner Weise bevorzugt. Weitere Ausbildung auf Mittelschulen und Hochschulen steht den Nationalen offen im Verhältnis zum wachsenden Wohlstand.

Wohin wir blicken mögen — die Bahn ist frei. Wohlan, die Kräfte, die mit der höheren Bildung bei steigendem Selbstgefühl sich entfalten, mögen dem Ziele zustreben, das Deutschtum zu überflügeln! Ist der Deutsche lässig und zur Arbeit nicht geschickt, so darf er sich nicht beklagen, wenn er im Wettkampf unterliegt und in den Hintergrund tritt. Im sozialen Leben vollzieht sich unabänderlich das physikalische Gesetz, daß die Wagschale schwerer wiegt, in die man mehr und konsistenteres hineinzutun vermag. Und wahrlich, der Deutsche hat mit Ernst diese Konkurrenz aufzunehmen! Den Nationalen, insbesondere den Esten, gehen die Eigenschaften nicht ab, die ihn in ökonomischer Hinsicht zu fördern geeignet sind. Er hat das Zeug zu einem tüchtigen Ackerwirt, ist fleißig, ausdauernd, sparsam und im ganzen nüchtern, seitdem sein Besitzstand sich konsolidiert hat, seitdem ihm die Möglichkeit gegeben ist, durch Arbeit und Sparsamkeit zu Besitz zu gelangen.

Immer wieder erhebt sich die Frage: Woher denn diese tiefe Kluft, die zwischen den „Heimatgenossen" sich aufgetan hat?

Im tiefsten Grunde mag das erhöhte Selbstgefühl der gebildeten Nationalen eine Mißstimmung erzeugen in der Voraussetzung, man sehe sie in kultureller und sozialer Beziehung nicht als gleichwertig gegenüber den Deutschen an. Sie sollten nicht vergessen, daß in wenigen Dezennien der Bildungsstand nicht erreicht werden kann, den jene im Laufe vieler Jahrhunderte sich angeeignet haben. Bei regem anhaltenden Streben nach Verallgemeinerung und Vervollkommnung der Bildung mag sich jener Unterschied ausgleichen. Der Deutsche, im Gefühl seiner höheren Bildung und gesellschaftlich bevorzugten Stellung, zu der er in der historischen Entwickelung des Landes gelangt ist, hat freilich oft genug darin gefehlt, daß er ein rechtes Entgegenkommen dem Volke gegenüber vermissen ließ. Daran knüpft sich zum Teil die ablehnende Haltung der gebildeten Nationalen, wenn ihnen die Hand zu gemeinsamem Wirken für die Heimat jetzt geboten wird.

Viel trägt zur oppositionellen Stellung dieser Mangel gesellschaftlichen Verkehrs bei. Eine Grundbedingung gesellschaftlichen Verkehrs ist aber gegenseitige Achtung. Wie ist ein solcher Verkehr möglich, so lange systematisch der Kampf in widerwärtiger, abstoßender Weise in dem Gebaren der „nationalen Intelligenz" geführt wird. Ist denn in den progressistischen und sozialdemokratischen Blättern auch nur eine Spur von pädagogischen, die Sittlichkeit fördernden Tendenzen zu finden?

Die Prätension der Nationalen, die Führung im Lande zu übernehmen, wobei das deutsche Element immerhin als kultureller Faktor nebenbei sich geltend machen möge, ist gefördert worden durch das Bestreben der Regierung, das deutsche Wesen zugunsten der indigenen Bevölkerung zu unterdrücken. Divide et impera. Hatten die Esten und Letten bisher einen Rückhalt in der Regierung, so stiegen ihre Ansprüche unter der revolutionären Bewegung ins Ungemessene.

Das Wahlgesetz ruft die Massen zur Wahlurne ohne Berücksichtigung der sozialen Stellung und Intelligenz. Es wägt nicht, es zählt nur. Ohne innere Berechtigung werden die Ostseeprovinzen in der Reichsduma ausschließlich von Nationalen vertreten. Rücksichtslos haben sie diese Konstellation ausgebeutet und

sind mit gesteigertem Selbstgefühl mit vollen Segeln in die linksstehenden Parteien eingetreten. Dadurch ist die Kluft noch vertieft worden und noch schwerer zu überbrücken, denn die deutschen Balten, gesundem Fortschritt zugänglich, sind kaisertreu und den Umsturzideen nicht zugänglich.

Wir wollen absehen von der Eventualität, daß die extremen Parteien im Reiche zur Herrschaft gelangen — wer könnte sich im Chaos zurechtfinden — gehen wir lieber von der Voraussetzung aus, daß die Lenkung des Staates in festen Händen bleibt.

Nur unter dieser Voraussetzung ist ein gegenseitiges Verständnis, ein friedliches Zusammenwirken der Heimatgenossen anzubahnen, eine gefestigte Grundlage zum Gedeihen unserer Heimat zu gewinnen.

Wollen wir näher eingehen auf die Bedingungen zur Erreichung eines solchen Zweckes, — dann gilt es vor allem über die Schwierigkeiten einer Wendung zum Besseren sich nicht zu täuschen. Wenn der Bildungsstand unter der deutschen Jugend durch die Russifizierung der Schule und der Universität Dorpat in kläglicher Weise herabgesetzt worden ist, so ist der zerstörende Einfluß durch jene Russifizierung und die Revolution unter den Nationalen, wie wir gesehen haben, noch viel eingreifender gewesen. Da ist kaum darauf zu hoffen, daß die nationale „Intelligenz" der jetzigen Generation aus dem Irrgarten, in dem sie sich verfangen hat, einen Ausweg suchen und finden wird.

Auch die Schuljugend der letzten zwei Dezennien ist verseucht, und so lange der Volkslehrerstand, wie wir ihn geschildert, fortbesteht, ist auf eine Reorganisation der Schule nicht zu rechnen. Ein Blick auf die Zustände der Volksschulen in Südlivland und Kurland, auf den Terror, der vom geheimen Verband der Lehrer ausgeht, trübt die Hoffnung auf eine baldige Änderung zum Besseren, zumal auch die Kirche in ihrer Wirksamkeit gelähmt ist.

Da gilt es den Mut nicht sinken zu lassen, der Verpflichtungen eingedenk zu sein, daß die Deutschen, so viel an ihnen ist, nichts unterlassen dürfen, die Zustände der gemeinsamen Heimat in gesundere Bahnen zu lenken. Wenn bei ihnen gegenwärtig das Bestreben, zunächst ihr Deutschtum in engerem Zusammenschluß zu

wahren, stärker hervortritt, so soll damit in keiner Weise die Wirksamkeit für das Allgemeinwohl, für einen neuen Aufbau haltbarer, gedeihlicher Zustände außer acht gelassen werden.

Welche Maßregeln sind zu dem Zweck zu ergreifen?

„Selbstverwaltung" ist heutzutage das Schlagwort, das im Reich und insbesondere in den „Grenzmarken" die Mißwirtschaft oder Bureaukratie beseitigen und eine erfolgreiche Erneuerung herbeiführen soll. Wir wollen hier absehen von der verblüffend törichten Auffassung der „Autonomie", wie sie in den Hochschulen verstanden wird. Fragen wir uns lieber, wie sie sich bei uns gestalten wird, wenn sie überhaupt zur Geltung gelangen sollte. Die „Selbstverwaltung" wird uns nichts Gutes bringen, so lange sie, wie es jetzt der Fall ist, von den Nationalen ausschließlich beansprucht wird. Die Mißstände in der städtischen Verwaltung, soweit sie in Händen der Esten und Letten ist, lassen uns einen Einblick tun in die schlimmen Folgen einer eventuellen Erfüllung solcher Ansprüche. Es ist ganz untunlich, in dieser Frage nationale Momente zur Geltung zu bringen. Versteht es sich doch von selbst, daß nur die persönliche Leistungsfähigkeit, Gemeinsinn und Zuverlässigkeit hier maßgebend sind. Sind unsere Heimatgenossen zu dieser Einsicht gelangt, so ist viel gewonnen: Gemeinsame Arbeit und das Bestreben, die zerstörenden Einflüsse der Russifizierung zu beseitigen.

Man gebe sich nicht der Hoffnung hin, der Freiheitstaumel der Dumaredner werde solche Hemmungen, die uns das Nivellierungssystem aufzwingt, sprengen. Nicht nur das deutsche Wesen, auch die Eigenart der Indigenen ist dem Russen antipathisch. Fundamentale Reformen der Schulverhältnisse werden noch lange auf sich warten lassen. Wieviel Zeit erfordert die Bildung tüchtiger Lehrer für Volks- und Elementarschulen. Erfaßt man die Schwierigkeit dieser Aufgaben, hegt man die begründete Befürchtung, die Schraube der Russifizierung stehe wohl zeitweise still, gehe aber nie zurück, so möchte man fast den Mut sinken lassen. Da müssen wir des Wortes gedenken: „Die sittliche Weltordnung setzt sich durch gegen die Bestrebungen der Mächtigen, — aber sie nimmt sich lange

Zeit.“ Wollen wir diese lange Zeit nicht unbewußt vorübergehen lassen, sonst geraten wir in die Gefahr der Versumpfung.

So weit sich absehen läßt, dürfte auf eine Verständigung mit der nationalen „Intelligenz“ nicht zu rechnen sein; aber in weiten Kreisen des Landvolks, zumal des besitzlichen, fehlt die Einsicht nicht, daß die sozial-revolutionäre Bewegung nur Unheil gestiftet hat, daß ihr Besitz und gedeihliche Wirtschaft nur durch geordnete Verhältnisse gesichert sind. Auch der Pächter vorteilt unter diesen Verhältnissen. Freilich ist es unerläßlich, daß von seiten des Grundbesitzers nicht Bedingungen gestellt werden, die durch die Konkurrenz allenfalls zu erreichen, aber für den Pächter drückend sind. Insbesondere in schweren Jahren, bei Mißwachs und anderen Kalamitäten sollte ihm Unterstützung zuteil werden.

Endlich die so viel bemitleideten „Landlosen“! Wie steht es mit diesen in unseren Provinzen? Sie sind in der Tat meist in günstigerer Lage als die Pächter, unter Umständen auch mehr gesichert wie die Besitzer. Unabhängig von den wechselnden Ergebnissen der Landwirtschaft, bei festen herabgesetzten Preisen, zu denen sie meist von den Gutsbesitzern Korn beziehen, haben sie ein sicheres Einkommen, so lange sie fleißig und willig ihre Arbeit leisten. Klagen über Forderung höherer Löhne hört man am häufigsten von den Gesindebesitzern. Für die „Gutsherrschaft“ ergibt sich gerade in diesem Teil der ländlichen Bevölkerung ein reiches Feld fürsorgender Tätigkeit: Verbesserung der Wohnungen, mäßige Forderung in der Arbeitsleistung, Hilfe in Not- und Krankheitsfällen, freundliche Behandlung. So könnte die Kluft überbrückt werden, die durch den nationalen Zwiespalt entstanden ist.

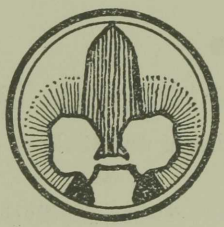
Gelingt es die Volksschulen mit der Zeit in das richtige Geleise zu bringen, in einem Lehrerseminar zuverlässige Lehrer, die in der Volkssprache unterrichten, zu bilden, so hat man Aussicht auf einen guten Nachschub. Die pädagogische Leitung der Pastoren, die in den Volksschulen früher so segensreich sich gestaltete, wird kaum wieder herzustellen sein, wohl nur der Religionsunterricht ihrer Fürsorge anheimfallen. Um so mehr wird eine sorgfältige Schulverwaltung den Unterricht zu überwachen haben.

Mit schwerer Sorge kann einen die in weiten Kreisen hervortretende Entfremdung von der Landeskirche erfüllen. Unter dem Landvolk, das noch zur Kirche sich hält, hat sich die nationale Bewegung in störender Weise geltend gemacht. Der deutsche Pastor soll verdrängt und durch einen Kandidaten indigener Abkunft ersetzt werden. Lassen wir die Fragen, in welchem Lager die mehr für das Amt geeigneten zu finden sind, beiseite, so ist es doch jedenfalls ein falscher Standpunkt, die Nationalität als maßgebend anzusehen. Der fördernde Einfluß der Geistlichkeit ist nicht gestiegen, seit so viele Indigene die Kanzel bestiegen haben. Daß sie doch dem Volke zu Gemüte führen wollten, welcher Schatz für das Seelenleben ihm in der evangelischen Kirche geboten ist! Ihr verdankt es die freie religiöse Entwickelung, die den Menschen nie als „fertig" einen Abschluß finden, sein Gewissen nicht einschläfern läßt im Bewußtsein, bestimmten Satzungen nachgekommen zu sein. Mit der feindlichen Stellung gegen die Deutschen wenden die Nationalen auch der Kirche den Rücken, statt daß das gemeinschaftliche Bekenntnis die Heimatgenossen verbinden sollte.

Wir haben nachzuweisen gesucht, wie auf Grundlage gemeinsamer Interessen in jeder Beziehung eine zielbewußte gemeinsame Arbeit zur Förderung des Gemeinwohls geboten ist. Zur Bestätigung dessen bedarf es nur einer vorurteilslosen Gegenüberstellung der Zustände des inneren Rußland mit denen der Ostseeprovinzen, wie diese seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich gestaltet haben. Wollen wir absehen von den Wirren der letzten Jahre und ihren verderblichen Folgen, so ist doch die zunehmende Wohlfahrt in ökonomischer Hinsicht und der Fortschritt in intellektueller Ausbildung unverkennbar. Wer will es denn leugnen, daß es unter dem Einfluß der deutschen Bevölkerung dahin gekommen ist? Die Sturm- und Drangperiode wird doch ruhiger Überlegung weichen. Dann wird auch die Einsicht Eingang finden, daß der intellektuelle Fortschritt mit einem sittlichen sich verbinden muß.

Nicht annähernd vermögen wir den Ausgang dieser Wirren zu erkennen und deren zerstörende Wirkung zu ermessen, aber

das unsichtbare Walten einer höheren Macht im Geschicke der Völker wird auch hier im Laufe der Zeiten Klärung, eine haltbare Neugestaltung zuwege bringen, wohl noch früher in unseren baltischen Provinzen, wo eine haltbare Grundlage für gemeinsames Streben und Wirken trotz nationaler Gegensätze geboten ist. Wollen wir nicht die Hoffnung aufgeben, daß dann Esten und Letten ohne Rückhalt den Deutschen die Hand reichen als friedliche Heimatgenossen.



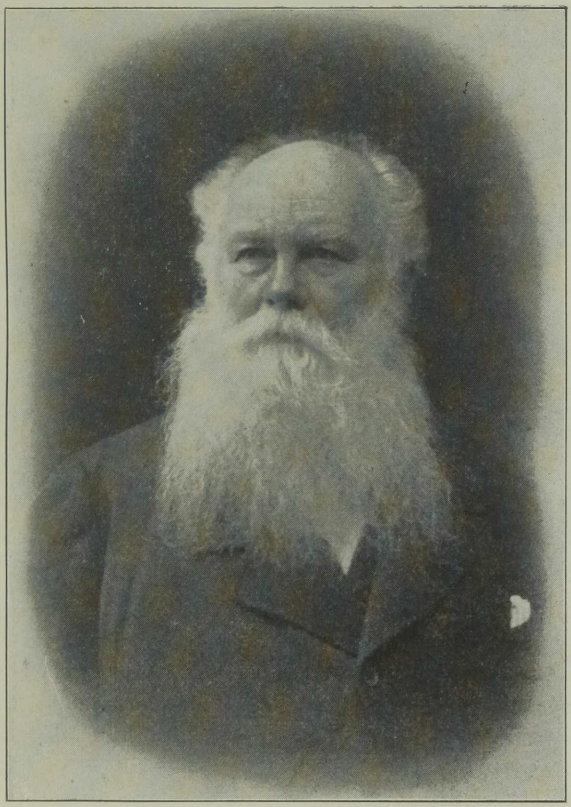
Leopold von Pezold.

Gestorben den 22. April 1907.

Von

Professor Dr. **Arthur Böhtlingk** - Karlsruhe.

Mit Leopold von Pezold ist ein Balte von echtestem Schrot und Korn dahingegangen. Geboren zu Fellin am 18. Juli 1832 als Sohn des Portraitmalers August von Pezold und seiner Ehefrau Karoline, geb. Tiling, ist er zwar schon frühzeitig weit fort gekommen und schließlich als fast 75jähriger zu Karlsruhe im Badischen gestorben, — und doch war Keiner in der heimatlichen Erde tiefer gewurzelt, unauflöslicher mit ihr verwachsen. Um sich hiervon zu überzeugen, genügt ein Blick in seine „Schattenrisse aus Revals Vergangenheit", die er füglich auch „Wahrheit und Dichtung" hätte überschreiben können, so meisterhaft weiß er mit seiner köstlichen Erzählungskunst den eigensten Werdegang zu objektivieren und so zur Geschichte seiner Umgebung, seiner Zeit und Landesgenossen, der Heimat als solcher, zu erweitern. Der „Ogorodnik" oder „Gartenmann" im Revalschen Stadtgraben, mit seinen preiswerten Gurken und Melonen, denen



W. Pezold.

kein durstiger Gaumen zu widerstehen vermag, dem „Höfchen", welches dem Kinde jahrelang eine Welt war, die kurze „Freudenzeit von Alt und Jung", oder der Landaufenthalt im Sommernest, gar die Schilderung von „Tante Gustchens" Kinderschule — wer vermöchte diese liebenswürdigen, von Geist und Humor sprühenden Blätter zu lesen, ohne sich aufs innigste „angeheimelt" zu fühlen! Welchem Balten erwachen nicht dabei die eigenen ersten Jugendeindrücke im Grunde des Herzens zu neuem Leben?

Da der Vater in St. Petersburg Akademiker wurde, gelangte der Knabe auf die Annenschule an der Newa, in die weltoffene Großstadt. Nur um so wärmer und höher jedoch schlug ihm das Herz, da er, heimgekehrt, als Student auf die Universität nach Dorpat kam.

Wie ist er in seiner „Estonia" aufgegangen! Ihre Ideale wurden die seinigen, die seinigen sollten die ihrigen werden. Auf derartigen „Körperschaften" oder Vereinen, bemerkte er in späterem Rückblick, beruhe die ganze baltische Kultur. Die Befürchtung, daß sie auf den Staat als solchen zersetzend wirken könnten, weist er auf das entschiedenste von der Hand. Die Privat-Verbände bilden die „staatliche Moral" vielmehr erst aus. „Die Vereine fügen sich dem Ganzen an: was zuerst nur 20 Männer gemeinsam erstrebten, wird — wenn es sich als gut, nützlich, edel erweist — bald Arbeitsfeld und Zweck Vieler, endlich Recht und Pflicht des Ganzen. Das ist die Gesellschaftsschule, in welcher die Balten erzogen sind. — — — Auf welches Niveau sänken Liv-, Est- und Kurland hinab, ohne diese Summe ununterbrochener freiwilliger Arbeit zum allgemeinen Besten? Auf welchem sittlichen und geistigen Niveau ständen sie, wenn sie den Trieb zu solcher Vereinstätigkeit und Vereinsfreude nicht gehabt und ins Werk gesetzt hätten? Vereinsarbeit ist überall Bedingung und Zeugnis der Kultur, in den Ostseeprovinzen ist sie nicht bloß gesellschaftliches Lebensbedürfnis, sondern Lebenskunst. Vereinsarbeit ist Pflicht, Ehrgeiz, Lust, Vergnügen. In ihnen pulsiert die Lebenskraft des Landes, sein Idealismus, sein reales Können. Es sind alles „Staaten im Staat", d. h. „Organe im ganzen Organismus." Die studentischen Vereine oder Lands-

mannschaften seien mit den Provinzen so verwachsen, daß ihre Geschichte die Geschichte dieser selbst bildet. Der „Burschenstaat" erziehe die brauchbarsten nnd zuverlässigsten Kräfte für den Gesamtstaat. Seine „Estonia" gab ihm solcherweise die Richtung fürs Leben, mit dieser zugleich die Geistes- und Weggenossen, mit denen er in seiner Herzenstreue unauflöslich verbunden geblieben ist.

Einer alten Überlieferung der Familie Pezold entsprechend, welche einst wegen ihrer evangelischen Glaubenstreue aus dem Österreichischen ausgewandert war, sollte er als Erstgeborener Pastor werden. Er hat denn auch während seiner ersten Studienjahre Theologie studiert, um jedoch — wohl weil die herrschende Richtung seinem regen Geiste eine zu starre und enge war — sich schließlich dem Studium der Geschichte zuzuwenden. Das Künstlerblut in seinen Adern erwies sich indes mächtiger noch, als sein wissenschaftlicher Trieb. Nachdem er zwei Jahre lang beim Gouverneur Baron von Rosen als Erzieher seiner Söhne im Hause geweilt hatte, griff er kühn zum Wanderstabe und zog als Kunstjünger an den Rhein nach Düsseldorf. Hier tat es ihm besonders Meister Lessing an, damals der berühmteste Historienmaler Deutschlands, nicht nur mittelst seiner Kunst, sondern durch seine ganze Persönlichkeit. Als Lessing 1858 an die, unter Schirmer, jüngst errichtete Kunstschule nach Karlsruhe übersiedelte, zog er Pezold nach; mit ihm zugleich dessen 7 Jahre jüngeren Landsmann Eduard von Gebhardt, der in Petersburg bereits als Akademieschüler im Pezoldschen Hause gewesen war, und den Leopold wie einen jüngeren Bruder ins Herz geschlossen hatte. Lessing wurde, meint Pezold in seiner sinnreichen Schrift „Vor vierzig Jahren" (Karlsruhe 1903), der Schöpfer einer neuen Periode geistigen Lebens in Karlsruhe; seiner durch künstlerische Begabung und Charaktergröße gleich hervorragenden Persönlichkeit fiel die unbestrittene Führerschaft zu. Auch der treffliche Schirmer, dem Großherzog Friedrich die Gründung der Kunstschule übertragen hatte, war aus Düsseldorf herübergekommen. Von dort kamen auch Des Coudres und Adolf Schrödter, die ebenfalls Pezolds Lehrer wurden. So

blühte die junge Karlsruher Pflanzung zunächst in jenem Düsseldorfer Geiste heran, welcher um die Mitte des 19. Jahrhunderts innerhalb der bildenden Künste in deutschen Landen der herrschende geworden war; die ebenso sinnige als anmutige, heimatliche Art mutete den jungen Balten im Innersten wahlverwandt an.

Pezold fand solcherweise in Düsseldorf und Karlsruhe seine geistige, künstlerische Heimat. Leider dauerte er als Kunstjünger nicht lange genug aus. Die Reife seiner Jahre und seines ganzen Wesens trieben ihn dazu an, sich auf eigene Füße zu stellen. Dazu kam die Sehnsucht nach Italien. Gab es doch schon zu Beginn des Jahrhunderts, in den Jahren 1816—18, bereits in Rom selbst eine Kolonie baltischer Künstler, unter 11 von ihnen aber waren 7 Estländer gewesen, unter diesen hatte sich sein eigener Vater befunden. Er wußte, wie wohl es ihnen auf dem klassischen Künstlerboden geworden war. Auch er mußte die Herrlichkeit aus eigener Anschauung kennen lernen und auf sich einwirken lassen. Nur zu bald offenbarte ihm jedoch sein kritischer Blick, wie wenig seine Kunstfertigkeit zureichte, um den Wettkampf mit den geschauten Meisterwerken aller Jahrhunderte aufzunehmen; hätte ihm nicht die Vertiefung in die Kunstgeschichte neue Anregung und geistigen Rückhalt gegeben, wäre er, wie er selbst bekannt hat, völlig entmutigt worden.

Nach Reval heimgekehrt, versuchte er es eine Zeit lang als Portraitist. Indes befriedigte ihn diese beschränkte Betätigung seiner Kunst auf die Dauer zu wenig. Es fehlte ihm auch zu sehr die künstlerische Umgebung und Anregung. Dabei war er für seinen Lebensunterhalt auf seinen Pinsel angewiesen. Da geschah es, daß er eines Tages die Aufforderung erhielt, die Redaktion der „Revalschen Zeitung“ — wenn auch nur vorübergehend — zu übernehmen. Der Gedanke, solcherweise zugleich mit seiner Feder in den Dienst der Heimat zu treten, hatte so viel Verlockendes für ihn, daß er annahm. Und so wurde der Maler über Nacht zum Journalisten. Er malte am Tage und redigierte am Abend. „Wenn eine dieser Tätigkeiten“, berichtet er wieder selbst, „mich niederdrückte, erhob mich die andere — — verzweifelte ich an meiner Kunstfähigkeit, so stärkte der journa-

listische Drang meinen Mut, und lähmte mich die journalistische Zensur (die bureaukratisch-russische Daumschraube) so erhob mich die Kunst zum Gefühl persönlicher Freiheit." Er fühlte nur zu deutlich, daß er sich zwischen zwei Mühlsteinen aufreibe. Und er schnürte noch einmal den Ranzen und eilte zurück an die Akademie nach Düsseldorf.

Hier gelang ihm alsbald ein besonders glücklicher Wurf. Es entstand das Tafelbild „Hausandacht auf einem estländischen Edelhofe", das im Museum seiner Heimatstadt von seiner Meisterschaft Zeugnis ablegt. Die Wahl des Gegenstandes nach Balthasar Russows Chronik, sowie die Ausführung nach der Düsseldorfer Art sind für seine Kunstweise gleich bezeichnend. Im schlichten Zimmer mit seinen ellendicken Mauern sitzt, den Lehnstuhl auf ein Podest erhoben, fast wie auf einem Thronsessel, der greise Hausherr und liest aus der Bibel, die er auf seinen Knieen aufgeschlagen hat, vor; zwischen ihm und der Hausmutter, die ernst und in sich gekehrt, ihren Platz in der Fensterböschung genommen hat, erstrahlt in jugendlicher Anmut die Haustochter; trotz der im Schoße gefaltenen Hände scheint sie, vom hereinbrechenden Sonnenstrahl unwiderstehlich angezogen, zum Fenster hinauszublicken. An den Alten lehnt sich ein junger Enkel. Dahinter ragt mit über der Brust gekreuzten Armen der stattliche junge Hausherr. Um die Herrschaftsgruppe stehen, knieen und kauern Bauern und Bäuerinnen, gespannt aufhorchend und in Andacht versunken. An der Wand, neben dem großen Kamin, hängt das Bild Luthers. Gruppierung und Haltung, Raum und Lichtverhältnisse, die scharfe, ebenso geistreiche als anmutige Charakteristik — sind gleich bewundernswert. Man versteht, wie der Heimgekehrte, den die Sorge um seine erkrankte Mutter zu abermals verfrühter Rückkehr bestimmte, den Auftrag erhielt, den Saal des Gildenhauses mit einem Lünettenbilde zu schmücken. Er wählte dazu den „Einzug des Maigrafen in Reval", abermals nach Balthasar Russows Chronik. Der Zug kommt zum Strandtor herein. Den Mittelpunkt bilden zwei in Jugend und Anmut erstrahlende Gestalten hoch zu Roß. Voran schreitet ein schmucker Knabe als Herold, dicht hinter ihm marschieren die humor-

strotzenden burlesken Gestalten der Musikbläser und Trommler. Trotz des gedrängten Zuges und der aus den Häusern herbeigeströmten, die enge Gasse füllenden Menge, ist die ganze Anordnung, die Verteilung und Gruppierung der Massen eine so meisterhafte, daß zugleich die sich drängende Menge und jeder Einzelne zur Geltung kommt; alles löst sich in Anmut auf, und doch strotzt das Ganze von überschäumender Kraft. Der Maigraf, der seinen Einzug hält, ist diesmal unverkennbar der Künstler selbst gewesen. Hatte Pezold doch, da er an dem Bilde malte, seine eigene Maikönigin als Braut zur Seite. Am 13. Mai 1869 hielt er mit Marie Müller, Tochter des Kaufmanns und Ratsherrn John Müller, in Reval Hochzeit.

Er hatte die Erwählte glücklich heimgeführt und einen eigenen Hausstand gegründet. Allein das Opfer, welches er bringen mußte, um das heißersehnte Ziel zu erreichen, war nichts Geringeres als seine — Kunst. Der Maigraf ward sein Schwanensang. Die Malerei brachte nach wie vor zu wenig ein, als daß er mit ihr seinen Lebensunterhalt hätte bestreiten können. Und so war er abermals Maler und Schriftleiter der Revalschen Zeitung geworden. Auf die eine oder die andere Berufstätigkeit mußte er jetzt verzichten. Als ihm die Leitung der „Rigaschen Zeitung", des deutschen Hauptorgans des gesamten Baltenlandes, angetragen wurde, war sein Entschluß gefaßt: 1869 siedelte er als Chefredakteur und wohlbestallter Hausvater nach Riga über.

Die zehn Jahre, die er hier als Leiter der Zeitung tätig war, bilden in gewisser Beziehung den Höhepunkt seines Lebens. War er doch der geistige Leiter der öffentlichen Meinung in der Heimat geworden. Sein gastfreies Haus mit der liebenswürdigen Gattin, die alle seine mannigfaltigen geistigen und ästhetischen Interessen teilte und förderte, wurde der Sammelplatz für die Literaten und Künstler, die sich hier im freiesten Gedankenaustausch ergehen konnten. Wer nur immer ein ideales Streben bekundete, konnte seiner hingebenden Förderung sicher sein.

Pezolds politischer Standpunkt kennzeichnete sich vor allem durch unentwegte Vaterlandsliebe und das Ringen nach Fortschritt, somit als Liberalismus auf nationaler Grundlage. Auf

seinen Reisen, die ihn auch in die Niederlande, nach London und Paris geführt hatten, hatte er nicht nur seinen Gesichtskreis erweitert. Wenn er in Italien nicht die Stille und Sammlung gefunden hatte, wie sie seine künstlerische Ausbildung erheischt hätte, so war unverkennbar die Aufregung der eben damals zum Durchbruch gekommenen nationalen Erhebung in erster Linie mit Schuld. Waren es doch die Tage von Garibaldis Wundertaten! Während Pezold im idyllischen deutschen Künstlerheim zu Olevano im Sabinergebirge weilte, stürzte eines Tages der biedere Wirt herein und brachte aus Rom die schier unfaßbare Nachricht: „Garibaldi ist in Marsala gelandet, er hat die Neapolitaner zu Calatafimi geschlagen und marschiert auf Palermo.“ (Italienische Feste. Reval 1864.)

Der Eindruck dieses Augenblicks war, zumal Pezold später im Neapolitanischen selbst Augenzeuge des Siegeszuges der Garibaldischen Rotjacken wurde, ein so bewältigender und nachhaltiger, daß er ihn in einem größeren Ölgemälde festgehalten hat. Das durch seine Komposition überaus eindrucksvolle Bild hängt heute noch im „Lindenhaus“, dem ihm einst so traulichen Landsitz seines Freundes Alexander von Harder, am Fuße des mittleren Schwarzwalds, wo auch mehrere der besten Portraits von Pezolds Hand ihren Platz haben.

Die „Tausend von Marsala“ sind fast am Ziele ihres märchenhaften Zuges angelangt; sie marschieren, etwa bei Sorrent, auf hoher Straße, an steiler Felswand entlang. Während Garibaldi in seiner Schlichtheit mit dem Fez auf dem Löwenkopfe, still vor sich herblickend, auf weißem Zelter, einem edlen Araberblut, gelassen dahinreitet, schwenkt sein Sohn Menotti gleich hinter ihm, auf schlankem Braunen, den breitkrämpigen Hut jauchzend in die Lüfte; indem er die Wegecke nimmt, hat er, wie der rauchende Vesuv im Hintergrunde verrät, offenbar unten an der Meeresbucht — Neapel erblickt. Die Ekstase, die bei dem überwältigenden Anblick in der Seele der Befreier auflodert, kommt wunderbar packend zum Ausdruck durch zwei aneinandergelehnte Kriegergestalten, die, im Vorgrunde, mit dem Rücken gegen den Beschauer, auf hoher Felsenkante in den Morgennebel hinein-

ragen: ein markiger Grauschopf (General Türr ?) in langem Mantel ohne Kopfbedeckung, die weit ausgestreckte Linke auf sein Gewehr gestützt, die Rechte auf der Schulter des nebenstehenden Jünglings, beide im Banne namenloser Begeisterung. An der Spitze der Fußtruppe marschiert, sie anfeuernd, mit geschwungenem Schwerte, im Mönchsgewande der Ergebenste der Ergebenen des Helden, der in der Tat nur mit der Jungfrau von Orleans verglichen werden kann. Der Künstler hat es sich nicht nehmen lassen, den letzten noch sichtbaren Kriegern, am unteren Rande des Bildes, seine eigenen Gesichtszüge und die seiner Freunde Harder, Schmidt und Kriech zu geben, und so sich und sie in die Schar Garibaldis mit einzureihen, sind sie doch nicht nur im Geiste dabei gewesen.

Wenn den Balten schon die Freiheits- und Einheitsbewegung der Italiener so ergriffen und mit fortgerissen hatte, noch viel mächtiger mußte auf ihn die ähnliche Entwickelung der Dinge in Deutschland einwirken. Schon 1859 hatte die ihm unvergeßliche Schillerfeier, die er in Karlsruhe erlebte, die nationale Erhebung und Einigung im Ideal vorweggenommen. 1864 hat Pezold auf den Düppeler Schanzen gestanden, wenige Tage nach ihrer Erstürmung, und mit eigenen Augen gesehen, was das unvergleichliche preußisch-deutsche Heer vermochte. 1866 war auf dem Schlachtfelde von Königgrätz das Deutsche Reich geboren worden. Bismarck hatte Deutschland mit kräftigem Rucke in den Sattel gehoben. Noch aber stand die Vollendung des Riesenwerkes, die Kaiserkrone, aus. Ob es dem eisernen Kanzler glücken werde, auch noch diese einzubringen? Hierauf vermochte, wie sich bald zeigte, nur das blutige Würfelspiel mit dem Napoleoniden an der Seine Antwort zu geben.

In dieser für das deutsche Volkstum so erregten und entscheidungsvollen Zeit war es, daß Pezold die Leitung der Rigaschen Zeitung übernahm. Die Lage war um so schwieriger, als die russischen Heißsporne darauf aus waren, die deutschen Waffentaten und die Aufrichtung des mächtigen Nachbarreichs den Balten entgelten zu lassen. Die Furcht vor dem Deutschtum spornte zur Russifizierung der Ostseeprovinzen an. Eben da die Balten,

ohne deswegen dem Zarenreiche, dem sie seit Jahrhunderten in Treue ergeben gewesen sind, und das seine Entwickelung nicht zum wenigsten ihren Leistungen verdankt, untreu zu werden, sich als Deutsche gehoben fühlen mußten, sollte ihr Volkstum und mit ihm die ganze höhere Kultur der Ostseeprovinzen in der Wurzel getroffen, womöglich mit Stumpf und Stil ausgerottet werden. Dazu schien jedes Mittel recht. Nur um das Deutschtum schachmatt zu setzen, wurden Esten und Letten gegen dieses aufgehetzt. Vor allem mußte die griechisch-katholische, die russische Nationalkirche, dazu dienen, das kulturelle Band der Deutsch-Evangelischen, die sicherste Bürgschaft des Friedens in den baltischen Provinzen, zu sprengen. Der Presse wurde mittelst der Zensur so zugesetzt, daß Pezold, trotz allen Maßhaltens und Taktes, fast für jede Nummer seiner Zeitung Reserveartikel bereit halten mußte. Zur Überbrückung der derart von kurzsichtigem Fanatismus künstlich erweiterten Kluft zwischen den Deutschen und den Esten und Letten sah Pezold kein anderes Mittel, als die Mahnung an seine eigenen Volksgenossen, die zurückgebliebenen Landesgenossen durch Entgegenkommen und Schulung mehr und mehr zu sich hinanzuheben und als Gleichberechtigte zu behandeln. Dies erheischte schon sein „Liberalismus". Er war auch selbst nichts weniger als ein Russenhasser, dazu war er ein viel zu feiner und liebevoller Kenner des russischen Volkswesens, dessen Sprache er wie nur wenige seiner engeren Landsleute beherrschte. Die allseits wachsende Verbitterung machte eine solche Versöhnungspolitik jedoch täglich schwerer. So kam es, daß Ende der 70er Jahre in den deutschen Kreisen ein so entschieden rückschrittlicher Zug einsetzte, daß Pezold, um nicht seiner Überzeugung Gewalt anzutun, von der Schriftleitung der Rigaschen Zeitung zurücktrat. Damit hatte er im Heimatlande keine Wirkungsstätte mehr. Und so siedelte er nach Deutschland über, um womöglich im geliebten schönen badischen Lande, wo er bereits als Jüngling frisch Wurzel zu schlagen begonnen hatte, für sich und seine Kinder eine neue Heimat zu gewinnen.

Wie lebhaft sein Abgang in heimatlichen Kreisen empfunden wurde, dafür zeugt u. a. eine Strophe in dem „Gesang aus der

Heimat" von Livonius (Viktor von Andrejanoff) „Am Kaisersitz" überschrieben (Wien 1880), dessen Bitternis freilich der Besungene selbst nicht teilte:

„Auch dich, der meine Jugend einst geleitet
Mit liebevoller Hand auf jene Bahn,
Die sich zum Reich der Ideale weitet,
Der, allezeit dem Schönen untertan,
Den holden Dienst der Kunst bei uns verbreitet,
In Wort und Tat und jeden schönen Wahn, —
Auch dich verscheuchten jene weisen Raben,
Die hier das Monopol auf Bildung haben.

Pezold selbst faßte sein eigenes Bestreben als Schriftleiter der Rigaschen Zeitung, sein patriotisches Ideal in seinem Abschiedswort in dem Wunsche zusammen: „Gott segne mit Tüchtigkeit, Mut, Einsicht und Heimattreue nach wie vor die Männer Livlands, mit reiner Sitte und warmem Herzen die Frauen, mit Ordnung und Recht das gesamte Land, mit rechter wahrer Christlichkeit Familie und Haus, Schule und Kirche Livlands." Auch die Gegner senkten vor dem „Ritter ohne Furcht und Tadel, dessen Schild nie einen Flecken getragen" den Degen. Seine Mitarbeiter wußten seine Arbeitskraft und Freudigkeit, die Mannigfaltigkeit und Sicherheit seiner Kenntnisse, den Fluß, die Klarheit und Bildlichkeit seiner Schreibweise, seine nie versagende Gefälligkeit und Urbanität, das Vornehme seiner ganzen Wesensart nicht genug zu rühmen.

Wie sehr die Gründe, welche den Frohgemuten bestimmt hatten, den Kampfplatz zu verlassen, in der Tragik der heimatlichen Verhältnisse lagen, und nicht in persönlicher Verstimmung, beweist schlagend, daß auch ein Mann wie Pantenius, des Baltenlandes gefeiertster Romancier, der unter Einwirkung und Anleitung Pezolds selbst zum Journalisten geworden war, nicht lange darauf ebenfalls ausgewandert ist, um sich später in Berlin dauernd niederzulassen.

Fast ein volles Menschenalter, 28 Jahre hindurch, hat der „Eingewanderte" ununterbrochen im Badischen gelebt

und gewirkt, und zwar in der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe selbst, in der er mit der Zeit zu einer der angesehensten und markantesten Persönlichkeiten werden sollte.

Nichts, was das Gemeinwohl betraf, blieb ihm fremd oder vermochte ihn gleichgiltig zu lassen. Mit der Stadt, deren Entwickelung er ein volles halbes Jahrhundert lang aus eigener Anschauung kannte und teilnehmend verfolgte, war er so innig verwachsen, wie nicht leicht ein Anderer. Galt es eine Erweiterung, Zurechtstellung oder Verschönerung, die Erhaltung einer ihm ans Herz gewachsenen Anlage, wie beispielsweise des in Künstlerkreisen altbekannte „Beiertheimer Wäldchens", mit seinen uralten Eichen, das sein Lieblingsspaziergang war, und an dem er, sobald die ersten Häuser daran erstanden, seine eigene Wohnung wählte, die Errichtung eines Denkmals oder die Verlegung des Hauptbahnhofs, war er alsbald mit seinem künstlerischen Blick und seiner reifen Erfahrung, mit Rat und Tat auf dem Platze, alsbald war seine journalistische Feder in Bewegung. „Karlsruher Erinnerungen und Wünsche" lautet sogar der Titel einer besonderen Schrift aus dem Jahre 1895. Immer wieder betont er: wie das Ideale und Reale einander gegenseitig bedingen, in der Praxis zusammenfallen, wie insbesondere großzügige Pflege von Kunst und Wissenschaft die stärkste Anziehungskraft und damit auch die sicherste materielle Blüte einer Stadt im Gefolge habe. Gar wenn es sich um die Hauptstadt des Landes handelt, da dürfe kein Lebenszweig mißachtet werden. „Universitäts-, Handels-, Fabrik-, Beamtenstadt" heißt es da auf S. 77, „jede bietet besondere Annehmlichkeiten des Lebens, jede lenkt die Menschen auf bestimmte Interessen und Genüsse hin, indem sie ihnen andere versagt. Eine Hauptstadt aber soll das Gute und Schöne von ihnen allen anzuziehen und ihren Bewohnern erreichbar zu machen suchen." Je mannigfaltiger die Struktur des Ganzen, desto größer die Freiheit des Einzelnen! Im Leben der Hauptstadt pulsierten die Lebensfunktionen des ganzen Landes, sie ziehe aus allen ihre Kraft und vereinige die Verantwortlichkeit für das Gedeihen aller in ihrer zentralen Be-

deutung. Eine derartige Musterstadt sollte, ging es nach ihm, sein Karlsruhe werden. Dieses anzubahnen, wurde er nicht müde, gegen die nur zu tief eingewurzelte spießbürgerliche Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit, gegen das „Philistertum" jeder Art zu Felde zu ziehen.

Nicht sowohl die Stadt Karlsruhe, als das Land Baden mit seinem edelmütigen Großherzog Friedrich, hatte es ihm angetan. Er hatte noch die trübe Zeit der „Reaktion" in den 50er Jahren miterlebt, aber auch das Erwachen aus dieser zu neuem, freiheitlichem und großdeutschem Leben. An das einzigartige Schillerfest hatte sich 1859 die Volkserhebung gegen das päpstlich-römische „Konkordat" geschlossen. Um aus dem kirchenpolitischen Wirrnis, welches das ganze Gemeinwesen unheilbar zu zersetzen drohte, herauszukommen, hatte selbst Großherzog Friedrich sich unter das kaudinische Joch des Ultramontanismus beugen zu müssen gemeint. Damals war Pezold, als Kunstjünger und Gesinnungsgenosse, an der Seite seines Meisters Lessing in das benachbarte Durlach, die einstmalige Residenz der protestantischen Linie der badischen Markgrafen, hinausgezogen, wo die geistige Auslese, darunter die hervorragendsten Professoren der Universität Heidelberg, mit dem Historiker Ludwig Häusser, dem geistvollen Pfälzer, an der Spitze, zu der drohenden Knechtung des Geistes und der Gewissen durch römischen Priesterfanatismus Stellung genommen hatten. Die Volksbewegung hatte obgesiegt — Großherzog Friedrich stellte die Entscheidung dem Landtage anheim und das Konkordat verschwand unvollzogen im Staub der Archive. Es setzte die „liberale Ära" ein, welche dem Großherzogtum am Oberrhein den Ehrennamen des „liberalen Musterstaates" einbrachte. Wohl hatte Großherzog Friedrich 1866 notgedrungen, infolge der geographischen Lage seines schmalen Ländchens am Oberrhein, ins österreichische Lager abschwenken müssen, um so opferfreudiger jedoch erwies er sich, als es das Reich unter dem kaiserlichen Banner der protestantischen Hohenzollern aufzurichten galt. Baden bildete, als Grenzstaat gegen Frankreich und als einziger Bundesstaat südlich des Maines, der es mit der preußisch-deutschen Politik hielt, bei der Begründung

des erweiterten Reiches tatsächlich den Grund- und Eckstein, in den Augen des ideal-deutschen Pezold kein geringer Vorzug. Seine Hingabe an das Großherzogtum war ihm zugleich Hingabe an das Reich.

Für das Deutsche Reich aber gab es in Pezolds Vorstellung nach wie vor keinen gefährlicheren Todfeind, als jenen römischen Ultramontanismus, welcher sich zum Ziele setzt: es womöglich wieder wie im Mittelalter zu einem heiligen römischen Reiche von Papstes Gnaden zu machen. Das kam nicht nur einer Fremdherrschaft gleich, sondern der Knechtung, der Vernichtung der Geistes- und Gewissensfreiheit und damit der Ertötung aller höheren Kultur.

Was diese Vergewaltigung auch für die freie Betätigung in den bildenden Künsten bedeuten konnte, hatte Pezold frühzeitig in dem überwiegend römisch-katholischen Düsseldorf zur Genüge erlebt. War doch sein Meister Lessing von dort nach Karlsruhe verzogen, um die „Pfaffen" und ihr Gesindel los zu sein, welche ihn wegen seiner eindrucksvollen Verbildlichung der streitbaren Verfechter und Bekenner des Reformationszeitalters am liebsten gleich auf den Scheiterhaufen gebracht hätten. Sein großes Hußbild hatte ein römischer Fanatiker mit einem Messer so zugerichtet, daß es sich nur mühsam wieder herrichten ließ. Dabei war Lessing, wie dies Pezold in seiner Charakteristik eingehend dargelegt hat (in „Vor vierzig Jahren", Erinnerungen eines ehemaligen Karlsruher Kunstschülers, Karlsruhe 1902) als Maler weder von katholisierender noch antikatholischer Tendenz. Der Luther, welcher dem Ablaßgreuel seine Thesen entgegenschleudert, die Bannbulle des Papstes ins Feuer wirft oder sich mit dem berühmten Ingolstädter Scholastiker Eck auf der Pleißenburg im Rededuell zu messen wagt, bleibt, wie Pezold nachdrücklichst hervorhebt, immer der Mönch in der Kutte, welcher bei aller Schärfe seiner Kritik seiner Kirche noch nicht aufgesagt hat. Lessing hat auch die beiden bußpredigenden Mönche beim Ezzelin oder die freiwillig Wacht habenden am Sarge Heinrichs IV. auf die Leinwand gezaubert. Er hat sogar mit Vorliebe klösterliche Szenen und Klosterruinen gemalt. Was ihn bestimmte und be-

geisterte war die Innerlichkeit, die Innigkeit der Überzeugung: einerlei, ob diese durch Kampfesmut und Opferfreudigkeit oder durch Demut und stille Andacht zum Ausdruck kam. Die Klosterruine, wie er sie in seinen dramatisch-packenden Landschaften verwertet hat, reizte ihn nicht, wie so manchen seiner romantischen Genossen, weil er die Zeit der Klöster zurückersehnte, sondern nur von rein malerischem Gesichtspunkte aus. Selbstlose Hingabe, frommes Erbarmen, kühne Selbständigkeit der Überzeugung ist auch im Zeitalter der Klosterblüte nicht selten in die Erscheinung getreten und war Lessingen in jedem Gewande heilig. Sein auf souveräne Geistes- und Gewissensfreiheit, auf unbedingte Wahrhaftigkeit gestellter Protestantismus wurzelte in seiner Regiosität. Hierzu kam sein Deutschtum, seine Vaterlandsliebe.

Genau dasselbe gilt von Pezold selber. Als im Gefolge der Beilegung des sogenannten „Kulturkampfes", um des „Friedens" mit dem ewig kämpfenden päpstlichen Rom willen, dem Ultramontanismus im Deutschen Reiche eine Kampfstellung nach der anderen wieder eingeräumt wurde, bis schließlich die Berliner Uhr gradwegs nach der Uhr im Vatikan gestellt wurde und auch im Badischen Zentrum „Trumpf" geworden war, es hier zu allem übrigen nur noch auch Männerklöster zuzulassen galt, die Regierung und die Mehrheit im Landtage auch hierzu bereit waren, da hielt der alte treue Kämpe nicht länger an sich. Sollten wirklich Zustände wiederkehren, wie er sie in den fünfziger Jahren aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte? Sollte das Lebenswerk Großherzog Friedrichs rückgängig gemacht, das Reich umsonst aufgerichtet sein? Die Gefahr war im Badischen um so größer, als über 60 Prozent der Bevölkerung römisch-katholisch ist. Gelang es den Römlingen, den „liberalen Musterstaat" unterzukriegen, so war es um ganz Süddeutschland, mit Baiern als jesuitisches Kernland, geschehen. Das Beunruhigendste war die erschreckliche Unkenntnis und Unklarheit der maßgebenden Kreise in bezug auf Ziele und Wege des Ultramontanismus oder der cäsaro-papistischen Weltherrschaft in priesterlichem Gewande. Der gewiegte Kenner zugleich der Kirchen- und Weltgeschichte

wurde nicht müde, darzutun, wie jede klösterliche Niederlassung nur ein Vorposten der ecclesia militans sei, die von jeher ihre glänzendsten und dauerndsten Siege in der Mönchskutte errungen hat. Nicht zum wenigsten angeregt und geleitet durch Pezolds Schrift „Kirche und Klöster" (Karlsruhe 1902) brach im Hochsommer 1902 der sogenannte „Klostersturm" los, die Volksbewegung, welche ähnlich wie 1859 im Hinblick auf das drohende Konkordat noch in letzter Stunde die blinde Zulassung von Männerklöstern und damit den Einmarsch zumal der Bettelmönche, der Kapuziner und Franziskaner, mit fliegenden Fahnen auch ins Badische verhinderte. Der ehrwürdige, stattliche Greis leitete als Vorsitzender des betreffenden Ausschusses die entscheidende, von einem Sturm der Begeisterung beseelte Versammlung persönlich ein. Damit nicht genug. Die Flutwelle, welche der „Klostersturm" erzeugte, gebar den Jungliberalismus, welcher mit der Losung: „Alle auf Freiheit und nationale Selbständigkeit Bedachten vereint zum Kampfe gegen römische Priesterherrschaft in deutschen Landen!" die Führung im Wahlkampfe gewinnen sollte. Der Siebzigjährige stieg, so sehr der Volkstumult ihm, seiner ganzen Wesenart nach, zuwider war, in die Arena herab, und riß die „Jungen" mit sich fort. Er erlebte die Genugtuung, daß jenes Zentrum, welches sich bereits so gesichert in der Macht gefühlt hatte, daß es dreist das Visier zu lüften begann, nicht bloß im badischen Landtage, sondern auch im Reichstage an der Spree — ausgeschaltet wurde.

Es ist dem „Eingewanderten", obgleich er im neuen Heimatlande so tief Wurzel geschlagen hatte, nicht vergönnt worden, wie er es einer weiteren Wirksamkeit wegen gewünscht hätte, in eine amtliche Stellung einzurücken; deswegen ist er doch unablässig tätig geblieben, als Literat mit der Feder, und auch als Lehrer durch kunsthistorische Vorträge an verschiedenen Instituten. Die Ausübung seiner Kunst aber hat er nicht wieder aufgenommen. Stift und Pinsel sind nur noch ganz gelegentlich zur Hand genommen worden. Es ist dies nur zu begreiflich. Zur langen Unterbrechung kam der tragische Umstand hinzu, daß die Zeit der Düsseldorfer Kunstrichtung, wie er sie in sich aufge-

nommen hatte, unwiderruflich vorüber war. Auch die Kunstweisen und -Anschauungen bewegen sich nicht selten in schroffen Gegensätzen, haben ihre Moden. Die neue Generation, die im Gegensatz zur voraufgehenden herangewachsen war, verneinte deren Ideale mit solcher Schroffheit, so von Grund aus, daß der alte Düsseldorfer mit ihr keine Fühlung gewinnen konnte. So fehlte es ihm zur Wiederaufnahme seines künstlerischen Schaffens an Lust und Anregung. Im Laufe der Jahre hat er nur noch mit den Wenigsten auch der älteren Generation engeren Umgang gepflogen. Der Hingang Lessings zu Anfang der 80er Jahre wurde für ihn auch in dieser Beziehung ein Schlußakkord. Mit der Karlsruher Kunstakademie selbst geriet er nur noch einmal in näheren Kontakt, als es 1904 die Festschrift für ihr 50jähriges Bestehen und zugleich die Jubelfeier ihres Gründers, Großherzog Friedrichs, galt. Als ältester von den Lebenden ihrer Jünger gab er aus dem unerschöpflichen Borne seiner reichen, immer taufrischen Erinnerungen die wertvollsten Beiträge zur Chronik. Zur Ausstellung steuerte er eine Reihe seiner feinsinnigen Bleistiftbildnisse aus seiner Akademiezeit bei, darunter mehr als einen Jünglingskopf berühmt gewordener Greise.

Daß er „frei" blieb und nicht beruflich „eingeschachtelt" wurde, förderte nur die Unabhängigkeit seines Urteils; wenn er sich auch infolgedessen mit zunehmendem Alter mehr und mehr vereinsamt fühlte und keinen zureichenden Anschluß hatte, so war das freilich mit dadurch bedingt, daß der Balte im Badischen trotz alledem und alledem ein „Fremder" geblieben war. Um so mächtiger packte ihn die Liebe zur angeborenen Heimat. Je schwerer diese zu leiden hatte, um so lebhafter fühlte er seine Zugehörigkeit zu ihr und das Bedürfnis, ihr nach wie vor sein „Bestes" zu geben. Auf seinem Schreibtische, an dem Fenster, in das die Wipfel der alten Eichen des Beiertheimer Wäldchens hineinlugten, türmte sich täglich ein Packen „russischer" Zeitungen, neben zwei Rigaschen und der Revalschen, auch eine Zahl nationalrussischer, die ihm seinerzeit dazu gedient haben, den Großherzog selbst über die Verhältnisse im Zarenreiche aufzuklären und darüber Referate zu halten. Er begann wieder

für seine heimatlichen Blätter zu schreiben. So entstanden die „Schattenrisse aus der Revalschen Vergangenheit", die ein bleibendes Vermächtnis seines baltischen Geistes und Herzens bleiben werden und zündend fortwirken dürften, solange es im Baltenlande ein Herz gibt, das deutsch schlägt.

Zwei seiner Töchter (Frau Lina Frey auf Torri und Frau Henriette Koch in Reval) sind durch ihre Verehelichung in die Heimat an die Ostsee zurückverpflanzt worden, wo dem Heimgegangenen eine Schar blühender Enkel heranwächst.

Die stille Zurückgezogenheit der eigenen Häuslichkeit war dem idealen Hausvater im Grunde selbst das Erwünschteste. Wie ist sie seiner heranwachsenden Familie zugute gekommen! Seine einstige Erfahrung als Hauslehrer und der ihm ohnehin innewohnende pädagogische Trieb, das Bedürfnis der Mitteilung aus dem immer gegenwärtigen Schatze seiner reichhaltigen, wohlgesichteten Kenntnisse befähigten ihn in seltener Weise die Erziehung seiner Kinder (eines Sohnes und vier Töchter) zu leiten. Er ließ es sich nicht nehmen, sie in einem Kreise ihrer Altersgenossen namentlich in die Kunstgeschichte und schöne Literatur durch eigene Vorträge einzuführen. Wie verstand er sich aber auch auf das Vortragen und Vorlesen und vollends auf das Erzählen! Ein nie versagendes Gedächtnis, eine immer rege Einbildungskraft, Geistesgegenwart und schlagfertigster Witz, ein unversiegbarer Humor standen ihm auch in der trübsten Stunde unfehlbar zu Gebote.

Sein unentbehrlichster Hausschatz war eine erlesene Bibliothek. Wie war sie ihm zu eigen! Stets hatte er sie zur Hand. Noch in späten Jahren hat ihm sein getreuer Ed. v. Gebhardt dazu ein Ex libris gestiftet: einen alten Krieger auf hoher Warte, nicht ohne, seiner Zustimmung gewiß, die Mühe und Arbeit, wie sie das Leben mit sich bringt, als das Köstlichste in Erinnerung zu bringen.

Erstes und Letztes blieb ihm die Entwicklung der Persönlichkeit im Goetheschen Sinn. Wenigen ist es beschieden, dieselbe zu so voller harmonischer Ausgestaltung zu bringen. Auf einen so hoch kultivierten Geist, wie den des Karlsruher Dichters

Albert Geiger, hinterließ er einen so nachhaltigen Eindruck, daß er in einem ergreifenden Nachruf, den er dem väterlichen Freunde in der „Badischen Presse" gewidmet hat, meinte: „Es lag in dem nun vollendeten Leben etwas von jener Daseinsdevise, die ein Goethe, ein Humboldt zur Verwirklichung bringen durfte: ein Universalmensch zu sein. — Man wird seine imposante Gestalt, das ehrwürdige, kluge, in allem Alter so frische Gesicht voller Güte und Teilnahme, man wird diesen ganzen Menschen, der einen weiten, festgefügten Lebenskreis in sich beschloß, nicht vergessen." Kein Geringerer als Pantenius schrieb, unterm 26. April 1907 von Berlin aus, an die Witwe nach Karlsruhe: „Sein Andenken wird in weiten Kreisen hochgehalten werden, als das eines ebenso gütigen wie bedeutenden Mannes."

Die kernigen Reimzeilen von Peter Cornelius, die Leopold von Pezold auf seinen Lessing anwendete, passen nicht weniger auf ihn selber:

„Die Kunst hab' ich geliebet,
Die Kunst hab' ich geübet
Mein Leben lang,
Künste hab' ich verachtet,
Nach Wahrheit nur getrachtet,
Darum wird mir nicht bang."

Das Leben ward ihm zum Kunstwerk, sein eigen Selbst wurde sein Meisterstück.

Leopold von Pezolds Schriften:

Italienische Hefte. Reval. 1864.

Die Öffentlichkeit in den baltischen Provinzen. Riga. 1870.

Übersetzung von Leroy Beaulieus: Das Reich des Zaren und die Russen. Sondershausen. 1883.

Bildhauer oder Architekt. Karlsruhe. 1888.

Gelegentliche Bemerkungen über die moderne Radierung. Karlsruhe. 1895.

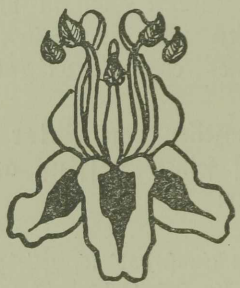
Karlsruher Erinnerungen und Wünsche. Karlsruhe. 1895.

Schattenrisse aus Revals Vergangenheit. Reval. II. Auflage. 1901.

Kirche und Klöster. Karlsruhe. 1902.

Vor vierzig Jahren. Karlsruhe. 1903.

Zur Geschichte der Rigaschen Zeitung. Riga. 1907.



Gedichte.

Von

Alexander Freiherr von Mengden-Dorpat.

Mein Vaterland.

(Gedichtet im Winter 1905, als ich fern von der Heimat in Italien weilte.)

Das Mittelmeer vor meinem Blick,
Vor meinem Aug' der Glanz, das Glück
Der Palmen und des Südlandstrandes, —
Ich aber denk an das Geschick,
Das dunkle, meines Heimatlandes.

Livonias Banner blutbefleckt,
Die Faust des Aufruhrs aufgereckt,
Mord, Raub und Brand in Land und Gassen. . . .
Und, die sonst Nacht und Grauen deckt,
Der Hölle Geister losgelassen.

In unsren Gauen haust der Tod,
Er schwingt die Fackel blutigrot;
Was wir geliebt, es ist vergangen, —
Und was uns teuer, ist bedroht, —
Und Tränen netzen meine Wangen. . . .

Ob fremde Schmach, ob eigne Schuld,
Geprüfet hab ich's in Geduld
Und bin zu keinem Schluss gekommen;
Ich weiss nur eines: Gottes Huld
Ist von Mariens Land genommen.

Doch was so herrlich einst begonnen,
Worum der Väter Blut geronnen,
Nicht feig und ruhmlos darf's vergehn:
O kämst du, schmerzlichste der Wonnen,
Für Livland in den Tod zu gehn!

Fremde Weihnacht (1905).

Es lockt am Abend mir der Gnaden,
Der Baum in seiner scheuen Pracht,
Orangen-Schmuck- und -Duftbeladen,
Von gelber Kerzen Glut umfacht.

In lichtgrün feingeschwungner Linie,
Zu zierlich schier an Stamm und Ast,
So senkt ihr rundes Haupt die Pinie,
Gebückt von ungewohnter Last.

Und wie ich schau durch die Gardinen,
Ein fremder Himmel mich umblaut,
Von hell'rer Sterne Glanz umschienen,
Und mich umschmeichelt fremder Laut.

Da zieht's in wildem, heissem Drange,
Weit über blauen Meeres Bord,
In ungestümem Sehnsuchtsschwange
Die Seele mir zur Heimat fort.

Weit, weit.... Und mein Gedanke landet
An sandumwogtem Dünenwall,
Wo schwer des Aufruhrs Woge brandet
Und Weihnachtsbotschaft leerer Schall....

Und doch! Ein Bild aus schönren Zeiten:
Es hat den ganzen Tag geschneit,
Die Wälder schlummern und sie breiten
Ihr schwanenweisses Feierkleid.

Noch Flockenfallen unterweilen
Aus grauverhangner Himmelsburg,
Doch wie die Wolken sich zerteilen,
Lugt still ein goldner Stern hindurch.

Und drüben fern ein feuchtes Schimmern
Vom Gutshof an bereiftem Hang;
Ein frommes Singen, Kerzenflimmern,
Von naher Kirche Glockenklang.

Sie ragt im Saal. Kein dürrer Stengel,
Kein Pinienschössling, schwank und braun,
An Wuchs und Zweigen sonder Mängel,
Die Weihnachtstanne unsrer Gaun!

Sie strebt aus dunklem duft'gem Holze,
Von Schmuck und Lichtern übersät,
Zur Saaleswölbung auf, die stolze,
In königlicher Majestät. . . .

Von keuscher Wundernacht geborner,
Wie grüßt du mich aus Schnee und Traum —
Vielleicht für immer mir verlorner, —
Mein livländischer Weihnachtsbaum!

Neujahrsgebet (1906).

Mein Gott, der siebenhundert Jahr
Mit uns und unsren Vätern war,
Der uns zu Großem hat geführt
Und dessen Hand wir stets gespürt —
Mocht es zum Sieg auf lichten Höhn,
Mocht es zum Fall ins Dunkel gehn:
Heut flehen wir, gebeugt vor Leid,
Vor deines Thrones Herrlichkeit:
Erhalt uns ferner deine Huld,
Verleih uns Stärke und Geduld,
Zu neuem Schaffen das Geschick,
Den Mut zu neuem Hoffnungsblick
Und, spricht das trotz'ge Herz auch nein,
Zum allerschwersten: zum Verzeihn!

Noch lebe ich.

Wie lange fürder wird's noch währen?
Ein Jahr vielleicht und noch ein Jahr,
Und wieder werd' ich dahin kehren,
Woher ich einst gekommen war.

Ins Dunkel reisst es mich von hinnen,
In meine Träume aber hell,
Hoch über mir wird sprudeln, rinnen
Des Lebens unerschöpfter Quell.

Doch fort, ihr grübelnden Gedanken!
Noch schlingen sich in zäher Kraft
Der Daseinslust Lianenranken
Um meiner Tage grauen Schaft.
Noch lebe ich — und draussen fächeln
Des Lenzes Schwingen — Glanz und Prunk!
O Waldesrauschen, Sonnenlächeln
Ihr macht mich stark und schaffensjung!

Baltische Heide.

Vom Firmament
Die Sonne brennt,
Die Sonne des August, — kein Laut;
Weit, weit, soweit das Auge schaut,
Die violette Heide.

Am Horizont
Rot übersonnt
Ein Kiefernstamm; ein Birkenhaupt
Am Dünenhügel sandumstaubt, —
Sonst violette Heide.

Ein Flüsterhauch
Im Erlenstrauch
Am Wegesrand. — Du störst ihn kaum,
Den sonnentrunknen Mittagstraum
Der violetten Heide.

Mandelkrähe.

In dichter, ungebrochner Kette
Erklimmt der Wald des Berges Kamm.
Das ist des Dunkels traute Stätte,
Der Farren ragt am Bachesbette,
Darüber wölbt sich Stamm bei Stamm.

Von Zweigen flattert das Gebinde
Der Flechten grünlich und verdorrt;
Moos überwuchert Holz und Rinde,
Am Boden klettert das Gewinde
In Dornen und in Ranken fort.

Nur zögernd, wie in scheuem Irren,
Betritt ein Sonnenstrahl die Nacht;
Ein Rauschen geht, die Schatten wirren
Und in der Höh die Wipfel klirren, —
Da leuchtet's auf in Märchenpracht.

Ein Wundervogel kommt aus Weiten,
Ultramarin der Schwingen Zier,
In Himmelsbläue Hals und Seiten, —
Und wie sich seine Flügel breiten,
Gleicht er gefiedertem Saphir.

O Märchentrug im Waldesweben!
Mich dünkt, ein Schönres sah ich nie.
Und mich befällt's bei seinem Schweben:
So überklärt das dunkle Leben
Des Dichters bunte Phantasie.

An die Birke.

Du schatt'ger Baum, so weiss und eigen,
Wie ragst du auf in stiller Kraft!
Es spielt der Wind in deinen Zweigen
Und grüssend sich die Blätter neigen
Zu deines Leibes schlankem Schaft.

Wohl sah ich jüngst in Frühlingstagen
Den Hain aus Palmen zauberschön,
Sah Pinien und Platanen ragen
Und himmelwärts die Kronen tragen
Auf der Riviera Wunderhöhn.

Nicht königlich wie sie gemutet,
Bescheiden — freundlich stehst du da.
Nicht Tropenpracht, die dich umglutet,
Doch süsser Frieden dich umflutet, —
So bist du meinem Herzen nah.

Die Jahre gehn, die Träume bleichen,
Du wehst in meiner Kindheit Traum;
Du bist der Heimat Wappenzeichen,
Drum will ich dir die Krone reichen,
Du meines Waldes weisser Baum!

Vier Stationen Eisenbahnfahrt.

Eine baltische Novelle. 1902.

Von

Gregor v. Glasenapp.

Motto: „Guenille, si l'on veut; ma guenille m'est chère.“
Molière „Les femmes savantes“, acte 2, scène VII.

Um zwanzig Minuten zu früh war ich nachmittags auf dem Bahnhof unserer Hauptstadt angelangt und hätte mich noch dort auf einer Bank ausruhen können; aber da kam eben ein Zug vom Strande an; und aus der Schar der Passagiere, die, ihm entströmend, ihren Weg durch den Wartesaal nahmen, eilte mein Neffe William — jüngerer Kandidat für Gerichtsämter an unserem Bezirksgerichte — auf mich zu. Er sah ganz verstört, zerzaust und übernächtig aus.

„Lieber Onkel“, sagte er, „wie gut, daß ich dich noch hier treffe! Ich muß gleich so unverschämt sein, dich anzupumpen. Du siehst in mir einen obdachlosen Bettler; bitte, hilf mir aus!“

„Was ist denn so plötzlich mit dir geschehen und hat dich total aus dem Phlegma gebracht? Helfen kann ich ja; habe ich doch eben aus der Rentei meine Gage geholt!“

„Ach, das trifft sich famos!“

Und nun erzählte er, wie das kleine hölzerne Häuschen am Strande, daß er mit seinem Freunde, dem Rechtsanwaltsgehilfen Tiedemann, zusammen für den Sommer gemietet hatte, gestern aus noch nicht ermittelter Ursache abgebrannt war; und zwar zu der Zeit, wo beide Insassen in Geschäften oder zum Vergnügen in der Stadt gewesen waren.

„Es war ganz närrisch“, schloß er seinen Bericht; „wir hatten uns besprochen, mit einunddemselben Zuge am späten Abend wieder am Strande zu sein. Wir kommen auch an, lenken vom Bahnhofe aus ganz heiter unsere Schritte nach der Stelle, wo unsere elende Bude steht. Wie wir durch die Stille der Nacht pilgern, fühle ich in der Tasche nach meinem Hausschlüssel und merke, daß ich ihn hier in der Stadt vergessen habe. Ich denke: Tiedemann wird wohl den seinigen haben, und schweige; denn er zieht mich ja immer mit meiner Zerstreutheit auf und will mich erziehen. Wem es aber genau ebenso gegangen war, das war er. — Wo ist dein Schlüssel? fragte er, — nimm lieber deinen! sagte ich und muß damit herausrücken, daß er hier geblieben ist. Er fängt an zu brummen: — wirst du nicht nächstens auch deine Hosen vergessen? — Unterdessen waren wir ganz automatisch bis zu der Stelle gekommen, wo unser Haus stand, und blieben aus Gewohnheit stehen; da stellte sich heraus, daß auch er seinen Schlüssel vergessen hatte. (Vielleicht hat er ihn sogar verloren!) Nun war es mir zu arg; ich fing auch an ihn zu höhnen: Herr Accusativus usw. Er wurde hitzig: bei ihm sei das das erste Mal usw. Nun zankten wir uns auf der dunklen Straße stehend, jedoch noch ohne aufs Haus zu sehen, eifrig darüber, wie es wohl möglich sein werde, jetzt hineinzukommen und ob man die Tür erbrechen solle; bis wir schließlich die Blicke zum Streitobjekt erheben und außer einigen rauchenden Holzstücken und Ruinen des Ofens absolut nichts mehr entdecken. Na, sehr geistreich kamen wir uns hierbei nicht vor. So war aber der Streit gegenstandslos geworden und wir, dank dem Brande, abgekühlt.“

Er mußte selbst lachen.

„Wahrhaftig, eine operettenhafte Situation", sagte ich. „Diese Lösung des Problems, ohne Schlüssel verschlossene Räume zu betreten, hattet ihr am wenigsten vorausgesehen. — Wie viel brauchst du denn?"

„Zu dem notwendigsten, bis man mir von Hause etwas schickt, etwa 50 Rubel."

„Du sagtest ja früher, daß ihr im Strandhause nur Schund hättet."

„Ja, aber doch einige Wäsche und Kleider. Erst jetzt, wo es weg ist, merke ich, daß es doch ziemlich viel Wert besaß!"

Es war nichts zu machen: ich gab ihm das Geld, wenn es mir auch etwas unbequem wurde. — Wir saßen noch ein Weilchen zusammen; aus Höflichkeit von seiner Seite. Ich besann mich auf etwas:

„Weißt du", sagte ich, „daß ich diesen euren Brandschaden ... ich will nicht sagen, vorausgesehen, aber gewissermaßen zugleich in der Vorstellung miterlebt habe."

„Wie ist denn das zugegangen, Onkel? Das klingt ja geheimnisvoll!"

„Ganz einfach: Ich lese immer abends im Bette um schneller einzuschlafen irgend ein Buch; nun hatte ich gestern abend zu Hause in W ..... die vergleichenden Biographien des Plutarch vorgenommen und las das Leben des Alcibiades. Der Band muß noch dort auf meinem Bettischchen zu Hause liegen geblieben sein, als ich heute morgen wegfuhr. Da las ich also, wie Alcibiades in dem Landhause seiner Freundin Timandra in Klein-Asien nachts von den Meuchelmördern gesucht wurde; wie sie Reisig um das Haus gehäuft und es angesteckt hatten; wie der Feldherr durch den tiefsten Schlaf das Prasseln des brennenden Holzes hörte, aufsprang und sich durch die Flammen einen Weg bahnte. — Und als ich dann das Licht auslöschte, konnte ich nicht schlafen; die Bilder ließen mich nicht los; immer wieder und immer lebhafter vergegenwärtigte ich mir die gemütliche Lage so eines Mannes, der in der Stille der friedlichen Stube, noch schlaftrunken, mit einem Male über sich, neben sich jenes un-

Ex bibl. univ. Derp

heimliche Knistern und Rascheln vernimmt; wie er einige Augenblicke noch hofft, es könnten wohl Ratten sein, dann aber sich sagt, daß das Haus über seinem Kopfe brennt und die Flamme ihn bald umgeben wird. — Und nun scheint es, als ob damals, als ich das mit einer Lebhaftigkeit, die mir kalten Schweiß auspreßte, in Gedanken durchmachte, etwa zur selben Zeit euer Stranddomizil niedergebrannt ist."

„Die Zeit stimmt allerdings so ziemlich überein. Seltsam! Nur ging es bei uns glücklicherweise weniger dramatisch zu, und der Schluß war fast burlesk." — —

Mein Zug wurde ausgerufen; wir verabschiedeten uns, und ich eilte sofort in den nächsten besten Waggon, um einen guten Platz zu bekommen. —

Übermüdet vom Herumlaufen in der heißen Stadt, hätte ich gewünscht, jetzt auf der Heimfahrt allein zu sein; aber es sollte anders kommen. Kaum hatte ich im Waggon Platz genommen, so stieg ein Herr herein und setzte sich mir gegenüber, dessen Züge mir bekannt vorkamen. Auch er fixierte mich; und dann erfolgte die Szene des Wiedererkennens; es war mein alter Schulkamerad und Kommilitone Lorenzo Higgins, jetzt, wie ich wußte, längst Pastor in L., den ich so nach langen Jahren nicht ganz unverhofft traf.

„Sieht man dich endlich, lieber K.," sagte er erfreut; „längst hatte ich gehört, daß es dir nach mehrmaligen Versuchen endlich gelungen sei, von dort . . . aus deinem . . . . Kasan, glaube ich? — wieder in die Heimat zurückversetzt zu werden. Der reine Zufall, daß wir bisher nicht zusammen gekommen sind! Ein ganzes Jahr sitzt du ja schon als Untersuchungsrichter in W."

„Schon anderthalb Jahre", verbesserte ich, „und ich hatte auch manches Mal daran gedacht, daß wir doch jetzt nah genug voneinander sind, um uns einmal irgendwo zu treffen. Außer diesen monatlichen Fahrten, wo ich am zwanzigsten in Riga immer die Gage empfange, kann ich mich freilich selten vom Fleck rühren."

Wir erkundigten uns nach unseren Familien; er erzählte von seinen Töchtern, ich von meinen Söhnen. Dann sahen wir uns

längere Zeit unverwandt ins Gesicht, als suchten wir dort Erinnerungen abzulesen, die Spuren der alten Zeit aufzufrischen.

„Nun, Gott sei Dank, daß du wenigstens wieder da bist", begann er, „einigen glückt es doch in der Heimat wieder Unterschlupf zu finden, von den vielen, die damals seit 1889 nach Rußland verschlagen wurden. Das weiß Gott, wie sehr es uns freut, hier auch solche Leute in der Justizuniform zu sehen; und außerdem kommt mir immer der Gedanke, als ob ihr dort in der Diaspora ..."

„Sag: In partibus infidelium! So nennen's die Theologen noch lieber."

„Laß das Sticheln! ... Nein, ich meine ernstlich und habe es sogar schon beobachten können, daß manche Balten dort im Innern des Reiches der alten Heimat entfremden. Von dir habe ich das freilich nie gefürchtet; du hast ja auch aus Riga geheiratet..."

Hier machte mein alter Freund eine Pause und sah mich prüfend an. Sein glattrasiertes Gesicht mit den guten, treuen Augen hatte sich in den zehn, zwölf Jahren kaum verändert; die Gestalt war noch stämmiger als dazumal, nur das Haar war ganz grau geworden.

„Nun sag mal", fuhr er fort, „du genießt es wohl recht, wieder im alten Nest zu sitzen nach deinen Irrfahrten? Denn was auch alles bei uns seit jener Des- oder Reorganisation, seit man sich bemüht, uns nichts von den segensreichen Zuständen vorzuenthalten, welche die inneren Provinzen Rußlands genießen ... was alles sich seitdem hier verändert haben mag: die Gesellschaft, die Menschen sind doch die alten geblieben."

Wieder entstand eine kleine Pause. Gefühle, die mir seit mehr als einem Jahre bei der Berührung mit meinen lieben Landsleuten nur zu oft rege geworden waren, drängten zum Ausdruck. Und bei Lorenzo Higgins, obgleich er Pastor und eingefleischter Balte war, — durfte ich vielleicht soviel Einsicht voraussetzen, daß er mich verstehen werde.

„Weißt du", sagte ich zögernd, „mit dem, wonach du fragst, ist es so eine Sache. Des Menschen Wille ist ja sein Himmel-

reich; das müßt sogar ihr Pastoren schließlich zugeben; und nach langem Petitionieren bin ich natürlich froh, endlich in die heimatliche Kreisstadt versetzt zu sein; auch um meiner Frau und der kleinen Kinder willen hat es sein gutes. Allein, beim ruhigen Genuß der Heimat sind, muß ich gestehen, mir einige Gewohnheiten, die die baltische Gesellschaft mittlerweile angenommen hat, etwas störend."

„Ja, welche neuen Gewohnheiten meinst du eigentlich? Sprich dich vor allem deutlicher aus."

„Ich weiß nicht, ob du mich recht verstehen wirst; denn du sitzt ja mitten drin; gewöhnlich hat man mich nicht verstanden und sogar schon verketzert. Ich meine, daß bei euch seit jenen verhängnisvollen Jahren eine wahre Sucht eingerissen ist, zu einem beständigen nörgelnden Kritisieren der Maßregeln, Verhältnisse, Einrichtungen, Vorschriften und ihrer bisherigen Handhabung, welche die Heimat nolens volens über sich hat ergehen lassen müssen."

Der Herr Pastor sah mich betroffen an.

„Was findest du daran wunderbares? Ist zu unseren Kritiken etwa kein Grund vorhanden? Und wird uns nicht bald hier bald dort täglich aufs neue dazu Veranlassung geboten?"

„Zugegeben", sagte ich begütigend, „daß Grund genug vorhanden war; aber ist des Geredes von dieser Sorte nicht nachgerade genug? Auch ich weiß, daß vieles von dem neuen nicht so ist, wie es sein sollte. Ich kann es doch ebenso beurteilen wie ihr; aber dieses endlose lamentierende Genre verleidet mir mitunter die lieben Landsleute. Man tröste sich schließlich darüber.... Troja war eine bessere Stadt und mußte doch verbrennen...."

„Ach"! sagte er unwillig, „mit Heineschen Versen heilt man nicht brennende Wunden; und auch du scheinst die Heimat nicht mehr ganz zu verstehen. Ja, du kannst sie nicht vollständig verstehen, denn du bist nicht dabei gewesen, du hast es nicht miterlebt, wie das historische Erbgut der Heimat uns Stück für Stück verloren ging und noch weiter verloren geht. Du kamst ja frisch von der Universität in irgend ein entferntes Gouverne-

ment hin, als du noch die Heimat kaum kanntest und noch — nichts für ungut, lieber K. — ziemlich grün warst; so hast du nicht immer mit uns fühlen können und irrst dich, wenn du glaubst zum Beurteilen ebensogut berufen zu sein."

„Ja, was fehlt mir denn eigentlich dazu?"

„Eben was ich sage: daß du nicht alles selbst durchgemacht hast. Erst wenn man das, was man besessen, verloren hat, ist man imstande es richtig seinem Werte nach zu schätzen."

„Und kommt zu spät damit.... Wozu die Zeit verschwenden mit immer erneutem Abschätzen des Verlorenen?... Schließlich hast du da auch ein drolliges Axiom aufgestellt", versuchte ich vom peinlich werdenden Thema abzulenken: „Also man taxiert, meinst du, erst die Sachen richtig, die man schon verloren hat. Ich weiß nicht, was die Theologie darüber offenbart; aber ich möchte wohl als Beleg ein Beispiel aus dem Leben für diese abstrakte...."

„Meine Herren, bitte die Billete!" unterbrach uns hier plötzlich der Schaffner, der allmählich bis in unseren Waggon gekommen war. Indem wir die Billete vorzeigten, erwies es sich, daß wir noch außer dieser, zwei Stationen zusammenbleiben würden. Mein Freund Higgins sollte auf der Station R. aussteigen, von wo er noch 30 Werst zu Wagen bis zu seinem Pastorate hatte, und ich fuhr bis nach W., konnte also erst nach 11 Uhr abends zu Hause sein. Kaum hatte der Schaffner uns verlassen, so verlangsamte der Zug seinen Gang, Pfiffe ertönten und wir hielten bei der ersten Station.

Allerlei Publikum umdrängte den Zug; Walderdbeeren wurden von Bauerkindern zum Verkauf ausgeboten, und neue Passagiere stiegen in unsere Abteilung ein, unter anderen mein Kollege Mitrofan Konstantinowitsch Malanezki, der in St. Untersuchungsrichter war (und noch jetzt ist), also nur eine Station bis dahin mit uns zu fahren hatte. Seine behäbige Gestalt füllte die ganze Tür aus.

„Karl Iwanowitsch"! rief er mir zu, „von wo führt Gott Sie her? Ach ja! Sie empfangen ja Ihre Gage aus der Gouvernementsrentei, und heute ist der zwanzigste; ich bekomme sie in St. ausgezahlt."

„Und von wo kommen Sie jetzt, Mitrofan Konstantinowitsch?"

„Von einer Obduktion. Der Kreisarzt ist noch im Wartesaal am Bufett."

Während wir noch Erkundigungen austauschten über den Stand gewisser wichtiger Kriminalsachen, die wir eben führten und über Beförderungen in unserem Bekanntenkreise, hatte der Pastor nach einigem Feilschen durch das Waggonfenster von einem kleinen Bauermädchen Erdbeeren gekauft, einen hohen irdenen Krug für 25 Kopeken. Das war billig und er freute sich sehr seines Handels, reichte das Geld zum Fenster hinaus und wollte den Krug, den er schon in der Hand hielt, eben hereinheben; da ertönte das letzte Glockenzeichen, der Zug fing langsam an zu rollen, und die Sicherheitsleine, die seitwärts am Zuge heruntergelassen war, schnellte, von irgendwelchen unsichtbaren Mächten gezogen, plötzlich in die Höhe, sie traf den Erdbeerkrug, so daß er den Händen seines Besitzers entrissen wurde und vor unseren Augen auf die Schienen flog. Da lagen die Scherben und auch die Erdbeeren.

„Ach wie schade! Zu Hause haben wir noch gar keine!... Übrigens", wandte sich der Pastor an mich, „jetzt wo die Erdbeeren dort auf der Erde zerstreut liegen — siehst du! sie sind ja fast alle unreif, beinahe weiß! Diese Spitzbuben hatten nur obenauf rote gelegt und ich hatte nicht nachgesehen."

„Nun", sagte er darauf, sich beruhigt hinsetzend und mir unverwandt in die Augen sehend: „Was bedeutet das Gleichnis, das wir eben beide vor Augen gehabt haben? Merkst du nichts?"

Was meinte er nur? Ich dachte nach: Ja, das war's!

„Ach so", sagte ich, „du denkst an unser früheres Gespräch. Nun, du siehst: Bin ich auch auf Gleichnisse nicht so einstudiert wie ein Theologe — hier kann ich auch einmal den Ödipus spielen. Der Ausgang der Sache bringt hier aber eher Wasser auf meine als auf deine Mühle."

„Wie so? Du wünschtest doch ein Beispiel aus dem Leben."

„Ganz schön! Aber steht es nicht so: Du erkanntest und empfandest den wahren Wert der Beeren nicht damals, als du die 25 Kopeken dafür zahltest und sie erwarbst, sondern als du

sie gleich darauf verlorst, und — ja, laß mich nur ausreden! — zugleich zeigte dir dieser Verlust auch ihre Wertlosigkeit."

„Richtig! Aber du wirst doch beileibe nicht diesen letzteren Umstand ebenfalls auf die Heimat und was sie uns teuer . . ."

Ein schriller Pfiff der Lokomotive übertönte die letzten Worte meines Freundes. Sein offenes, ehrliches Gesicht sah mich verdutzt an, als hätte ich eine Blasphemie ausgestoßen. — Wir blickten um uns: Die Gesellschaft, in der wir weiterreisten, war nicht geeignet, um unser Gespräch in den früheren Bahnen fortzusetzen. Ich mußte also als Bestätigung für den Ausspruch meines Freundes auf ein zutreffenderes Beispiel aus dem Leben warten, als es die Geschichte mit den Erdbeeren gewesen war.

Mein Kollege Mitrofan Konstantinowitsch hatte den Sitz mit dem Taschentuche abgestäubt, seine Mappe hinter den Rücken gesteckt und sich dann bequem in den Polstern zurechtgesetzt; er kämmte sich den kurzen kohlschwarzen Bart, der sein hübsches, rundes Gesicht einrahmte. Nichts an seinem wohlpflegten Äußern verriet die Strapazen, die er heute bei der Obduktion in der Sonnenglut in einem entfernten Bauergesinde durchgemacht haben mochte. Der Pastor begrüßte ihn; sie kannten sich zufälligerweise etwas. Die Unterhaltng wurde nun in russischer Sprache weiter geführt und drehte sich zunächst um die Beschwerden des Justizdienstes.

„Ich habe immer gesagt", meinte Mitrofan Konstantinowitsch, „unser Dienst ist die reine Zwangsarbeit."

„Ach, Herr Untersuchungsrichter", sagte der Pastor, „jeder Dienst ist in gewissem Sinne eine Zwangsarbeit. Die Leute wählen sich eben ihre Zwangsarbeit je nach der Neigung, die jeder hat."

„Das ist es ja eben, daß ich meiner Neigung leider nicht gefolgt bin. Mein eigentlicher Beruf liegt auf einem ganz anderen Gebiete als der Justiz."

„Und auf welchem?"

„Philolog hätte ich werden müssen. Das ist es, was ich versäumt habe und was mir immer wieder leid tut."

Als Mitrofan Konstantinowitsch phlegmatisch diese Worte aussprach, beobachtete ich das Gesicht meines Freundes; es bekam

einen Ausdruck von Hochachtung; er sah den Untersuchungsrichter mit ganz anderen Augen an.

„Ja", sagte er, „da haben Sie recht! Die Philologie ist ein lohnenderes Feld für die Tätigkeit, und ich kann mir überhaupt keinen edleren Beruf denken als den eines Pädagogen."

„Sehen Sie, also Sie geben das auch zu. Ich begreife nicht, wie einige, auch z. B. meine Frau, es immer noch bestreiten. Sie sagt mir, ich wäre auch als Lehrer mit meinem Beruf unzufrieden gewesen. Aber die Vorzüge sind doch klar, wie Gottes Tag: Der Philologe bekommt eine gagierte Anstellung, sobald er nur die Universität verlassen hat, während unsereiner fünf, sechs Jahre als Kandidat für Gerichtsämter herumlungert; mit zwölf Jahren Dienstzeit fangen beim Lehrer schon die Alterszulagen an; dann bitte nicht zu vergessen: die Zulagen für Überstunden! Außerdem kommt der Lehrer von Anfang an in eine ordentliche Stadt, meist in eine Gouvernementsstadt; einfach weil es in den elenden Flecken und Dörfern, wo wir Gott weiß wie lange zu hocken die Chance haben, keine Gymnasien gibt. Und dann bitte ich Sie gehorsamst die Belohnungen zu berücksichtigen. (Hier bekam seine Stimme einen Anflug von Begeisterung.) Alle vier Jahre wird man im Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung zum betreffenden Orden vorgestellt... ex officio geschieht das! Und wie steht es bei uns mit den Vorstellungen zu den Orden? Ja, fragen Sie nur Karl Iwanowitsch!" —

„Da haben Sie vollständig recht, Mitrofan Konstantinowitsch!" bestätigte ich die Auslassungen meines Kollegen, und weidete mich mittlerweile an dem Mienenspiele meines theologischen Freundes. Gar nicht gefaßt auf den Gesichtswinkel, unter dem solche Dinge in den Kreisen meiner Kollegen betrachtet zu werden pflegen, sah er aus wie vom Himmel auf die flachste Erde gefallen und warf mitleidige Blicke auf den Untersuchungsrichter und sogar auf mich.

Wir saßen uns eine Zeitlang schweigend gegenüber, dann zog Mitrofan Konstantinowitsch eine Zeitung aus der Tasche und vertiefte sich in sie.

„Haben Sie gelesen", wandte er sich plötzlich an mich, „hier vom Kriminalistenkongreß in Lausanne? Die Sache geht uns im Grunde wenig an; aber da hat ein Vertreter Dänemarks . . . Sie wissen, dort will man ja auch die Körperstrafe wieder einführen . . . . der hat beantragt, die Todesstrafe doch noch beizubehalten oder, wo sie abgeschafft, von neuem zu dekretieren. Man wollte, heißt es in der Zeitung, über diesen Antrag zur Tagesordnung übergehen; da erstens bei irrtümlich vollstreckter Todesstrafe keine Remedur möglich sei und zweitens das menschliche Leben ein zu inkommensurabel hohes Gut sei, als daß man richterlicher Weisheit überlassen dürfe, es jemandem abzuerkennen . . ."

„Das ist ja unbestritten jetzt der Standpunkt der juristischen Wissenschaft."

„Mag sein! Aber das beste kommt; der Däne hat protestiert und gemeint: der hohe Wert des Menschenlebens dürfte nicht so ohne weiteres als bewiesen angenommen werden, da viele es umsonst weggeben, also augenscheinlich niedrig taxieren, und da schließlich nur die, die es bereits verloren haben, bezeugen könnten, was sie daran verloren haben und wie viel es ihnen wert gewesen. — Wie gefällt Ihnen das, Karl Iwanowitsch? Eine originelle Motivierung!"

„Soweit hat jener Däne ja wohl recht", wandte jetzt der Pastor ein, „daß es dem einzelnen Menschen nicht gegeben ist, zu wissen, was er, wann er dies irdische Leben verläßt, im Jenseits dafür eintauscht; und mancher, glaube ich, würde, wenn er wüßte, wie lohnend der Tausch ist, nicht so ängstlich sich ans Diesseits anklammern."

„Jedenfalls", erwiderte ich, „helfen zur Aufklärung des Kriminalisten hier weder Anträge noch Voraussetzungen, weil keine Experimente möglich sind."

„Wieso"? rief Mitrofan Konstantinowitsch; „ist nicht in der Kriminalgesetzgebung schon so manches Mal experimentiert worden?"

„Wohl möglich! Aber ich meine das so: Ein Experiment ist eine Beobachtung, die man an demselben Gegenstande beliebig variiert und wiederholt. Also nur falls man ein und denselben

armen Sünder einmal köpfen könnte und dann wieder als Rezidivisten für den zweiten Mord die Zwangsarbeit abbüßen lassen, wäre er imstande nachträglich aus Erfahrung zu bezeugen, welche von beiden Strafen ihn schwerer getroffen habe."

„Ach so! Das ist etwas anderes!" sagte der Untersuchungsrichter und griff mit halbunterdrücktem Gähnen nach der Zeitung. — Jetzt war an mich die Reihe gekommen, dem Pastor Seitenblicke zuzuwerfen, indem ich fortfuhr:

„Und ebenso wenig wie in diesem Falle durch eigenes Erleben sich die Probe machen läßt, so wenig wird es wohl auch sonst gelingen Beispiele aus dem Leben für die Meinung beizubringen, daß wir die Güter erst dann nach ihrem vollen Werte schätzen, wenn wir sie verloren haben."

Langsam schüttelte mein Freund sein graues Haupt und murmelte auf deutsch mit geistlichem Augenaufschlage: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich."

Ihm schien das Gespräch verleidet zu sein; denn auch er zog eine Zeitung aus der Tasche. Ich war froh mein von der Hitze im Waggon und den Anstrengungen übermüdetes Gehirn endlich etwas erholen zu können, lehnte mich zurück und schloß die Augen; doch sollte ich nicht lange die Ruhe genießen.

„Hör mal, was ist denn das in der Zeitung für eine Anzeige?" begann mir Higgins halblaut zuzuflüstern; „darüber mußt du doch Aufklärung geben können. Hier ist eine Erklärung abgedruckt in betreff des mit Hinterlassung von Schulden nach Amerika entwichenen früheren Hofgerichtsadvokaten Zelsius. Die Angehörigen der Familie erklären in der Zeitung „zur Steuer der Wahrheit", der Durchgebrannte sei mit ihnen nicht blutverwandt, habe sich eigenmächtig den Namen Zelsius beigelegt, und sein Verhalten nötige sie, ihm ihre Achtung zu entziehen und alle Beziehungen zu ihm abzubrechen." —

„Ja, ich weiß davon. Der Unglückswurm hatte da etwas mit Pupillengeldern. . . . Er verschwand plötzlich, ist in New-York und soll jetzt dort bei einer Bibliothek angestellt sein, den Staub von den Büchern abzuwischen."

„Aber wie ist denn das? . . . Ich hatte von der Geschichte schon gehört; . . . nur eines wundert mich; deine Frau Gemahlin ist doch auch eine Zelsius und sie hat die Erklärung nicht mit den andern unterzeichnet. Ist das Zufall?"

Damit hatte nun mein Freund einen heiklen Punkt berührt. Es ist einem Ehemanne immer peinlich, wenn er vor anderen Leuten — selbst vor Freunden — nicht mit seiner Ehehälfte solidarisch sein kann und Meinungsunterschiede zugeben muß. Dies war nun solch ein Punkt.

„Zufall eigentlich nicht", sagte ich; „meine Frau hat mit jenem . . . . Pflegevetter, oder, wie soll ich sagen? . . . . ja nichts weiter zu schaffen. Sie weigerte sich nur die Erklärung der anderen zu unterzeichnen und blieb dabei, man solle ihm, nachdem er schon die Heimat ohnedies verloren, nicht noch, wie sie sagte, nach Amerika einen Fluch nachschicken."

„Aber in Geschäftskreisen kann das für euch auch zu allerhand Gerede und Mißverständnissen Veranlassung geben . . . . sogar zu Nachrechnungen. Ich muß sagen, ich verstehe diese Weigerung nicht."

„Ja, ich auch nicht!" stieß ich brüsk hervor, zum deutlichen Zeichen, daß mir dies Gesprächsthema unerträglich wurde. Mein Freund verstand mich und schwieg; doch ahnte er wohl nicht, wie unangenehme Gefühle er in mir erregt hatte . . . .

Die Sonne neigte sich allgemach zum Untergange; wir näherten uns der Station, und schon hielt der Zug. Hier verabschiedete sich mein Kollege Mitrofan Konstantinowitsch von uns und verließ den Waggon; auch die übrigen Passagiere stiegen aus. Während wir schweigend zum Fenster hinaussahen, setzte sich der Zug nach einigen Minuten wieder in Bewegung.

Nun waren wir allein; und da ich gemerkt hatte, wie nahe meinem alten Freunde unser früheres Gespräch über die Heimat und die Balten gegangen war, da ich auch wußte, daß er gewiß noch manches darüber für mich auf dem Herzen hatte und ich seinen Ermahnungen oder Bekehrungsversuchen nun doch nicht entgehen konnte, wollte ich lieber selbst davon anfangen. Der Angriff ist die beste Verteidigung.

„Es wäre mir unlieb", sagte ich, „wenn du mich vorhin inbetreff der baltischen Einseitigkeiten mißverstanden hast. Vielleicht habe ich mich schroff oder nach deiner Meinung frivol ausgedrückt; aber an meiner Heimatliebe brauchst du deshalb nicht zu zweifeln. Nur habt ihr, meine lieben Landsleute hier, selbst dafür gesorgt, wenn ich auf diesen Punkt etwas geladen bin. Es stellt sich bei mir ein gewisser Hautreiz, ein Prickeln ein, sobald über dieses oder jenes, was gerade passiert, die Jeremiaden auf verstimmten Harfen immer von neuem losgehen."

„Ja, nennst du, mein Lieber, das wirklich „Einseitigkeiten", wenn der, welcher von den Schlägen getroffen wird, auch seinem Herzen Luft macht?"

„Das ist ja eben das langweilige, daß dieser Einseitigkeiten und Verdrossenheiten Legion sind, und sie sich gar nicht bloß auf das beziehen, was uns schmerzlich berühren kann."

„Was meinst du denn sonst damit?"

„Ich meine dasjenige, was ich hier alle Augenblicke zu hören bekomme und wovor wir anderen einigermaßen gefeit sind, die wir längere Jahre draußen in weiteren Verhältnissen gelebt und mehr Kosmopoliten geworden sind, während ihr in der Heimat zurückbliebt, — ich fürchte, in mehr als einer Beziehung. Ich meine also die grundverkehrten Auffassungen und windschiefen Urteile über alle möglichen Verhältnisse und Dinge der inneren Provinzen, über das Volk und sein Leben, über Landwirtschaft, Geistlichkeit, Beamten und Gerichte. Was weiß ist, hält solch ein Krähwinkler gewöhnlich für schwarz, was schwarz ist, gerade für weiß, und er findet an der Gesellschaft seinen Resonanzboden. Und wenn ich beim Anhören von alledem notgedrungen korrigierend einfalle, starrt mich die ganze Gesellschaft an, wie einen Advokatus diaboli, oder, was schlimmer ist, wie einen Korrespondenten der „Nowoje Wremja." — Ja, lach nur! auch die Ignoranz kann zur Tücke werden. Da erzähle ich neulich unter Bekannten, wie in Kasan am Fest des 22. Oktobers von allen Seiten unabsehbare Scharen von Pilgern zum wundertätigen Heiligenbilde wallfahrten, oft barfuß durch Schnee oder Wasser. Und ein alter Kommilitone, ein Kurländer, der

neben mir sitzt, meint darauf gemächlich, diese Leute seien doch nur dazu gemietet und hingeschickt. — Ja, von wem und in wessen Interesse? frage ich. — Nun, natürlich vom Klerus, verkündet er mit Sicherheit. — Ohne eine Ahnung vom Sachverhalt zu haben, urteilt man so drauf los. Ihr denkt hier an das mit dem Isidor oder an Püchtitz und meint darnach, mit den Hunderttausenden, ja Millionen Pilgern, die jährlich nach Kasan, Wilna und Kiew ziehen, ihre Groschen hingeben, um Kirchen und Klerus zu unterstützen, stände es ebenso. Das ist die berühmte Urteilsfähigkeit unserer Gesellschaft."

Lorenzo Higgins hatte meine in unfreundlicher Stimmung ausgestoßenen Worte ruhig angehört. Die Dämmerung, die so manchesmal die Vertraulichkeit des Gespräches erhöht, war mittlerweile im Waggon angebrochen. Der Zug sauste dröhnend fort und wir rückten einander näher, um uns zu verstehen.

„Einseitigkeiten", sagte er mit leichtem Seufzer, „werden ja immer vorkommen, das gebe ich gern zu; und je fester eine Gesellschaft sich zusammenschließt, um so leichter passiert das. Aber, wie der Spruch sagt: Einseitigkeit macht stark."

„Und Vielseitigkeit macht weise," fuhr ich fort.

„Meinetwegen; doch das ist nicht die Hauptsache; der Punkt, in dem unsere Ansichten auseinander gehen, scheint eigentlich wo anders zu liegen."

„Ja, wo denn sonst?"

„Einseitigkeiten können auch durch Belehrung abgeschafft werden aber Gefühle widerlegt man nicht; so wenig man den Schmerz im Augapfel widerlegt. Und da sage ich denn nochmals, daß die Klagen dir nicht unnatürlich scheinen und dich nicht ungeduldig machen dürften, wenn du bedächtest, was wir täglich sozusagen an den eigenen Rippen erleben. Durch Antastung der Güter unserer historisch gewordenen Kultur und Eigenart...."

„Ach, diese „historisch gewordene Eigenart" ist wahrhaftig auch schon zum breitgetretenen Gemeinplatz geworden," rief ich aus.

„Fürchtest du dich vor Gemeinplätzen? — Wird durch sie eine Wahrheit weniger wahr? Und zweifelst du noch, daß wir das, was wir Jahr für Jahr, Stück für Stück verloren haben,

richtiger seinem Werte nach erfassen können, als ihr draußen, die ihr nur vom Hörensagen diesen Knebelungsprozeß kennt?"

Ich vermochte noch nicht meinem alten Freunde beizustimmen. Er faßte meine Hand und fuhr, immer wärmer werdend, fort:

„Ich möchte dich gern überzeugen; und geht es nicht auf einen Ruck, so vertraue ich darauf, daß bekanntlich bei Kontroversen und Mineralbädern die Nachwirkung erst die eigentliche ist."

„Nun, ich will aufpassen, nach wie viel Stunden die Pille bei mir wirkt."

„Nein, laß diesen Ton! Es handelt sich hier um wichtigeres, als du vielleicht meinst. Wir haben eine Frage berührt, die das ganze spezifisch baltische Leben angeht; es ist das baltische Thema par excellence, das wir verhandeln: die Frage nach dem richtigen Verhältnis zwischen den Balten, die in der Heimat bleiben und denen, die zum Erwerb oder im Dienst hinausziehen, die Heimat nur selten besuchen und spät, falls überhaupt, zurückkehren. Du nennst euch die Kosmopoliten. Meinetwegen! Ihr seid als solche aber nicht nur der Gefahr ausgesetzt, im Urteil zu Doktrinären zu werden, sondern noch einer anderen."

„Und die wäre? Ich bin gespannt!"

„Ich bitte dich an folgenden Sachverhalt zu denken: Jeder Balte, der, meist wie du in jungen Jahren, dorthin nach Rußland verschlagen wird, kommt in eine Gesellschaft von anderer Rasse und Kultur. Im Anfang mag er noch auf sein Baltentum pochen. Aber die Gesellschaft ist schon als Masse ihm, dem einzelnen, überlegen. Bald wird er auch finden, daß in dieser Gesellschaft ihn so mancher, sei's an Intelligenz, sei's an Talent, weit übertrifft. Dadurch, daß er sich das gesteht, beweist er gerade sein gerechtes Urteil; jedoch damit imponiert ihm nun natürlich der ganze fremde Kulturkreis; da er, der vereinzelte, ihm ja die Kultur, die er selbst vertritt, nicht in ihrem ganzen Reichtum und Glanz beständig zum Vergleich gegenüberzustellen vermag, sondern nur das Kulturbruchstück, das er in seiner eigenen kleinen Person repräsentiert. Er denkt nicht daran und weiß es kaum mehr, daß anderwärts auch *seine* Kultur gewaltiges leistet und geleistet hat. Aus den Augen, aus dem Sinn! Aus dieser Verwechslung der eigenen

Einzelperson mit der von ihr in der Fremde repräsentierten Geisteswelt entspringt die Mißachtung der letzteren und die Überschätzung des fremden Wesens."

„Ich verstehe, was du meinst," sagte ich, „das bezieht sich indessen mehr auf die ganz jungen Leute."

„Auf sie hauptsächlich; sie verlieren am leichtesten ihre Kaste, will sagen, ihr nationales Gleichgewicht. Da kam mir noch neulich solch ein junger Laffe in den Weg, ein leiblicher Neffe von mir. Er hatte in Moskau das Gymnasium absolviert, — dort sollen ja jetzt die Schulen besser sein als bei uns, — und nun, in die Heimat zurückgekehrt, will er sich hier als Träger der Reichskultur aufspielen; findet die Verhältnisse bei uns kleinlich, die Ansichten in der Gesellschaft borniert und voller Vorurteile. Ich wollte mal sehen, ob der Junge in Moskau auch schon das Rotwerden verlernt hat und fragte ihn: Wenn du zwei ringen siehst, einen Starken und einen Schwachen, schon fast Hingestreckten, für wen drängt es dich dann Partei zu ergreifen? Achtest du nur den, der Aussicht hat die Palme, oder, um weniger tropisch zu reden, den Vorteil zu erringen? Wem wird eine edle Seele eher zu Hilfe kommen, dem Starken oder dem Schwachen? Hast du in Moskau die ganze Zeit nicht das russische Sprichwort gelernt: Den Liegenden schlägt man nicht?"

Wir waren an der Station angelangt, wo mein Freund aussteigen mußte. Wir nahmen Abschied von einander und ich half ihm sein Gepäck mit hinaustragen (Pastoren und Damen haben meist viel Gepäck) und wollte zurück in meinen Waggon, er aber konnte vom begonnenen Gespräch noch nicht abbrechen; er hielt meine Hand fest und fuhr fort:

„Du siehst also: wie die Beziehungen in Israel zu Esras Zeit, als die Männer des Exils und die in der Heimat Zurückgebliebenen haderten. . . ."

„Bitte verspar dir Israel für die Kanzel! Ich habe schon in der Schule die alten jüdischen Geschichten schlecht verstanden . . ."

„Um so schlimmer für dich! . . . Also du siehst, von welcher Gefahr ich sprach: das Verhältnis der Balten daheim und der da draußen droht zum Mißverhältnis zu werden. Wir wollen

uns aber wieder richtig verstehen lernen und die Harmonie soll wiederkehren! Nicht wahr! Das ist doch ein speziell baltisches Problem des neuen Jahrhunderts. Und unsere Güter: Sprache, Recht, Glau . . . ."

Hier schnitt die Stationsglocke, dicht hinter dem Kopfe meines übereifrigen Freundes angeschlagen, ihm das Wort ab. Ich zog meine Hand aus der seinen und eilte jählings in den bereits langsam rollenden Zug zurück. — Nun saß ich allein in dem sonst leeren Waggon; und es wurde immer dunkler. Die Schaffner mußten mich übersehen haben; denn niemand dachte daran, in dem Waggon Licht anzuzünden. — Endlich hatte ich die Ruhe, deren ich so sehr bedurfte; ich drückte mich in eine Ecke der Abteilung und versuchte zu schlafen. Indes der Schlummer wollte sich nicht einstellen; in dem müden Kopfe arbeiteten die Gedanken. Ich rollte dem heimischen Herde zu; und in dem Maße als man sich ihm nähert, pflegen die Vorstellungen vorauszueilen und sich mit dem zu beschäftigen, was uns dort erwartet: mit den häuslichen Sorgen und Geschäften. Da tauchte denn gleich die unangenehme Erinnerung an jene Meinungsdifferenz mit meiner Frau wieder in mir auf, an die Lorenzo Higgins, ohne es zu wollen, mit jener Erklärung im Tageblatt mich so zur Unzeit gemahnt hatte. Alle die Auseinandersetzungen, die ich deshalb mit ihr gehabt hatte, wiederholten sich in meinem Gedächtnis. Diese Starrköpfigkeit! dieser Eigensinn bei ihr! Sollte sie mich denn immer wieder damit ärgern? Und ein ganz ähnlicher Fall mit derselben fixen Idee bei ihr war auch im vorigen Jahre vorgekommen: wir hatten unsere Söhne täglich ihr Abendgebet im Bette sprechen lassen; und sie pflegten, wenn das Verschen zu Ende war, noch hin und wieder in ihrem kindlichen Sinn diesen oder jenen Wunsch für jemanden hinzuzufügen. Ich hatte meine Freude daran; als aber einmal der Georg nach dem Gebete noch sagte: „Lieber Gott! mach auch alle Menschen gesund! auch alle Buren, aber die Engländer nicht!" wollte meine Frau diesen letzteren Zusatz durchaus nicht zulassen. Ich drang in sie: „Nichts Reineres," sagte ich, „steigt zum Himmel auf, als diese freiwilligen Kinderbitten. Wozu sollen wir den Kleinen ihre Natür-

lichkeit nehmen?" Aber es half nichts; sie mußte an den Kindergebeten Zensur üben und meinte, durch dergleichen Zugaben werde das Gebet zur Verwünschung. Viel fehlte nicht, daß sie gesagt hätte, ich solle mich nicht um die Abendgebete kümmern. Sie hatte das nicht gesagt; aber wenn es so gewesen wäre — wie schweren Grund zur Unzufriedenheit hätte ich gehabt! — Und jetzt kommt wieder solch eine Idee bei ihr zum Vorschein. Und wozu eigentlich? und ich muß mich noch vor fremden Menschen deshalb rechtfertigen! Unerträglich rumorte mir der Gedanke im Kopf herum..... Oder sollte sie zum Teil recht haben? Wie manchmal hatte ich wohl schon gegrollt, und bald darauf nicht einmal gewußt weswegen; — und hatte mir nachträglich gesagt, daß ich die beste Frau von der Welt habe.... besser, als ich sie zu haben verdiene. Aber jetzt! nein! ich hätte mich belogen, wenn ich mir dergleichen hätte sagen wollen ..... unausstehlich war dieser bei aller Sanftmut unnachgiebige Starrsinn. Konnte ich gern in eine solche Häuslichkeit zurückkehren? fragte ich mich. Es wurde mir seltsam zu Mut und ein dumpfer Druck lastete auf meiner Seele. War dies das Juwel häuslichen Glücks, das mich erwartete? Und wie betrugen sich unsere Söhne, das Zwillingspaar? Alle Nachbarn herum fürchteten ihre Streiche, wie Wilhelm Busch's Max und Moritz. Ein unausstehliches Treiben! Ich wußte schon: wo irgend im Hause etwas zerbrochen, verbogen, bekritzelt, befleckt oder angeschnitten, — da steckte entweder der Teufel oder das Zwillingspaar dahinter. Welche Überraschungen haben die Rangen mir jetzt wieder irgendwo angerichtet? — Mein Unbehagen steigerte sich bei diesen schönen Aussichten, mit denen ich mich der Heimat näherte. Aber wer ist denn daran schuld als meine Frau! Wozu geht sie soviel in ihren „Frauenverein" und „Hilfsverein"; wozu sitzt sie soviel mit der Gouvernante zusammen? Das ist ja ihre liebste Freundin! Neulich gehe ich im Garten mit ihr auf und ab; da sieht sie die Gouvernante kommen, geht ihr entgegen und läßt mich dastehen, wie das überflüssigste Möbel auf der Welt. Als wenn die langweilige Person für uns unersetzlich wäre..... Halt! Sollte ich am Ende eifersüchtig sein? Schwerlich, schwerlich!

Aber fest wie ein Nagel im Brett, steckte in meinem Kopfe die Vorstellung, daß sie, meine Frau, hauptsächlich an den Mißverhältnissen schuld sei. Was ist mir dieses Hauswesen wert ... Und diese Progenitur! Ich fühlte mich bekümmert, bedrückt, während immer wieder von neuem diese Vorstellungen als ein immer verworrenerer Zug, ja, als ein wüster Reigen an meinem umdüsterten Bewußtsein vorüberzogen. Kaum hatte ich noch ein Bewußtsein; es hämmerte mir in den Schläfen; es summte mir in den Ohren. — Lange mochte ich so, ohne auf die Bewegung des Zuges zu achten, vor mich hin gebrütet haben; da endlich schien der Zug zu halten. Richtig! Ich erhob mich, suchte selbst in der Dunkelheit mein Gepäck zusammen und stieg, vorsichtig um mich tastend, aus dem Waggon. Der Bahnhof schien ziemlich schwach beleuchtet zu sein; ich fand jedoch den gewohnten Weg durch die bekannten Räume nach der anderen Seite des Bahnhofsgebäudes, und bald, ich weiß selbst kaum, wie, saß ich auch schon mit meinen Sachen auf einem Fuhrmannswagen und fuhr durch die Allee zur Stadt hin. Seltsam, daß alles so dunkel war! Weder brannten die Laternen noch schien der Mond; eines von beiden pflegt doch selbst die Kreisstadt W. zu erhellen. Nun, da bogen wir endlich um die Ecke des Polizeigebäudes, und hier neben der Kirche hielt auch schon der Fuhrmann vor unserer Wohnung. Ich bezahlte ihn; er reichte mir meinen Koffer vom Bock herunter und war gleich darauf in der Finsternis verschwunden. Da stand ich allein auf der Straße ... Dort vor mir war unser kleines Haus vom Garten umgeben ... Dort mußte es sein. Aber was war das nur? Ich konnte es nicht mehr finden. Ich suche mit den Blicken im Halbdunkel, trete näher hinzu, steige einige Schritte höher: da steht vor mir wohl noch der Schornstein, die Öfen und eine steinerne Zwischenwand ... Aber weiter nichts; am Boden liegen nur verkohlte, zum Teil noch rauchende und dampfende Balken durcheinander auf dem Steinfundament. Kein Zweifel! Es war alles ein Raub der Flammen geworden, während ich fort gewesen; und ich stand auf dem Brandplatz. Wüst, leer, trostlos war meine Heimstätte, der Ort meiner Freuden. Und was war

aus den Meinigen geworden? Grabesstille lagerte um mich. Wo war meine teure Frau, der Stern meines Lebens! Ich rief sie. Lautlos blieb ringsumher die Einöde. Wo war sie mit den hilflosen kleinen Kindern hingekommen? In welchem Moment, vielleicht gar im Schlaf hatte der entsetzliche Brand sie überrascht, und dann . . .? Worauf stößt mein Fuß hier? Eine grausige Ahnung erfaßte mich; ich begann auf den Trümmern zwischen den rauchenden Balken unter schrecklichen Beklemmungen nach . . . den Resten der Meinigen herumzusuchen. Was war mein einfältiges Schmollen gewesen? Eine Versündigung am besten und liebsten, das es gab. — Mir kam ein Gedanke: die Polizei war ja in der Nähe; dort mußte doch etwas über die näheren Umstände des Brandes und folglich auch über den Verbleib der Meinigen bekannt sein. Ich tappte in der Richtung weiter: doch auch vor dem Polizeigebäude schien keine Laterne zu brennen; nur dort weiter, auf der Hauptstraße huschten Lichter, eines nach dem andern, vorbei: offenbar Laternen vorüberfahrender Fuhrleute. Während ich dorthin zu kommen trachtete, war es, als ob ich plötzlich von hinten einen Ruck bekam, dann noch einen; ein gellender Pfiff tönte mir ins Ohr . . . „Station W.!" wurde ausgerufen, ... und ich erwachte aus meinem Traume. Großer Gott! Wie schön, daß das nur ein Traum war, den du mir sandtest! War es wirklich alles nur ein fürchterlicher Traum gewesen? Ja; der Zug hielt; alles draußen war erleuchtet und belebt; ein Gepäckträger kam herein, grüßte und nahm meinen Koffer. Ich folgte ihm bis zum Fuhrmann. Das war also ein wirklicher Gepäckträger von Fleisch und Bein — denn ich hatte ihn reden hören —, kein Schatten im Traume. Auch den Fuhrmann brachte ich, während wir zur Stadt fuhren, zum Sprechen, um meiner Sache sicher zu sein; und erst als er sein faules Pferd „Kurrat" nannte, glaubte ich ihm vollständig. Keine Frage! das „Jetzt" war die sichere Wirklichkeit und die Vergangenheit der wesenlose Traum. Der Mond schien hell und stand fast senkrecht über uns; und nicht allzu rasch bewegten wir uns durch die gerade, mit Pilbeerbäumen bepflanzte Allee. Die Bäume standen in voller Blüte, und der zarte, feine

Duft dieser Pilbeerblüten umwogte mich. O, wie seid ihr lieblich und erfrischend, stille Sommernächte Livlands!

Aber zu tief hatte der fürchterliche Traum mein ganzes Wesen ergriffen, als daß ich die in mir hausenden Gespenster mit einem Male hätte loswerden können. Fuhr ich denn nicht jetzt zum zweitenmal an diesem Abend diesen Weg durch die Allee? Der Traum steckte mir noch im Leibe; die schreckhaften Vorstellungen, die Phantome reproduzierten sich wider meinen Willen abermals in meinem Gehirne; die Gefühle, wenn auch blasser werdend, begleiteten sie, und ich fragte mich, ob nicht ein Element Wirklichkeit davon zurückgeblieben sei? Es bedurfte einer völligen Widerlegung.

Nun, da hielten wir auch schon vor unserm Häuschen; alles war anders als das erste Mal, und auch ich kam als ein andrer wieder. Alles war hell; auf die Glasveranda hatte meine Frau die Lampe hinausgestellt; die Außentür war nur angelehnt. Ich trat mit den Sachen ein, und als erste empfing mich meine Frau selbst, strahlend freundlich wie immer. Sie nahm mir den Koffer aus der Hand. Alle hatten mich im Speisezimmer am Teetisch erwartet. Gleich kamen auch meine beiden pausbackigen Jungen gelaufen; sie kamen mir nicht einmal schläfrig und sogar artig vor. Auch die Gouvernante bewillkommnete mich herzlich; sie erhob sich im weißen Kleide, leicht und schlank wie eine Gazelle. Von ihrem Schoße war der graue Kater gesprungen; er näherte sich mir und rieb seinen dicken Kopf an meinem Schienbein, indem er den etwas gekappten Schwanz senkrecht in die Höhe streckte. Mein Blick schweifte über alle dahin; ich stand da und sah langsam um mich: welches Glück! Lauter frohe Gesichter! — — —

Lange saß ich noch diesen Abend am Teetisch bei meiner Frau, und wir plauderten von diesem und jenem, was aus der großen Stadt zu erzählen war. Dann nach dem vierten Glase Tee erhob ich mich und nahm ein Licht, um mich in mein Zimmer zurückzuziehen, wo die Kinder schon seit geraumer Zeit schliefen. „Gute Nacht, liebes Herz," sagte ich, indem ich meine Frau umarmte und auf die großen, großen braunen Augen küßte, „schlaf recht wohl!"

„Gute Nacht, liebes Herz"! sagte sie; „aber was ist dir denn heute? Du scheinst ja fast gerührt zu sein."

„Nicht die Spur"! sagte ich; „nur weißt du, — zieh doch deine Hand nicht weg! — Nur hat man mir heute so eine Lektion gegeben."

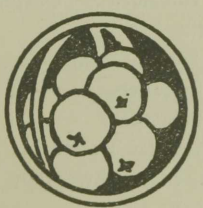
„Was für eine Lektion?"

„So. Ich habe zugelernt, wie man die Sachen verloren hat und dann richtiger zu taxieren versteht."

„Du sprichst in Rätseln, liebes Herz."

„Schadet nichts, liebes Herz, gute Nacht!"

Damit ging ich in mein Zimmer. Wie war es dort gemütlich! Die ersten Narzissen hatte meine Frau mir hingestellt; nicht zu viele. An meinem Bette stand ein Teller mit frischen Erdbeeren. Die hatten die beiden Kinder mit der Gouvernante für mich gepflückt. Sie fingen an nützlich zu werden. Da lagen sie jetzt im süßen Schlummer. Auch ich legte mich hin und griff, bevor ich einschlief, nach dem Bande des Plutarch, der aufgeschlagen, so wie ich ihn heute Morgen dort gelassen, noch auf derselben Stelle auf dem Bettischchen lag. Ich las wieder etwas in der Biographie des Alcibiades; da stand im 22. Kapitel: Nachdem Alcibiades aus Sizilien geflohen und nach Sparta gelangt wär, klagten die Athener ihn an und verurteilten ihn zum Tode; aber da er nicht ausgeliefert wurde, befahl man allen Priestern und Priesterinnen in Athen und Attika, — es mochten etwa tausend an der Zahl sein, — ihn zu verfluchen. „Diesem Dekret widersetzte sich, wie man sagt, nur Theone, Menons Tochter, indem sie erklärte, sie sei Priesterin geworden um zu segnen, nicht um zu fluchen." — Ich hielt an und überlegte; dann schlug ich das Buch zu und blies das Licht aus. Ja! So wie damals in Athen, steht es wohl auch jetzt noch bei uns: auf tausend Frauen kommt nur eine Theone.



Beresina.

Von

Eberhard Kraus-Berlin.

Schwankend — irrend,
Sich verschlingend — entwirrend
Wälzt sich durch Eis und Schnee
Ein Leviathan — die „Große Armee"!
Feuerschnaubend,
Rasselnd und klirrend,
Sobald der furchtbare Feind
Blitzgleich im Rücken erscheint.
In Schweiss und Dampf — unter wildem Gestampf
Schäumend — bäumend
Erhebt sich das Monstrum zu wütendem Kampf.

Dann sinken die wuchtigen Glieder
Ermattet nieder,
Ratlos — ziellos
Wendet das stolze Heer
Zu schmählicher Flucht sich wieder,
Auf todumlagerten Wegen
Dem Verderben entgegen.
Der riesige Leib kriecht mühsam dahin
Wie ein tödlich verwundetes Urweltgeschöpf,
Von der Eiszeit Schrecken umfangen.
Die Gefährten entkamen — entsprangen,
Es kämpft allein
Bei sinkender Sonne Schein
Gegen finstre Gewalten,
Unangreifbar, unfassbar!
Im eigenen Leibe das warme Blut,
Des Lebens pulsende, schwellende Flut,
Fühlt es gerinnen, erkalten,

Es stirbt, es vergeht
Stück für Stück — Glied für Glied —
Ohne Widerstand,
Gelähmt — gebannt —
Wehrlos —
Ehrlos!

Als unabsehbarer Todeszug
Wanken hohläugige Krieger
— Bärenbemützte Grenadiere,
Rot-goldne Husaren,
Stahlgepanzerte Kürassiere —
Durchs winterliche Gefild:
Die Schatten einstiger Helden!

Ein glänzend-trostloses Bild
Unter sanft verglühender Himmelshalle —
So müde, so sterbensmatt
Sind alle — alle!
Im Herzen ein krankes Sehnen
Nach weltentlegener Ruhestatt
Voll süssen Friedens!
Ausruhn — entschlummern
Und sei's für ewig!
Traumlos schlafen,
Vom dunkeln Arm des Vergessens umschlungen,
Denn Träume sind nichts
Als Erinnerungen,
Und Erinnerung wäre für diese Dulder
Bloß endlos wiederkehrendes Leid
In Ewigkeit,
In Unendlichkeit!

Horch! Salven krachen, dumpf brüllt die Kanone,
Trompeten schmettern — Kommandos wettern
Zum Viereck schwenken die Bataillone —
Es hemmte die wilde, die kopflose Flucht
Eine Macht, die stärker als Furcht und als Elend:
Soldatische Zucht!

Das Leben ruft — der Sieche, Marode
Erhebt sich, gehorcht —
Du armer Betrogner — es ruft dich zum Tode!
Ein Sieg und abermals ein Sieg!
Der wievielste in dem entsetzlichen Krieg?
An Triumphen reicher sind Frankreichs Annalen,
Der Ehre, des Ruhms immer mehr, immer mehr!
Und — ärmer an Siegern wird Frankreichs Heer!

Dort glänzt der Strom
In des Abends Gluten,
Dort winkt die Rettung!
Zu den Brücken — den Brücken
Ein Drängen, ein Fluten,
Ein Hasten, ein Rücken, ein Stürmen und Drücken,
Ein wildes Gedränge — in schrecklicher Enge!
Kibitken und Fussvolk und wimmelnder Tross,
Dragoner zu Fuss und Wunde zu Ross,
Bepelzte Offiziere,
Vermummte Kürassiere,
Unter Blutenden, Lahmen
Des Lagers gefällige Damen,
Beschirmt von starren Ulanenspiessen
Entsetzte, kreischende Actricen — — —
Und mitten hinein in das wüste Gewimmel
Galoppierende, rasende Artillerie! — — —
„Alle Teufel!“ — „Barmherziger Himmel!“ —
„Sacredieu!“ — „Ventre-saint-gris!“ —
„Diavolo!“ — „Jesus-Marie!“

Neue Hunderte — Tausende
Drängen von rückwärts nach,
Die Brücke wankt und zittert,
Knattert und splittert,
Dann — ein donnernder Krach —
Die Balken brechen,
Die Bohlen bersten —
Ein tausendfältiges, heulendes Ach! — —
Und das eisige Grab
Schlingt mit grässlichem Gurgeln

Den Wirrwarr hinab;
Die Helden, die Dirnen,
Frankreichs Stolz und Schmach! — — —

— — — — — — — — — — — —

Den ehernen Drachen
Mit goldenem Kamme
Erdrückte in ihren tödlichen Ringen
Die flüssige Schlange
In hundert grünlichen,
Glitzernden Schlingen,
Die den röchelnden Riesen
Gierig umzwingen.

— — — — — — — — — — — —

Gerettet sind Trümmer,
Bruchteile, Fetzen des mächtigen Leibes,
Ein verstümmelter Torso erreichte das Ufer,
Doch selbst verkrüppelt dem Feinde furchtbar,
Denn es lebt das Haupt,
Der Lenker der Schlachten,
Der gewaltige Cäsar!
Dort sitzt er, der Kaiser,
Auf einer Trommel
An flackerndem Feuer,
In dem die Fahnen,
Die glorreichen Adler
Langsam verkohlen —
Vernichtet besser,
Zerbrochen, verbrannt
Als in des Verfolgers
Erbeutender Hand!

Und hinter ihm hält
Die „heil'ge Schwadron",
Einst Fürsten und Herren der Welt
Im goldigen Abendstrahle
Erglühen und blitzen
Die Epauletten und Litzen
Der Marschälle, der Generale,

Ein pomphaftes Schaugepränge
Zu blutigem Opferfest —
Gebeine und Asche der Rest!

Der Kaiser träumt — — —
Das Hirn voll neuer Kämpfe und Siege,
Die Seele nach neuen Ehren lechzend,
Eine neue Armee in der nervigen Faust!
So sitzt er und sinnt
In russischem Eise — in nordischem Wind!

Ein „Vive l'empereur!" reisst ihn plötzlich empor:
Durch den tiefen Schnee
Stürmt mit hellem Juchhe
Ein waffenklirrendes Reiterkorps.
Die Polen sind es, die Weichsel-Ulanen,
Mit weissen Mänteln, Rot-weiss in den Fahnen,
Die kühnsten Reiter der ganzen Armee.
Sie werfen sich wild und verwegen
Den feindlichen Schwärmen entgegen.
Unglückliche Polen!
Den Eifer, die Kampfesglut,
Die Treue, den Opfermut
Werdet ihr büßen,
Ihr armen, schicksalgeäfften Toren,
Was seid ihr anders, als Gladiatoren,
Die verderbengeweiht den Cäsar grüssen?

Cäsar, Cäsar!
Die rote Sonne,
Die dort hinter schweigenden Wäldern versinkt,
Ist deine Sonne!
Sie sinkt für immer
In blutigem Schimmer!
Dieses menschenwimmelnde Schneegefilde
Voll Soldaten nach deinem Geist und Bilde,
Gebannt an deine magische Spur,
Dieses Feld ist nur
Ein blutbesudeltes Leichentuch!

— — — — — — — — — — — —

Nichts bleibt auf Erden dein Eigentum,
Nichts bleibt dir in Zukunft, o Cäsar,
Als der Nachwelt leerer, vergänglicher Ruhm,
Als kalter Glanz in der Könige Buch
Und trauernder Mütter
Ewiger Fluch!

Die Revolution und die Jugend.

Von

Gustav Seesemann-Grünhof.

Wir haben eine Zeit durchlebt, von der das Lutherwort vom „alten bösen Feinde“ gilt, das wir so oft gesungen und nun einmal wieder in seiner ganzen, erschreckenden Realität an uns erfahren haben: „Groß Macht und viel List, sein grausam Rüstung ist, auf Erden ist nicht seinsgleichen.“ Der Geist der Verführung, dem so viele zur Beute gefallen sind, erinnert uns an das Wort von den „kräftigen Irrtümern“, die da kommen sollen, und denen gegenüber wir nur im Worte Gottes eine feste Burg des Rückhalts haben, auf dessen das Dunkel der Lüge erhellende Wahrheit es sich immer wieder besinnen gilt, um im Glauben fest zu bleiben in den Tagen des Schwankens und des Zusammenbruchs alter Formen und Grundlagen.

Es dürfte vielleicht an der Zeit sein, einen Rückblick auf die Geistesbewegung zu werfen, die wie eine wilde Sturmflut unsere geliebte baltische Heimat verschwemmt und verwüstet hat, und deren Betrachtung uns mahnen soll, an der Wahrheit unserer Weltanschauung, die schon manche Stürme in der Weltgeschichte siegreich überdauert hat, unverbrüchlich festzuhalten. Jene Zeit begann mit der Streikbewegung in den großen Städten und

deren Fabrikbevölkerung, und so Mancher sagte, nun werde die soziale Frage auch bei uns aufgerollt. Aber alsbald wurde die Bewegung auch aufs Land unter die Landarbeiter verpflanzt. Nun hörte man vielfach die Ansicht, das sei eine „agrarische" Bewegung, und glaubte, sie werde im Sande verlaufen, sobald nur die Fabrik- und Gutsherren sich mit ihren Arbeitern in ein auskömmliches Verhältnis gesetzt haben würden. Aber man täuschte sich. Denn schon hatte sich der lange eifrig geschürte nationale Haß wie eine wilde Flut über das Land ergossen und machte jede Verständigung unmöglich. Es war ein schlau durchdachter Plan. Gelang es, die großen Massen des Volkes unzufrieden mit ihrer Lage und begehrlich nach größerem Besitz bei geringerer Arbeit zu machen, so hatte man gewonnenes Spiel und für weitere Schritte freie Bahn. Dieser Plan gelang vollständig. Sobald nur im Geringsten eine Verschleppung oder ein Stillstand der Bewegung drohte, sogleich waren die Hetzer da, wilde Proklamationen wurden zu Tausenden in die entlegensten Waldwinkel getragen, Banden zogen sengend und brennend durch's Land und verbreiteten ein Schreckensregiment über alle, die ihnen nicht zu Willen waren. Nun entpuppte sich die Bewegung als das, was sie von Haus aus gewesen war, als offene politische Revolution. Es erschienen die roten Fahnen mit den revolutionären Aufschriften, lawinenartig rollten sich die teils terrorisierten, teils freiwillig zusammengelaufenen Volksmassen auf und zogen, Angst und Schrecken verbreitend, durch Stadt und Land. Man hielt das anfänglich für eine plumpe Komödie, aber es war den Leuten Ernst damit, und in der Sache lag Methode. Denn die rote Fahne wurde gewaltsam meist solchen in die Hand gedrückt, die irgend ein Amt bekleideten, um öffentlich zu zeigen, daß selbst die Staatsbeamten sich der Revolution anschlössen.

Doch auch das genügte bald nicht mehr. Gab es doch noch ein Bollwerk, das den Rebellen offenen Widerstand entgegensetzte: der evangelische Glaube des Volkes. — So begannen denn nun die Schändungen der Kirche und die Mißhandlungen und Vertreibungen der Pastoren von ihrem Amt, um auf diese

Weise den Christenglauben zu lästern, alle Zucht und Autorität vor den Augen der Gemeinden verächtlich zu machen, insonderheit um die Autorität des Monarchen zu schmähen, denn die Tumulte in den Kirchen begannen stets beim Gebet für den Kaiser. Die ganze revolutionäre Bewegung richtete sich also gegen die Monarchie, den Besitz und den Christenglauben oder gegen Thron, Arbeit und Altar. Die zu Tausenden damals verstreuten Proklamationen geben uns ein deutliches Bild dieses Satansevangeliums und des in tönenden Worten gepriesenen Zustandes im Zukunftsstaat.

Was das für Leute waren, welche den Kampf gegen die Monarchie begannen, sagte uns ein im März 1905 erschienenes, in unzähligen Exemplaren verbreitetes, vom „Zentralkomitee der lettischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei" unterzeichnetes Flugblatt, in welchem es Punkt 1 heißt: „Wir verlangen die Zusammenberufung von Volksversammlungen, wo die erwählten Volksvertreter Gesetze geben, die Abgaben bestimmen, die Staatseinkünfte kontrollieren und verausgaben. Es werde der Tag kommen, wo die ganze Regierungsgewalt der großen Tyrannenbande genommen werden und das freie Volk (nämlich die Arbeiter) über sein Schicksal bestimmen werde." Dieser Kampf solle nun in der Weise geführt werden, „daß keine Befehle und Anordnungen der Regierung erfüllt, keine Zahlungen mehr geleistet werden sollen." Die Soldaten und Reservisten werden aufgefordert, „nicht mehr in der Mandschurei zu kämpfen, sondern hier einen Kampf zu beginnen für eine heilige und gerechte Sache." Endlich heißt es: „An jenem Tage, wo Rußlands Schicksal gewogen werden wird, werden wir vom Gebäude des Staates nicht einen Stein übrig lassen. Laßt uns sogleich alle Fäden mit den Staatseinrichtungen zerreißen und einmütig kämpfen unter der roten sozialdemokratischen Fahne!" Endlich sei noch eine im Juli 1905 in 35000 Exemplaren erschienene lettische Flugschrift der Anarchisten erwähnt, die an Deutlichkeit und Blutrünstigkeit wohl kaum übertroffen werden dürfte, und in der es u. a. heißt: „Genossen! Nur mutig und einmütig im begonnenen Kampf! Zähneknirschend werden sich unsere Be-

drücker uns entgegenstellen und versuchen, uns mit Polizei und Kosaken zu erschrecken. Aber wir werden wie Männer für unsere gemeinsame Sache einzustehen wissen und nicht um eine Handbreit von unseren Forderungen zurückweichen. Und wenn man gegen uns Gewalt brauchen sollte, dann wird auch von unserer Seite nicht geschont werden, — denn Auge um Auge, Zahn um Zahn. Dann werden wir mit Wichten und Straßenräubern (!) zu Ende zu kommen verstehen. Dann sollen unsere Hand stramm und unsere Waffen scharf sein." Endlich wird gemahnt, „nicht zu vergessen, daß der baltische Adel immer der allerzuverlässigste „Schinderknecht des Zaren" gewesen und noch sei. Diese Räuberbrut hat jahrhundertelang unsere Väter, Großväter und uns geschunden und ausgemergelt. Jetzt verlangen wir Vergeltung." Um „die ruchlose Gewalt des Adels zu erschüttern, würde man ihre stolzen Schlösser auf Bergeshöhen schon wissen erzittern zu lassen." Wie sie sich nicht gescheut haben, diese Drohungen wahr zu machen, ist noch in unser aller Gedächtnis.

Soweit die Zerstörungspläne der Anarchisten in betreff der zu Recht bestehenden staatlichen Ordnung! Nun interessiert es uns aber auch, zu erfahren, wie sie sich die Zustände und Verhältnisse im geträumten goldenen Zukunftsstaate vorstellen, was für ein neues Leben aus den Ruinen sprießen soll. Hören wir die Leute selbst.

Im Zukunftsstaat wird es sich doch zunächst handeln um das persönliche Eigentum, die Arbeit und den Besitz. Auf diesem Gebiet schallt uns nun gleich anfangs der Ruf entgegen: „Nieder mit dem Kapital und den Kapitalisten"! Es werden zahllose wirkliche oder vermeintliche Übelstände und Schäden aufgezählt und Reformen verlangt, aber derart, daß nur dem kleinen Mann, dem Arbeiter geholfen, dem Besitzenden aber das schreiendste Unrecht zugefügt werden soll. Der „Bande" der Kapitalisten vom Fabrikherrn und Großgrundbesitzer herab bis zum Arrendator und Gesindeswirt wird der Krieg bis aufs Messer erklärt, dem Arbeiter aber durch Vorspiegelung seiner angeblich elenden und unwürdigen Lage der Stachel der Unzufriedenheit und Begehrlichkeit tief ins Herz gedrückt: „Durch eure Arbeit erheben sich prächtige Schlösser, Höfe und bequeme Wirtsgesinde.

Durch euren Schweiß befruchtet, blühen und tragen ihre Gärten und Felder Frucht, und euer letzter Lohn ist der Armensack und ein dunkler Winkel im Armenhause", — so heißt's in einer Proklamation. Auch die Gesindewirte sollen keine Vorrechte vor den Knechten haben und letztere in gleicher Zahl mit den Wirten in den Gemeindeversammlungen vertreten sein. Ob dem Besitzenden dann noch ein bescheidener Teil ihrer Habe gelassen werden soll, wird nirgends gesagt, ebensowenig, wie denn eigentlich diese gleichmäßige Verteilung alles Besitzes bewerkstelligt werden soll. Es heißt nur: „Im Zukunftsstaat werden alle angehalten werden zu arbeiten, aber alle werden auch dann den Lohn ihrer Arbeit empfangen. Dann werden weder Knechte noch Herren sein, sondern alle werden gleich sein mit gleichen Rechten und Pflichten. Dann werden alle glücklich sein und in gleichem Reichtum die Früchte ihrer Arbeit genießen." — Soweit das neuste soziale Evangelium des Kommunismus, das die Menschen „glücklich" machen soll, das aber keineswegs neu, sondern uralt ist und bei allen bisherigen Versuchen, es ins praktische Leben zu übertragen, allemal glänzend Fiasko gemacht hat. Wie den sozialen Schäden, welche tatsächlich auch bei uns vorhanden sind, zu begegnen sei, wird später zu erörtern sein. Hier mag nur daran erinnert werden, daß im Hinblick auf die erwähnten kommunistischen Utopien die große Masse des Volkes sich niemals von Vernunft und eigenem ruhigen Überlegen, sondern nur von rohen Instinkten und zügellosen Leidenschaften leiten läßt. Trotzdem muß man sich billig darüber verwundern, daß es Menschen gibt, die da meinen, die schwierige soziale Frage könne durch die kindisch-törichte Art gelöst werden, wie unsere Sozialdemokraten sich's vorstellen. Die Apostel dieses sozialen Evangeliums scheinen wirklich nicht begreifen zu können, daß durch den von ihnen geplanten Kommunismus an dem bisherigen Stand der Dinge gar nichts geändert wird, nur daß eine Umkehrung des bisherigen Verhältnisses eintritt und daß aus den bisherigen Herren — Knechte und aus den bisherigen Knechten — Herren werden würden. Es träte also dann nur ein Wechsel der Personen, keineswegs aber eine Änderung des Verhältnisses ein.

Endlich haben wir noch zu erfahren, welch einen Platz an der Sonne des proletarischen Zukunftsstaates dem Christentum und der Kirche zugewiesen werden soll. Wir können uns hier kurz fassen, denn die proletarische Theologie ist auch kurz und gar nicht mißzuverstehen. In seinem Aprilheft vom Jahre 1905 sagt der „Proletareets": „Noch muß viel gearbeitet werden, damit der blinde Glaube gegenüber der Kirche und dem christlichen Götzendienst hinschwinde. Die Kirche läßt sich nicht niederreißen mit Beilen, Meißeln und Brechstangen und andern mechanischen Werkzeugen, sondern nur durch Ideen durch gesunde, richtige Weisungen der Natur und des sozialen Lebens, also dadurch, daß neben der Kirche sich höhere Volksschulen und Theater erheben müssen, welche ganz unentgeltlich durch ihr Wissen und ihre Kunst für diese irdische Zeit brauchbare Nahrung dem Verstande und Herzen des Volkes darreichen. Dann wird die Kirche, dieses alte Gefängnis des Aberglaubens, zerbröckeln und von selbst zerfallen." — Um aber die gläubigen Leute doch nicht gar zu sehr von sich zurückzustoßen, mildern sie später ihre atheistischen und kirchenfeindlichen Aussprüche wenigstens insoweit, als sie für ihren Zukunftsstaat „Glaubensfreiheit" proklamieren. Aber darunter verstehen sie nicht die Freiheit zu glauben, was jeder will, sondern nur das, was alles christlichen Glaubens bar ist. Es wird also auch hier die Wahrheit bestätigt, daß die bekannte sozialdemokratische Phrase „Religion ist Privatsache" eine Lüge ist.

Das also ist das goldene Zeitalter, das uns gebracht, der Zukunftsstaat, der auf staatlichem, sozialem und christlichem Gebiet uns eingerichtet werden soll!

Wer sind nun diejenigen, in deren Herzen diese giftigen revolutionären Ideen auf fruchtbaren Boden gefallen sind? Wer diejenigen, die sich als eine streitbare, todesverachtende Schar in den Dienst der Revolution in unsern baltischen Landen gestellt und sich eine Gewalt angeeignet haben, die wie ein Strom alles mit sich fortriß? Es sind nicht Greise, sondern junge

Männer, Jünglinge, zumeist auch noch ganz unreife, kaum dem Knabenalter entwachsene Burschen, Schüler, ja sogar junge Mädchen, Schülerinnen. Wie sind sie zu solchen Messer- und Revolverhelden geworden, daß sie ihr Herz mit todesverachtender Überzeugung den revolutionären Freiheitsideen geöffnet haben und sich für Kämpfer und Märtyrer der Freiheit, ja für Befreier der Bedrückten, für Erlöser der Elenden und Armen halten? Sie kämpfen für eine Idee, leider eine satanische, wobei übrigens Oppositionsgeist, Radauluſt und das Verlangen, als Helden gepriesen zu werden, und den Herrn zu spielen, nicht wenig mitwirken. Wie war es denkbar, daß grade die Jugend, die doch sonst im staatlichen Leben nichts zu sagen hatte, mit einem Mal die Führerrolle in der revolutionären Bewegung übernehmen konnte? Muß nicht jedermann mit Scham und Schmerz sein Haupt verhüllen, wenn er sehen muß, wie das bisherige Autoritätsverhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden von der Volksschule bis hinauf zur Universität sich in ein zerrbildliches Gegenteil verkehrt hat? Von einem Tage zum andern ist das doch so nicht geworden. Wo liegen die Wurzeln dieser Giftpflanze?

Es ist bereits mit Recht auf die vor mehr als 20 Jahren erfolgte Russifikation unseres gesamten baltischen Schulwesens als Pflanzstätte dieses bisher in der Welt unerhörten Zustandes hingewiesen worden. Mit der Einführung der neuen Unterrichtssprache wurde nicht allein der bisherige Bildungsgrad herabgedrückt, sondern es zog auch ein mechanisches unheilvolles Schablonenwesen, eine völlig anders geartete, dem bisherigen evangelischen Geist widersprechende Geschichts- und Weltauffassung, eine Disziplinlosigkeit, Respekt- und Pietätlosigkeit, eine Nichtbeachtung der Einzelpersönlichkeit des Schülers in die Schule ein. Der Schüler fand in dem Lehrer nicht mehr einen teilnehmenden Freund und Berater, in dem Unterricht nicht mehr Anregung und Interesse, sondern ein mit kalter Notwendigkeit zu absolvierendes Pensum, Schule und Haus traten auseinander, häufig in Gegensatz zu einander, die „reformierte" Schule verstand es nicht, das Herz der Jugend mit hohen und heiligen

Idealen, mit wissenschaftlichem und sittlichem Streben und Eifer zu füllen, sie zum Guten anzuspornen und mit Kraft zum Kampf wider das Böse auszurüsten. Schule und Schüler standen bald einander gleichgiltig, ja feindlich gegenüber, und beiderseits war man froh, wenn die Schulpforten sich endlich schlossen und die unpädagogisch langen Ferien begannen, um dann mit Widerstreben die saure Sisyphus-Arbeit von neuem zu beginnen. Eine Lust zur Schule, ein freudiger Drang nach Bildung, eine Dankbarkeit gegenüber Schulen und Lehrern war wohl nur ausnahmsweise zu finden. Was Wunder, wenn unter solchen Umständen die Schule nicht leistete, was sie sollte? Unser Schulenrussifikator Kapustin soll einmal von seiner Arbeit in unsern Landen gesagt haben: Wenn die „Reform" durchgeführt sei, werde allerdings die erste Generation verloren sein, die nachfolgende werde sich aber um so gekräftigter erheben. Der erste Teil seiner Weissagung hat sich vollauf erfüllt. Daß aber ein Pädagoge unter so bewandten Umständen eine Sanierung der folgenden Generation vorauszusagen imstande war, muß wohl jeden mit befremdlichster Verwunderung erfüllen.

Daß es schlimm aussah, war freilich denen, die mit dem Volk in Stadt und Land seit Jahren in Verbindung gestanden, schon lange kein Geheimnis mehr. Daß sich aber ein so bodenloser Abgrund sittlicher Verwilderung und Verrohung auftun würde, wie wir's erleben mußten, hatte doch niemand für möglich gehalten. Es hatte sich eben seit Jahrzehnten eine solche Menge Zündstoff angesammelt und ein Feuer entzündet, das unsere geliebte Heimat zur Wüste gemacht, Ehre und Ehrlichkeit, Güte und Treue, Recht und Gerechtigkeit, Wahrheit und Gottesfurcht aus dem Lande gejagt hat. Zweifellos vorhandene Mißstände, der alte nationale Haß, geschürt durch gewissenlose Hetzblätter, die wild aufschäumende Begehrlichkeit des Volkes, der unglückliche Krieg, und wahrlich nicht in letzter Reihe die verrohte, aller Zucht und Pietät bare Jugend des Volkes, — alles das hat zusammengewirkt und ein Verderben gezeitigt, das in Jahrzehnten nicht geheilt werden wird. Man hatte der Jugend in Schule und Haus keinen Gehorsam, keine Pietät einzuflößen

vermocht, — so hat sie sich denn mit der ihr eigenen Unbesonnenheit in den Dienst des Umsturzes mit Rauben, Morden und Gewalttätigkeiten aller Art gestellt, — in der wahnwitzigen Meinung, durch solche entsetzliche Verbrechen Wohltäter des Volks, Märtyrer einer gerechten Sache, Bahnbrecher der Freiheit zu werden. Ein ärgeres Zerrbild eines „Freiheitskampfes" läßt sich gar nicht denken als das, was sich nun seit Jahren vor unseren Augen abspielt. Wer die Hunderte junger Leute, die den Lohn ihrer Untaten empfangen, mit so gotteslästerlicher Frechheit, mit einem Fluch über Gott und Menschen auf den Lippen, ohne die geringste Furcht vor dem gerechten Gott und seinem ewigen Gericht in den Tod gehen sieht, der muß erzittern vor der furchtbaren Macht der Verführung, der diese jungen Leute rettungslos verfallen sind, und muß mit Jeremias klagen: „Ach daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupt, und meine Augen Tränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volk." —

Nun müssen sich aber auch tausend Hände regen, um zu suchen und zu retten, was sich noch retten läßt. Wie soll das geschehen? Bei der Jugend muß begonnen und versucht werden, in ihr Gottesfurcht und Gehorsam gegen alle göttliche und menschliche Autorität zu wecken und den Begriff wahrer christlicher Freiheit vor die Augen zu stellen. Gelingt es, ihr solche heilige, lebenskräftige Gedanken und Ideale zu suggerieren, so haben wir sie gewonnen. Es gilt, edle, fruchtbare Keime in die jugendliche Seele zu senken, ihren Willen zum Guten anzuregen, kurz, christliche Charaktere, Kämpfer für eine sittliche Idee aus ihnen herauszubilden, d. h. Menschen, „die eine unerschütterliche Gewalt über sich selbst, ein gefestigtes Vorherrschen edler Gefühle und sittlicher Begriffe in der Seele über die animalischen Triebe haben."*) Warum haben wir in unserer Zeit so wenig wahre Idealisten, Kämpfer für eine sittliche Idee? „Weil die Menschen sich scheuen vor dem Kampf und den Anstrengungen, die der Kampf mit sich selbst und mit der Um-

*) Petrow, Das Evangelium als Grundlage des Lebens, p. 47.

gebung um die höchsten Güter des Lebens notwendig mit sich bringt. Darum stehen sie lieber von ihren Idealen ab als von der Bequemlichkeit und Ruhe des Lebens.“ *)

Das Erste und Wichtigste, weil Grundlegende ist: dem Kinde Gottesfurcht und Gehorsam beizubringen. Das Kind soll aber an seinen Eltern und durch sie lernen Gott zu fürchten und zu lieben, und zwar nicht bloß durch Strafe und Züchtigung, sondern vielmehr durch die Furcht und Liebe, mit der die Eltern sich zusammen mit den Kindern im Gebet vor Gott beugen und im täglichen Leben vor den Menschen wandeln. Solch' ein „Wandel ohne Wort“ wirkt bekanntlich oft mehr als viele Ermahnungen. —

Das höchste Ideal der Jugend bleibt aber doch immer: die Freiheit, dieses so viel mißverstandene und mißbrauchte Wort. Welches jugendliche Gemüt hätte nicht schon für Freiheit geschwärmt! Haben wir nicht als Studenten mit Begeisterung gesungen:

Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine, süßes Engelsbild!

Oder: Stoßt an, kühne Tat lebe
Wer die Folgen ängstlich zuvor erwägt,
Der beugt sich, wo die Gewalt sich regt.
Frei ist der Bursch!

Aber seien wir auch aufrichtig! Was wir in unseren Studentenjahren Freiheit nannten, war doch in unseren Köpfen ein ziemlich nebelhafter Begriff, über den nicht viel nachgedacht wurde, der uns aber auch nicht allzuweit von Ungebundenheit, Willkür, Gesetzlosigkeit lag. Wir wußten nur das Eine: Freiheit ist etwas Schönes und Herrliches. Aber was sie eigentlich sei, und wie man zu ihr gelangt, daß frei sein bedingt ist durch frei werden, — frei von sich selbst, von den eigenen Begierden, frei von Unrecht und Sünde, — darüber wurde nicht allzuviel diskutiert. Erst in der darauffolgenden Schule des Lebens, Arbeitens und — Leidens lernten wir verstehen, daß wahre Freiheit in der Beherrschung unser selbst, in der freiwilligen

*) Petrow a. a. O. p. 49.

Unterordnung unter alles göttliche und menschliche Gesetz besteht, wie Luther das in seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" so schön ausführt, „daß der Christ (durch die Liebe) ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan und durch den Glauben ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan" und dann in Wahrheit frei sei. —

In jetziger Zeit wird nun aber außer diesen ethischen Fragen auch eine Unterweisung in der sozialen Frage, die sich wie ein Schreckgespenst über die ganze Kulturwelt und neuerdings auch über uns erhoben hat, nicht zu umgehen sein. Sie ist aber nur deshalb ein Schreckgespenst, weil das Christentum so darniederliegt, die Besitz- und Eigentumsfrage sich im Laufe der Zeit durch die völlige Umgestaltung der Arbeit auf industriellem und Handels-Gebiet verschoben, und die Sozialdemokratie sie auf ihre rote Fahne geschrieben hat und mit roher Gewalt das zu lösen versucht, was sich nur im Frieden und im Geist des Christentums zu dauerndem segensreichen Bestande lösen läßt. Gelingt es nicht, auch auf diesem Gebiet den widerchristlichen Geist der Sozialdemokratie zu überwinden, so werden die vielen dringenden sozialen Fragen überhaupt niemals zu allgemeiner Befriedigung gelöst werden können.

Was ist nun „die soziale Frage"? Stöcker definiert sie so: „Sie ist die Frage nach der besten Form der menschlichen Gesellschaft, sie ist die gemeinsame Arbeit an dem materiellen und sittlichen, dem geistigen und geistlichen Wohl des Volkes." — Sie betrifft das persönliche Eigentum, den Unterschied zwischen Mein und Dein, und das macht ihre Lösung so schwierig. Denn bei der so verschiedenartigen Veranlagung und Stellung der Menschen in der Welt, bei ihren so verschiedenen Ansichten, Ansprüchen und Lebensbedürfnissen wäre es ja ganz undenkbar, sie alle inbezug auf Erwerb und Besitz, Verwendung und Verwertung desselben unter einen Hut zu bringen, wenn das Christentum uns nicht lehrte, daß Gott der eigentliche Besitzer, wir aber nur seine Haushalter („Ökonomen") sind. Wenn dieser Grundsatz nicht allgemein anerkannt wird, gibt's überhaupt keine Lösung der sozialen Frage.

Zunächst ist es ja nun ein Irrtum zu meinen, daß die soziale Frage ein Produkt unserer heutigen Zeit sei. Sie ist so alt als die Menschheit. Das zeigt uns schon die ganze heilige Schrift, die eine Fülle sozialer Gedanken und Weisungen enthält, zunächst das alte Testament, das seinem Charakter gemäß alle sozialen Einrichtungen im israelitischen Staat in Form eines Gesetzes gibt. Man sehe nur die fünf Bücher Mosis (besonders 5. Mose Kap. 24), das Buch Hiob, die Sprüche Salomos, den Prediger, die Psalmen, und unter den Apokryphen das Buch Sirach (besonders Kap. 13) daraufhin an. Man erinnere sich der agrarischen Bestimmungen inbetreff des 7. Jahres und des Jubeljahres usw., und man wird eine soziale Gesetzgebung finden, die zwar ihrer Form nach unnachahmlich, aber ihrem Geist und Inhalt nach in vielen Punkten auch für uns noch vorbildlich ist. Denn der Zweck aller jener Einrichtungen und Verordnungen ist doch der: das Anwachsen des Kapitals einerseits und der Armut andererseits zu verhindern, und die sozialen Unterschiede durch Liebe und Barmherzigkeit auszugleichen und allem Egoismus zu wehren. So war durch das Gesetz allen sozialistischen Umtrieben ein Riegel vorgeschoben. Als nun ein Salomo, dieses Gesetz nichtachtend, Riesenreichtümer häufte und mit seinem Herzen von dem Herrn wich, hatte er dafür mit dem Verlust von 10 Stämmen zu büßen.

Auch in der neutestamentlichen Gemeinde tauchte bald nach dem Pfingstfest die soziale Frage auf. Sie wurde allerdings durch den freiwilligen Kommunismus der Gemeindeglieder zunächst beseitigt, tauchte aber alsbald in der Unzufriedenheit der griechischen Witwen (Apgsch. 6) wieder auf. Nur der damals noch lebende Geist christlicher Liebe beseitigte sie alsbald.*)

---

*) Daß ein Kommunismus des Besitzes, wie er sich in der apostolischen Gemeinde zu Jerusalem fand, zu einer dauernden staatlichen Institution in jetziger Zeit gemacht werden soll, ist auch eine von den sozialdemokratischen Irrsinnigkeiten, über die sie sich nicht belehren lassen. Wollen sie einen solchen Kommunismus, dann müssen sie auch den christlichen Geist wollen, aus dem er dort hervorging. Aber den wollen sie bekanntlich nicht. Der christliche Kommunismus geht übrigens vom

Ebenso bemerken wir im Altertum auch auf heidnischem Gebiet das Auftauchen der sozialen Frage, die allemal dort wie ein Gewitter erscheint, wo die sozialen Sünden der Menschen sich wie Miasmen verdichtet und eine elektrische Spannung erzeugt haben, bis der Funke zerstörend aber auch reinigend herabfährt uud das Gleichgewicht wiederherstellt. Ist nicht das alte Römerreich durch das unmäßige Anwachsen des Reichtums einerseits und der Armut andererseits, des raffiniertesten Sinnengenusses wie der harten Arbeit, kurz dadurch zugrunde gegangen, daß es die soziale Frage nicht zu lösen vermochte? Ebenso die Bauernkriege der Reformationszeit, die große französische Revolution, das tolle Jahr 48, — sind das nicht allesamt auch Kämpfe zur Lösung der sozialen Frage?

Als endlich im vorigen Jahrhundert die Industrie, infolge ihrer gewaltigen Vervollkommnungen auf technischem Gebiet, den Riesenaufschwung nahm und alle anderen Arbeitsgebiete förmlich zu ersticken drohte, da fand eine solche Verschiebung des Verhältnisses zwischen Mein und Dein statt, es wurde eine tiefe Kluft zwischen Kapital und Arbeit, Reichtum und Armutselend zugunsten des Kapitals aufgerissen, daß man das Grollen aus dem Abgrunde schon lange vorher hörte, ehe das zerstörende Feuer aus der Tiefe hervorbrach. Auf die mahnende Stimme der Kirche (eines Wichern, Fliedner, Löhe u. a.) hatte man nicht gehört, — so mußte man nun die sozialdemokratische Macht am eigenen Leibe spüren. Die soziale Frage hatte man nicht mit dem Geist Christi gelöst, — so mußte man jetzt zusehen, wie die Feinde der Kirche sie mit dem Geist des Antichrists zu lösen unternahmen. Selbstverständlich kann es auf diesem Wege niemals zu einer Lösung der sozialen Frage, wohl aber muß es zu einer Auflösung aller geordneten Verhältnisse, zu einem wirren Chaos auf allen Gebieten des Lebens, zu einer ins Maßlose

---

Grundsatz der Freiheit aus: Was mein ist — das ist auch dein. Die Sozialdemokratie dagegen lehrt gerade umgekehrt: Was dein ist — das ist auch mein. Privateigentum ist Sünde. Wir haben es hier mit einem ganz anderen Geiste zu tun, wie aus dieser Gegenüberstellung zu ersehen ist.

gesteigerten Ungerechtigkeit und Feindschaft, zu einer entsetzlichen Verrohung des Volkes, Verwilderung der Jugend, zu einer Vernichtung unserer durch sieben Jahrhunderte mühsam errungenen baltisch-deutschen Kultur kommen (wie ja das jetzt schon sichtbar wird), — wenn es nicht gelingt, dem Geist Christi wieder Raum zu schaffen und die Volksseele mit dem Ruf zu erreichen: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." „Israel, du bringst dich ins Unglück, denn dein Heil steht allein bei mir" (Hos. 13, 9).

Wird das Christentum diese seine neuschaffende Kraft auch an unserem Land und Volk beweisen? Zweifellos, wenn man nur seine Hilfe begehren und nicht zurückweisen wollte. Denn „das Christentum ist noch immer die ungeschwächte und größte soziale Macht, die je auf Erden gewirkt hat, und es ist nicht wahr, daß seine Mission vorüber sei", sagt Stöcker mit Recht. Es ist nicht wahr, wenn die Sozialdemokraten behaupten, das Christentum sei eine Religion des Jenseits und habe mit den sozialen Dingen der menschlichen Gesellschaft nichts zu tun, weil Christus sich einmal geweigert habe, Richter in einer Erbschaftssache zu sein. Es ist eine Lüge der Sozialisten, wenn sie behaupten, daß „Reichtum an sich Sünde und Diebstahl sei." Dasselbe könnte man auch von der Armut sagen, denn wie oft ist sie eine Folge der Sünde, ebenso wie Reichtum eine Ursache der Sünde werden kann. Es ist nicht wahr, wenn die Sozialisten sagen, das Christentum bevorzuge schlechtweg die Armen und verdamme schlechtweg die Reichen. Es ist eine Lüge, wenn sich die Sozialisten zum Beweise dieser Behauptung und zur Rechtfertigung ihres verbrecherischen Tuns in ihren Proklamationen bis zum Überdruß auf die heilige Schrift, und zwar auf den Brief des Jakobus Kap. 5, 1—6 („Wohlan nun, ihr Reichen, weinet und heulet über Elend, das über euch kommen wird usw.") berufen. Warum verschweigen sie das Wehe, das derselbe Apostel Jakobus im voraufgegangenen Kapitel 4 seines Briefes über die begierigen, hassenden, neidenden und streitenden Armen ruft? — Christentum und Gottes Wort sind und bleiben nun einmal die einzigen Heilmittel auch aller sozialen Schäden und

Nöte unserer Zeit. Der große Preußenkönig hat einmal zu seinem Minister gesagt: „Schaffe er mir Religion ins Land oder scheere er sich zum Teufel!“ Obgleich selbst bekanntlich keineswegs in unserem Sinne ein positiv-gläubiger Christ, hatte der König doch zu der Macht des Christentums ein so hohes Zutrauen, daß er sein Volk nicht in gedeihlicher Weise regieren zu können sich getraute, wenn dieses nicht im Christenglauben steht. Daß das Christentum und die Kirche immerhin noch eine Macht in unserem Volke ist, wissen unsere Sozialisten sehr gut. Sie wissen aber ebenso gut, daß die Kirche ihre mächtigste Feindin ist. Denn sie kämpft nicht mit Revolvern, sondern mit dem Wort und Zeugnis des Geistes Gottes, mit lebenskräftigen Wahrheitsideen. Diese fürchten sie und sind dabei so töricht zu glauben, daß sie das Wahrheitszeugnis des Christentums zum Schweigen bringen werden, wenn sie den Mund der Zeugen mit Gewalt schließen. Es bewährt sich auch hier wieder die alte Wahrheit: „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche.“

Das Christentum übt nun seine Wirkung auf die sozialen Lebensverhältnisse nicht wie das alte Testament in Form von Gesetzen und Verordnungen, sondern geht immer auf den Grund, die Quelle alles Wohl- oder Mißstandes, auf das Herz des Menschen und seine Stellung zu den irdischen Gütern ein und will die Erkenntnis erwecken, daß der Mensch sich nur dann wohl und zufrieden im äußeren Leben fühlen wird, wenn er die innere richtige Herzensstellung zu den ihn umgebenden Dingen und Verhältnissen gefunden hat. Der immer wieder in unserer Zeit gehörte Ruf nach neuen Gesetzen und „Reformen“ auf den verschiedensten Gebieten des Lebens wird wenig oder nichts helfen, solange der Mensch bleibt wie er ist. Darum will uns das Christentum die richtige Herzensstellung sowohl zum Erwerb wie zum Besitz, die richtige Wertung des irdischen Gutes mit steter Betonung dessen geben, daß es, wie oben bemerkt, nicht unser persönliches Eigentum, sondern nur ein uns von Gott, dem eigentlichen Besitzer, zeitweilig übergebenes Gut ist, für dessen Verwaltung wir dereinst werden Rechenschaft zu geben haben. Das Christentum lehrt uns, das irdische Gut durch

Arbeit zu erwerben und durch Übung der Barmherzigkeit zum Wohl des Nächsten zu verwerten.

In der alten Römerzeit galt die Arbeit als eine des freien Mannes unwürdige, nur dem Sklaven zukommende Beschäftigung. Erst das Christentum hat der Arbeit die ihr gebührende Ehre wiedergegeben. Christus selbst ist uns darin ein Vorbild. Er hat bis in sein dreißigstes Jahr hinein in seines Pflegevaters Werkstatt gearbeitet. Der Apostel verbietet dem Müßiggänger zu essen, wenn er nicht arbeiten will, und gebietet solchen, „nicht unnütze Dinge zu treiben, sondern mit stillem Wesen zu arbeiten und ihr eigenes Brot zu essen“ (2. Thess. 3, 10. 11). Daran fehlt's gerade unserem heutigen Arbeiter. Der Wurm der Unzufriedenheit, der Begehrlichkeit, des Neides, der Verbitterung, des Hasses nagt an seinem Herzen. Er meint, an seiner drückenden Lage seien die schlechten Verhältnisse schuld, statt dessen er erkennen sollte: Ich muß besser werden, dann werden auch meine Verhältnisse besser sein. Freilich ist es wahr, daß die Arbeit durch den jetzigen Maschinenbetrieb viel von ihrem Persönlichen verloren hat. Der Fabrikarbeiter ist nur Stückarbeiter, nur ein vernünftiges Rad in der Maschine, er hat nicht mehr die Freude an der eigenen ganzen Arbeit, die er selbst ersann und ausführte. Immerhin „ist die Arbeit des Mannes Kraft und Vermögen und oft sein einziger Besitz. Arbeit ist nicht eine Ware, die man seelenlos auf den Markt werfen kann, und deren Preis durch die Konkurrenz festgestellt werden muß, wie ein Sack Kaffee. Arbeit ist persönliche Tätigkeit, die aus dem Herzen kommt, ein Stück unseres Lebens, das uns und unserem Leben erst den rechten Wert und die rechte Freude gibt.“ (Stöcker). Seit aber die Arbeit nicht mehr Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck des Erwerbes und Genusses geworden, ist dem Arbeiter alle Zufriedenheit und Genügsamkeit, Treue und Freude an der Arbeit aus dem Herzen gerissen und statt dessen der Stachel der Unzufriedenheit und Begehrlichkeit tief hinein gedrückt worden, wie wir das jetzt an den unseligen Streiks und Meetings sehen. Statt dessen müßte es laut in das lüsterne und unbändige Volk der Arbeiter hineinge-

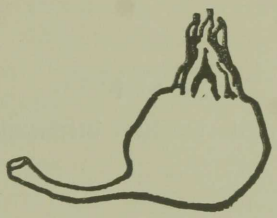
rufen werden, daß es ein großer Gewinn, ja geradezu ein überquellender Reichtum ist, wenn ein armer Arbeiter gottselig ist und sich genügen läßt. Statt der blutigen Arbeiter-Marseillaise sollte zur Ehre der Arbeit lieber das alte Schillerlied erschallen:

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Gilt das Wort von der Ehre der Arbeit und der Genügsamkeit den Erwerbenden, so das von der barmherzigen Liebe den Besitzenden. Arme und Reiche sind immer gewesen und werden immer sein. Diese sozialen Unterschiede sind in der verschiedenen Veranlagung der Menschen begründet und sind ein Erziehungs- und Zuchtmittel in der Hand Gottes, der alles Erdengut nach seiner Weisheit verteilt. Sobald aber auf der einen Seite Verschwendung oder Geiz, Wohlleben und Hartherzigkeit, auf der andern Begehrlichkeit, Neid und Haß eintreten, so ist die Kluft, der Gegensatz da, der durch keine Gesetze und „Reformen" ausgeglichen, „durch kein Kraut und Pflaster geheilt werden kann, sondern allein durch Gottes Wort, das alles heilet". Darum ist das Christentum das alleinige Heilmittel gegen die „soziale Frage", diese verheerende Seuche unserer Zeit. Wird man es annehmen? —

Es ist noch nie eine neue, segensreiche Zeit anders als aus großen Nöten und schweren Wehen heraus geboren worden. Das Morgenrot des neuen Tages wird ja schon sichtbar: der Schlachtenlärm ist verstummt, der Völkerfriede verkündet, Glaubensfreiheit und Schulunterricht in der Muttersprache sind uns von der Höhe des Thrones zugesagt. Aber über uns hängt noch immer die dunkle Wetterwolke der Zwietracht, des Hasses. Wird denn nicht endlich des „Reißens" und Brennens, des Raubens und Mordens ein Ende sein? Was ist das für ein unseliger Bund, der vom politischen Umsturz mit nationalem Haß geschlossen und durch die nimmer versagende Glut einer giftigen nationalen Hetzpresse stets neu gestärkt wird? Alle sehnen sich nach Frieden, aber nur

wenige finden den Mut, jenes verbrecherische Schüren auch offen als solches zu bezeugen. Und die Mehrzahl des Volkes? Sie steht stumm zur Seite. Bereitet sich eine Wandlung der Gesinnung, eine Reaktion gegen die Volksverführer, eine Rückkehr zur Quelle des Lebens und Friedens vor? Wir vermögen sie noch nicht zu erblicken. —



Paps.

Humoreske von **Karl Worms-Mitau.**

Indrik, der Sohn des Breedewirtes, war neun Jahre alt und stand mitten in der baltischen Revolution. Als es im vergangenen Herbst ernst geworden war, und die Mägde im Breedegesinde nicht einschlafen konnten vor rotem Brandschein über dem Walde, da hatte auch Indrik einen Begriff von der Zeit bekommen. Eine Nacht hatte er mit dem Vater sogar auf dem Heuboden zubringen müssen; wildblickende Gesellen hatten nach dem Wirt gefragt und hatten sich entfernt unter Schüssen und Drohungen gegen die „grauen Barone", wie sie die lettischen Kleingrundbesitzer schimpften. — Der Pastor war noch nicht aus der Stadt zurück, der Lehrer war geflohen. Es gab also keinen Gottesdienst, keine Winterschule. Das alles machte Indrik einen Heidenspaß. Immer neugieriger sahen seine dunkeln Augen unter den wie eine Bürste aufstarrenden Haaren in die wunderliche Zeit hinein.

In den letzten Monaten hatte sich auch der Vater verändert. Er kam häufiger sehr aufgeräumt von der Monopolbude zurück, wo gute Freunde ihn bewirtet hatten. Er schimpfte lauter über alles Bestehende, spuckte in die gute Stube und rauchte wie ein Schlot. Neue Zeitungen flatterten ins Breedegesinde herein und

wurden mit Staunen gelesen. Es war gedruckt, also mußte es wahr sein.

Stattlich war er und füllig, der Jehkab Breede, wenn er in seiner robusten, blonden Kraft auf der Flurschwelle mit dröhnender Stimme nach dem Viehpfleger rief oder, seine Knechte überragend, einen Pflug nach neuestem System probierte. Man hörte gern auf seine Erfahrung in der Nachbarschaft. Nur Indrik glaubte nicht recht daran. Er hatte den Vater im Schlafzimmer oft klein, sehr klein gesehen. Denn neben dem Manne ragte wie ein Turm in brandender Zeit die Breedewirtin, mit einer Brust, als könnte sie Drillinge zugleich unterbringen, mit Armen wie losgelassene Schlagbäume und Augen, blitzblank wie ihre ganze Wirtschaft. Man mußte sie nur einmal Wäsche auswringen sehen, dann mochte man wohl nicht wünschen, an Stelle der feuchten Tücher zu sein.

Auch Indrik wünschte es nicht und ging seiner Wege, als hätte ihn die Revolution mündig gemacht. Sie glomm ja auch noch heimlich fort und regte manche Phantasie an. Von den Knechten in Hof und Stall schnappte der Junge so manches auf und spielte, die Hände in den Hosentaschen, den revolutionären Schwerenöter in der Knabenschar.

„Eins-zwei-drei, frank und frei
Lebt man jetzt auf Erden.
Kommt herbei: eins-zwei-drei
Sollt ihr Städter werden,
Halb durch Ruten, halb durch Knuten,
Durch die schwarzen Hundert."

Den Spottvers sangen sie am Flußufer unter entlaubten Eichen und brüteten schwarze Pläne aus, schwärzer als die schwarzen Hundert.

Sie sollten nämlich nun doch einen neuen Lehrer bekommen. Obgleich boykottiert, mit dem Tode bedroht, weil er die Stelle eines Geflüchteten zu besetzen wagte, fürchtete er sich nicht und hatte den Schulanfang festgesetzt. Die Jungen wollten aber streiken, niemand sollte hingehen. Machten es die älteren Brüder in der Stadt anders? Erst schlugen sie Türen und Fenster in der Schule ein und gingen dann spazieren. Wird das ein Leben sein, hurra!

Etwas bedenklich war Indrik nun doch zu Mut, als der entscheidende Morgen kam. Er besah seine Bücher, wie sie die Mutter ihm zurechtgelegt hatte, besah sein Butterbrot und aß es für alle Fälle gleich auf. Man konnte nicht wissen..... Die Mutter war in der Milchkammer, der Vater in der großen Stube. Er rauchte, in Hemdsärmeln, mit offener Weste, und las — die „Volksstimme", wie Indrik herausbuchstabierte, das radikalste Blatt im Lande. Also der auch schon, dachte der Sohn erleichtert, aber geheuer war es ihm hier unten nicht.

Er nahm seine Bücher und kletterte die Treppe zu Großing hinauf. Das war des Wirtes Mutter, ein zusammengeschrumpftes Weiblein mit klugen Augen im wackelnden Kopf. Unberührt von der tollen Zeit, wohnte sie im Giebelstübchen, das dem Enkel schon oft ein Asyl gewesen. Sie führte immer Braunzucker bei sich, ihres Hustens wegen. Dann hustete Indrik auch. Außerdem erzählte sie Märchen und schnurrige Geschichten. Sonst war Großing etwas schwach im Kopf und spann noch immer, als wäre sie um vierzig Jahre zurück.

Auch heute fühlte sich Indrik bald ganz sicher in seinem Versteck. Die Stube war voll Sonne, die Mücken tanzten schon in ihrem Schein und draußen lockte der Fink. Das Rädchen schnurrte, der Kater auf dem Fenstertritt schnurrte und die alte Uhr im Winkel auch. Großing erzählte vom Werwolf, der den Menschen das Blut aussauge, aber auf die guten dürfe er nicht herauf. Indrik drückte sich an die Alte heran und versprach immer gut zu sein. Aber da fuhr er auf. Laut hörte er seinen Namen rufen. Der Werwolf war es nicht, aber seine Mutter, die ihn suchte.

„Muß ich gehen, Großing?" fragte er unschlüssig, da es doch die Zeit der Freiheit war. Die Alte nickte. Da nahm er seufzend seine Bücher und ging. Der Schwamm seiner Tafel hüpfte an der Schnur hinter ihm die Stufen hinunter.

In der Wohnstube war auch viel Sonne. Der Vater las noch immer, schielte aber jetzt mitleidig auf seinen Jungen. Denn wie ein Gewitter im Sonnenschein stand in der Mitte des Zimmers die Breedewirtin, Indriks Mütze in der Hand.

„Ist heute Schule oder nicht?"

„Ja, aber . . . ."

„Was? Heraus mit der Sprache!"

„Wir haben abgemacht nicht hinzugehen. Wir wollen den früheren Lehrer zurückhaben. Der neue will uns auch Religionstunden geben. Wir machten ab . . . ."

„Abgemacht, wer hat abgemacht?"

Zögernd nannte Indrik die Namen der benachbarten Freunde.

„So. Na, warte!" Die Wirtin warf ihm die Mütze an den Kopf und faßte nach ihrem großen Schultertuch, das sie kreuzweise um ihre Brust schlang. „Jetzt gehe ich zu deinen Brüderchen und zum Lehrer. Ihr sollt Funken unter dem Sitz haben. Wollen sehen, wer zur Schule geht und wer nicht. Hinaus!"

„Aber, Mutter," brummte der Wirt gutmütig hinter seiner Zeitung. „So laß ihn doch, das Wetter ist schön. Die Zeit ist jetzt eine andere, jeder hat seine Überzeugung."

„Andere Zeit, was?" Mit einem Griff hatte sie sein Blatt in der Faust und säte die Flicker umher. „Du sollst dies Schweineblatt nicht lesen, habe ich dir gesagt. Lies das hier, eben aus dem Pastorat geschickt." Es war unter Kreuzband die einzige konservative lettische Zeitung.

Gemächlich strich der Wirt das breite, unrasierte Doppelkinn und sah gutmütig auf der Gattin Zorn. „Wenn er nun aber nicht will", versuchte er es noch einmal und zog sich langsam die Jacke an. „Wenn die Religionstunden langweilig sind . . ."

Wie von der Bremse gestochen, fuhr die Wirtin herum. „Langweilig, Religion? Indrik, hast Du das gesagt?"

„Nu, Gottesdienst haben wir doch nicht mehr", erklärte der Junge trotzig, durch des Vaters Nähe ermutigt. „Und der Lehrerkongreß in Riga, sagt Freibergs Adam, hat die Religionstunden abgeschafft."

Eine Ohrfeige war der Mutter Antwort, daß seine linke Backe anlief wie ein Napfkuchen zur Fastnacht. Sie wird ihm zeigen, nun wird sie Religionstunden geben. Die zwei ersten Gebote soll er auslernen, solange sie fort ist, und gut, sonst . . . Und Indrik und Luthers Katechismus fliegen zusammen zur Tür hinaus.

„Das duldest du, Mann, Alter?“ Sie schlägt vor ihrem Jehkab die Hände zusammen, „und da wundert ihr euch, wenn es nun auch euch an die Gurgel geht, euch, die ihr nicht einmal im Gesinde Ordnung schafft. Wer anders als ihr Wirte sollte die Tollen zur Vernunft bringen. Ihr habt Kassen unter euch, Ehrenämter, laßt euch zu Gemeindeältesten wählen — nu, dann beweist, daß ihr etwas könnt. Schlafmützen seid ihr, weiter nichts. Nun ist's schon soweit, daß jeder dritte Lette ein gestempelter Verbrecher ist. Graue Barone nennen sie euch nach eurem Halbwandtrock. Macht, daß der Name ein Ehrenname wird, daß ihr . . .“ Hier stockte sie. Atem hatte sie noch genug, aber die ganze Jacke ihres Jehkab, besonders die linke Seite bis herunter zu den Hosen war weiß, wie von einer Kalkwand gestreift. Und das geht so schwer fort. Geschwind hatte sie eine Bürste zur Hand, drehte ihn langsam, bürstete und schalt: „Und das will Mann, will Vater sein! Warum habt ihr euch nicht mit den Gütern zum Selbstschutz verbunden? Mit Mistgabeln hättet ihr diese verfluchten Städter, diese verfluchten Judennasen in ihre Winkel zurücktreiben können. Aber nein, nein, ihr ließt euch einschwatzen, nun hättet ihr die Baronsgüter in der Hosentasche. Kalkuhne ihr, Dorfköpfe, nicht einen Pferdsapfel tritt euch der Baron aus seinem Stalle ab. Soll auch nicht, denn Recht muß Recht bleiben, vor Kaiser und Gott. Und die sind noch längst nicht abgesetzt, sag ich dir.“

„Nicht zu stark, Mutter,“ mahnte der Wirt gemütlich, als ihn bei der dritten Umdrehung die ergrimmte Bürste unsanft in die Seite stieß.

„Still bist du und hörst. Meinen Sohn sollst du mir nicht verderben, immer steckt er hinter deinem breiten Rücken. Und die Besuche der Monopolbude hören auf, die Mägde kichern ja schon vor der Tür, wenn der Wirt schräg nach Hause kommt. Und wenn deine Freunde wieder beim Bier mit dir bis zwölf Uhr sitzen — ich blas das Licht aus, ich tu's, ich will diese verlauste Gesellschaft nicht in der Wirtschaft haben.“

„Aber das geht doch nicht. Einen Gast . . .“

„Hast du ihn gebeten, hab ich ihn aufgefordert? Nein, er ist da wie der Blitz. So mag er auch wie ein Blitz gehen.

Ablaufen sollen diese Schmurgel wie beim Buttern die Buttermilch."

„Das kann ich nicht, das darf ich nicht. Ich habe geschworen . . ."

„Schwör um, Jehkab, schwör um! Wo kein Gott gilt, gibt's keinen Schwur. Ein Vorbild sollst du deinem Indrik sein, kein abgeleckter Bär, den er am Nasenring zupfen kann."

So, fertig. Die Bürste flog auf die Ofenbank. Der Wirt wollte ihr die Hand geben, aber soweit war sie noch nicht, sondern fuhr nur milder fort: „Schäm dich, Alter. Schon fünf Kinder und noch nicht klug! Keine Haare mehr an der Stirn, zwei Kinn statt eins, Bauch wie ein voller Weizensack, aber hinter allem — nichts, nur Dummheiten. Es ist Zeit, Jehkab, daß wir umkehren — sagt der Pastor — wie der verlorene Sohn, der auch von den Schweinen kam. Versprichst du's mir?"

Der Breedewirt war ein vorsichtiger Mann. Also kratzte er sich den Kopf und versprach, sich's zu überlegen.

„Und versprechen nicht?" Sie betonte langsam jedes Wort, als täte es ihr leid, und schaute so eigen von unten herauf. Plötzlich drängte sie sich dicht an ihn und zischelte ihm entschlossen zu: „Das sag' ich dir, wenn du den Unsinn nicht bald von dir gibst wie der Hund den halbverschluckten Knochen, dann sollst du sehen. Nicht ein Kind mehr, nicht eins, gar nichts! — Und jetzt geh' ich zu den anderen. Wollen doch sehen, ob wir Weiber nicht weiter kommen als ihr. Wenn nur die Hälfte aller Frauenzimmer denkt wie ich, so haben wir nach einem Monat keine Revolution mehr. Gott helf, Jehkab."

Nun vertrat er ihr doch etwas schneller die Tür: „Aber du wirst doch nicht . . . Mutter, das geht ja gar nicht, ich hab's dem Indrik doch versprochen."

„Was heißt das, was denn?"

„Nu, einen Bruder. Da er doch einen jüngeren Spielkameraden haben will . . ."

Die Breedewirtin war starr. Wie eingerammte Pfähle standen ihr die Arme in den Seiten: „Hat man so was erlebt! Was wird der Wirt nun noch mit dem Bengel besprechen?

Nächstens macht ihr noch Roggenpreise und Regen und Sonnenschein obendrein. Du setzest ihm Flöhe ins Ohr, ich muß sie wieder herausbekommen. Muß mir den Jungen doch noch mal besehen."

Aber nun horchte der Wirt auf. Hatte er bisher geduldig hergehalten, mit dem stillen Ausdruck, daß es nicht so schlimm gemeint sei, so reckte er sich jetzt auf und packte zu. Wie in einem Fuchseisen staken die Arme der Wirtin in seinen Fäusten. Sie rang vergebens gegen ihn: „Wirst mich loslassen?"

„Versprich mir erst . . ."

„Die Knochen zerbricht er mir. Wai, Jehkab, es schmerzt."

„Soll auch schmerzen. Versprich . . ."

„Was denn?"

„Daß du den Jungen in Ruhe läßt. Er hat seine Ohrfeige, damit ist's genug. Also . . ."

„Fällt mir nicht ein."

„Mutter, ich steh bis morgen so."

„Au, laß los!"

„Versprich . . ."

„Nu, meinetwegen! Aber das andere Versprechen halt' ich auch, dabei bleibt's. Du — Lempe!" Ein Stoß vor seine Brust, dann war sie an der Tür. Er bemerkte es nicht, wie sie sich nach ihm umsah. Es lag doch etwas wie stumme Bewunderung auf ihrem frischen, geröteten Gesicht.

Der Wirt stieß die Fäuste in die Hosentaschen und schüttelte sich zurecht. Er war etwas aus den Falten heraus. Dann steckte er seine Pfeife an und griff seufzend nach dem Kreuzband. Er fing wirklich an konservativ zu werden.

Die Sonnenstrahlen lachten über den großen Mann und kitzelten ihn im Nacken. Sie spielten um blühende Geranien, um Spiegel und Karaffe, zerstreute Prismen standen auf Decke und Wand in schönstem Farbenspiel. Eine verstaubte Brummfliege summte vom Ofen her träge durch die Stube.

Vorsichtig öffnete sich die Tür, zwei neugierige Augen hielten Umschau.

„Paps . . ."

„Was willst du?"

„Ist Mutter fort?" Der Breedewirt nickte.

„Paps, im Leutezimmer kann ich nicht lernen. Da beißen die Flöhe."

„Komm her." Mit erkünsteltem Ärger schabte er seinen Jungen von oben bis unten und entließ ihn mit einem Klaps. Er solle hier lernen, aber ihn nicht stören. Indrik segelte schräg durchs Zimmer. Der Katechismus hing wie ein ausgebreiteter Fächer in den letzten Nähten und schleifte hinterher. Der Junge blieb stehn und sah sich den Vater an, den Finger im Munde.

„Hat Mutter geschimpft, Paps?"

„Unsinn, Mutter schimpft nie."

„Hat Mutter dich gescholten?"

„Ja, nu ja, ein bischen."

Indrick kam näher: „Müssen wir uns alles gefallen lassen?"

„Halt den Mund und lern." Der Alte verschwand hinter der Zeitung.

„Ich muß lernen, du mußt lesen." Das klang etwas anzüglich. Aber dabei saß Indrick mit sanfter Unschuldsmiene auf der Ofenbank, baumelte mit den Füßen und lernte laut. Als der Brummer zu ihm kam, schlug er wütend um sich, so daß der Vater aufgeräumt fragte, was nun wieder los sei. Ja, klagte der Junge, er verstehe nicht alles und könne manches nicht lesen.

Gutmütig zog ihn der Wirt zwischen seine Kniee und fuhr mit seinem dicken Zeigefinger den Zeilen entlang, ob er auch vor einem Monat mit anderen Meetingschreiern den Herrgott schon abgesetzt hatte. Aber Indrick blieb ungnädig. Erst kitzelte ihn des Vaters Kinn an der Wange. Dann mußte er husten und befahl kurz: „Rauch nicht, Paps, ich kann nicht lesen."

Wai, dachte Jehkab Breede, nun kommandieren schon die Kinder, steckte aber gehorsam seine Pfeife in die Westentasche. Nun aber wurde er wütend. Plötzlich saß nämlich mitten auf dem Buch eine Wanze, die sich vom Gebälk der Decke hatte fallen lassen. Stumm zermatschte er sie, daß nun eine braune Brücke vom ersten zum zweiten Gebot geschlagen war. Indrik behauptete, es stinke, und kehrte sich fort.

„Na, dann schlag um und lern das dritte Gebot."

Indrik ließ aber das Buch fallen und sah den Vater gedankenvoll an. Mit der geschwollenen Backe sah er noch würdiger aus: „Paps . . .“

„Was willst du?“

„Ich muß dich etwas fragen. Die Freiheitsmänner sagen doch, man soll sich nichts gefallen lassen. Warum läßt du dir denn gefallen . . .“

„Wai, nu wenn du immer widerspenstig und ungezogen bleibst —, einer muß sich's doch gefallen lassen.“

„Ja, Paps, aber die Männer sagen, daß man sich auch entgegenhalten soll. Was meinst du, wenn wir zum Beispiel Mutter auf einen Monat expropriierten . . .“

Jehkab Breede mußte sich das Lachen verbeißen, so überraschend kam ihm der Vorschlag, die Wirtin vor die Tür zu setzen. „Nein, Indrik, das geht nicht.“

„Oder wenn wir sie boykottierten?“

„Auch das nicht, ich hab Mutter doch nötig.“

„Wozu?“

Der Vater zupfte an seinem breiten, blonden Schnurrbart: „Wozu? Wer wird nu so fragen! Nu, wer soll mir denn die Knöpfe annähen, dir die Hosen flicken, saure Grütze kochen und die kleine Schwester tränken?“

„Großing.“

Der Vater drehte Daumen und lachte in sich hinein: „Wai, was nu noch! Großing ist zu alt, Großing muß sich erholen.“

Indrik schnuckte dreimal, stellte sich breitbeinig auf und spuckte wie der Vater im Bogen: „Ja, Paps,“ wandte er überlegen ein. „Aber Preedits Schanno sagt, daß man jetzt alles absetzen kann, auch die Eltern.“

Was? Oho! Über des Wirtes Stirne stand plötzlich ein Gewitter, die Hand zuckte, auf Indriks rechter Backe schlug es ein. So waren jetzt beide Backen im Gleichgewicht. Heulend wollte er hinaus, aber der Vater hielt ihn am Rockzipfel.

„Still bist du, nimmst dein Buch und lernst jetzt das vierte Gebot. Ohne Erklärung, Erklärung brauchst du nicht. Nicht weinen, das lieb ich nicht. Indrik, Jung, du hast doch selbst

gesagt, ich soll mir nicht alles gefallen lassen. Na, siehst du. Einer aber muß sich's doch gefallen lassen, das ist nicht anders im Leben, und das bist du."

Das schien ihm einzuleuchten. Er schluchzte noch einigemal auf, wischte dann die Tränen an des Vaters Schulter ab und nahm sein Buch. Halblaut lernend, ging er zwischen Ofen und Fenster hin und her. Befriedigt hörte der Wirt zu.

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter, Vater — Mutter, ehren, ehren, ehren, auf daß es dir wohlgehe, wohlgehe . . . Paps?"

„Was nu wieder?"

„Was heißt wohlgehen?"

„Ach, das ist, wenn man . . . nu, wenn man gute Aussicht hat."

„Wohlgehen — gute Aussicht, wohlgehen — gute Aussicht." Indrik lief auf demselben Dielenbrett auf und ab. Nun ging ihm etwas durch den Kopf, am Fenster blieb er vor einem billigen Spiegel stehen, der an einen grün glasierten Blumentopf gelehnt stand. Er sah hinein und zuckte die Achseln. Seine Wangen sahen aus, wie mit Kartoffelklößen gefüllt. „Wohlgehen — gute Aussicht, wohlgehen — gute Aussicht," plapperte er fort, ohne daran zu glauben. Nun blieb er wieder stehen.

„Was ist, Paps, — kennst du das vierte Gebot?"

Jehkab Breede gähnte: „Ach, laß mich zufrieden. Wer wird nu das nicht kennen!"

„Ja, aber als Großing gestern an der Pumpe deinen Schoppen ausspülen wollte, da schriest du sie an, sie soll ihn stehen lassen, sie wird ihn zerschlagen. Geht es dir immer wohl, Paps?"

Der Wirt räusperte sich und legte seine Zeitung beiseite. — „Komm her."

Aber Indrik traute ihm nicht, am Ofen fühlte er sich sicherer.

„Herkommen sollst du." Und er setzte ihn auf sein Knie. „So, und nun lernen wir zusammen, vielleicht habe ich doch etwas vergessen."

Und sie lernten und fragten sich ab und es ging wie ausgelassene Butter. Als Indrik der Mutter aufsagen mußte, half der Vater selbstbewußt ein.

Befriedigt schlossen alle drei ihr Tagewerk ab.

* * *

Und am andern Morgen — es war ein Sonntag, womöglich noch sonniger und wärmer — stand der Wirt schmunzelnd vor Indriks Bett, der sich den Schlaf aus den Augen rieb. Mutter war schon draußen. Sie hatte es durchgesetzt, daß morgen alle Jungen in die Schule getrieben werden sollten. Nun stapfte sie in hohen Stiefeln zu ihren Schweinen. Das erzählte der Vater und knüpfte sich gemächlich die Hosenstrippen fest. In seinen Augen stand ein heimliches Leuchten.

„Mutter ist wieder gut," schloß er zuversichtlich.

„Dann wollen wir ihr verzeihen, Paps," schlug Indrik vor und reckte die nackten Arme nach des Vaters Hals. Der hob den Hemdenmatz heraus und trug ihn, leise mit ihm sich unterhaltend, umher. Erst schalt er über den schweren Jungen, der sich noch tragen lasse, zuletzt aber verständigten sie sich darin, daß Indrik federleicht, daß die Schule eine ganz erträgliche Einrichtung und daß Mutter wieder gut sei.

„Aber wir beide halten zusammen, Paps."

„Nein, aber wir drei."

Da kam die Mutter mit den Sonntagskleidern. Sie schalt nicht über die beiden Langschläfer, sondern nickte ihnen flüchtig zu.

Das war das Ende ihrer Revolution.

Und so ward Friede im Breedegesinde.

Korfiz Holm-München.

I.

Spruch.

Und wenn das harte Leben
Ins tiefste Mark dich packt,
Du sollst dich nicht ergeben,
Sollst gehn in gleichem Takt ....
Und frisst die Nacht die Sterne
Und kannst du nichts mehr sehn:
Dein Ziel in weiter Ferne
Bleibt stehn.

Du kannst es nicht verfehlen,
Und hast du's erst erkannt,
Brauchst du dich nicht zu quälen
Um deiner Sterne Stand:
Mag einer gehn im Kreise,
Der andre gradeaus,
Es endet jedes Reise
Zu Haus.

In dämmerhellen Stunden,
Wo sich die Ferne klärt,
Hast du's ja oft empfunden,
Wohin dein Sein begehrt ....
So führe ihren Segen
In deiner Tage Not:
Es geht auf allen Wegen
Zum Tod.

II.

Die Nacht.

Was ich dem Tag verhehle,
Sag ich der bleichen Nacht.
Ihr öffnet meine Seele
Blühender Gärten Pracht.
Der Tag, der laute Frager,
Pocht an verschlossenem Tor,
Doch steigt ob meinem Lager
Die stumme Göttin empor,
Fühl ich in heiligen Schauern
Ihr Auge, tief und kalt,
Da stürzen rings die Mauern
Vor ihres Schweigens Gewalt.

Die ihrer brünstig harrten,
Die Blumen stehen bang:
Es geht durch meinen Garten
Ihr leiser Sichelklang. —
Gemäht und abgeschnitten
Liegt bald der bunte Flor,
Doch unter ihren Tritten
Keimt's knospenneu empor.
Und wo der Sichel Wüten
Den bunten Glanz gerafft,
Steht hoch in gelben Blüten
Meine stille Kraft.



Juvenilia.

Blätter der Vergangenheit.

Von

Carl Hunnius.*)

(Mit Abbildungen nach Gemälden des Rigaschen Strandes von Professor Julius v. Klever-Berlin.)

I.

O Gefilde der Seligen! O azurblaues Reich des Lichtes, der Jugend und des Glücks! Ich habe dich geschaut .... im Traume.

Iwan Turgenjew, „Senilia".

So wie es mir die Erinnerung tropfenweise eingibt, will ich's erzählen. Im verklärten Lichte liegt jetzt jene Zeit, an die ich dankbar zurückdenke, und alle die Erlebnisse runden sich in meinem Gedächtnisse ab zu schönen, lebenswarmen Bildern. War es doch die Heimat, in der ich damals lebte. Und in der Fremde ge-

*) Es sind Erlebnisse aus den achtziger Jahren, die von mir während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in den „Ulsterdorfer Anstalten" bei Hamburg im Hause des edlen Vorkämpfers für die Werke christlicher Liebe an den Ärmsten und Elendsten seines Volkes, Pastors Dr. Sengelmann, niedergeschrieben wurden. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich es mir angelegen sein ließ, ohne jede romanhafte Ausschmückung nur das zu Papier zu bringen, was ich wirklich geredet und erlebt habe. Die gegenwärtige, durch das glorreiche Ereignis vom 17. April 1905 neu geschaffene Zeitlage mag die Veröffentlichung dieser Erinnerungen gerade jetzt verständlich erscheinen lassen.

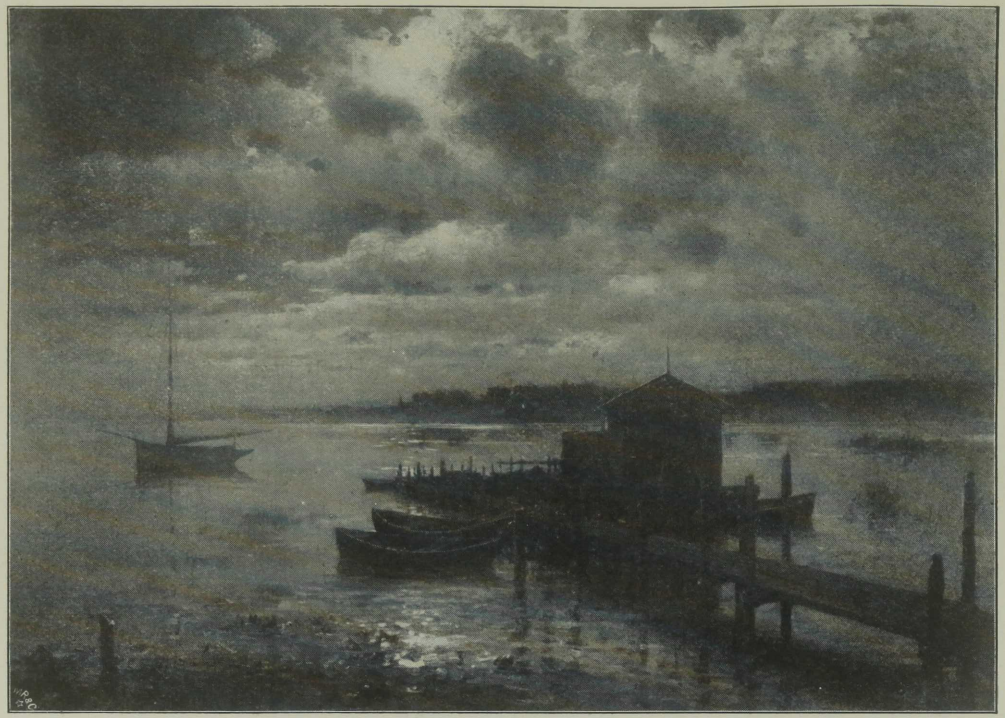
denkt man ihrer mit klopfendem Herzen, und alles, was an die Heimat erinnert, es wird einem doppelt lieb und teuer. Ich führe den Leser an das Gestade des baltischen Meeres. Dort, wo vom Ausfluß der mächtigen Düna in den rigaschen Meerbusen die weißen, von Kiefern bestandenen Sanddünen sich bis zur nördlichen Spitze Kurlands hinziehen, — liegt die meilenweite sandige Fläche des Meeresstrandes, die in den Sommermonaten nur hie und da von den Reihen der Badekarren und -Häuser unterbrochen wird, welche auf die hinter den Sandbergen liegenden großen Badeorte hinweisen, wo im Sommer aus Riga und dem Reichsinnern oft bis 50000 Stärkung suchende Sommergäste zusammenwohnen. Hier herrscht dann um Sonnenuntergang oft ein lebhaftes Treiben. Scharen Lustwandelnder bewegen sich, munter plaudernd, auf der harten, festen Fläche. Fröhliche Kinder haben hier den geeignetsten Tummelplatz für ihre lärmenden Spiele gefunden, — es ist oft ein buntes, lebhaftes Farbenbild, das vor unseren Augen sich entrollt, hier im Anblick des spiegelklaren Meeres, hinter dem eben die runde Scheibe der Sonne langsam und zögernd hinabsinkt. Aber der einsame Wanderer und Freund der Natur entzieht sich am liebsten diesem geräuschvollen Treiben und richtet seine Schritte weiter hinaus, längs dem Gestade in die dämmernde Stille des Sommerabends hinausschreitend, wo allmählich die Stimmen hinter ihm immer mehr verstummen und bald kein menschlicher Laut mehr die Ruhe unterbricht, in welcher Wald und Meer zu beiden Seiten ihm schweigend das Geleite geben.

Auch mich hatte in jenem Sommer das Bedürfnis nach Stille weiter abseits vom Getriebe der großen Badeorte in ein Bauernhäuslein geführt, das mitten in einer Waldlichtung zwischen den hohen Abhängen der Sandgebirge lag, wo die See in unmittelbarster Nähe mit ihrem blauen Spiegel durch die Wipfel des Waldes grüßt. — Welch eine würzige, erquickende Luft! Überall nur Wald und Meer und das satte Grün der Waldwiesen mit ihren Blumen und im Juni zur Zeit der Heuernte der Duft des gemähten Grases. Zur einen Seite der Laubwald, wo besonders nach dem Abendregen der starke, berauschende

Atem der Birken bis zu mir dringt, — auf der anderen Seite Tannen und Kiefern, unter deren Kronen die weißen Büschel des wilden Rosmarins und andere Sommerkräuter wuchern, deren Aroma mit den Harzdüften der Nadelhölzer sich vermischt. Hier bin ich oft umhergeschweift, botanisierend oder beeren- und pilzesammelnd. Es gibt für das müdegearbeitete Haupt eines Städters kaum eine schönere, erfrischendere Erholung, — aber auch das Herz des Naturfreundes findet hier seine Freude. Wald und Meer — es sind zwei große, herrliche Offenbarungsgebiete des Schöpfers. Und sie sind es wert, daß wir mit forschendem Auge der Fülle von Schönheit und Leben nachgehen, die hier im großen, aber auch im kleinsten an die Macht Gottes erinnern und überall seine Spuren dem in die Tiefe dringenden Blicke des Menschen enthüllen. Schöner aber als die Natur ist das Menschenherz und lohnender das Studium desselben. Die Natur ist stumm. Stumm ist auch ihre Geistessprache, die nirgends über die Linie des Bewußtseins sich zu erheben vermag. Der Geist des Menschen allein hat das Selbstbewußtsein, welches ihn zur Höhe der Gottesverwandtschaft führt. Die Sehnsucht nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, welche der große Apostel, der mit seinem durchdringenden Geiste in alle Höhen und Tiefen des Lebens gedrungen ist, aus der stummen Seufzersprache der Kreatur mit dem Ohre heraushört, welches durch den Heiligen Geist geöffnet worden ist auch für die Geheimnisse der Natur, — die Sehnsucht nach Gott und dem Leben aus Gott, sie findet erst im Menschenherzen ihre Sprache. Und namentlich das Jünglingsalter ist jene Zeit, wo wir fragend uns über uns hinaus erheben und den zu finden verlangen, der unser Vater ist. Viele Wege führen scheinbar zum Vater — und manches junge Herz sucht ihn in Natur und Welt, in Wissenschaft und Kunst, wo er nicht gefunden wird. Einer aber sprach: „Ich bin der Weg, niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Die Liebe zu ihm und der Glaube, der an seiner Hand den Gang durchs Leben antritt, — sie führen zum Vater. — — —

Es liegt im menschlichen Herzen ein tiefer Zug nach Gemeinschaft. Wer lange mit der Natur verkehrte, empfindet bald doppelt

das Bedürfnis, wieder Menschen aufzusuchen, Herzen, die voller Einfalt und Empfänglichkeit für Wahrheit sind und hierin die Natur abspiegeln, denn auch diese ist voller Einfalt; sie ist wahr und der Verstellung unfähig. Und solche Herzen fand ich im Volke, im russischen Volke. Ich will keine Vergleiche ziehen und allen Parallelen aus dem Wege gehen. Ein jedes Volk hat seine Fehler und Mängel. Es gibt Nationallaster und -Schwächen. Sie sind mir auch am Russen wohlbekannt. Aber es ist mir mehr Bedürfnis, bei seinen liebenswürdigen Eigenschaften zu verweilen, wie sie mir im Verkehr in jenen Sommerwochen entgegentraten. Dieses Volk hat ein tiefes Gemüt und einen edlen, empfänglichen Sinn für religiöse Wahrheit. Niemand, der es kennt und der imstande ist, diese Saiten der Volksseele jemals anklingen zu lassen, wird leugnen, daß hier ein fruchtbarer Boden ist für die Saat des Evangeliums, wie er schöner nicht gedacht zu werden vermag. Denn sind es nicht vorzugsweise das Gemüt, der Wille und das Gewissen, an die sich die Wahrheit des göttlichen Wortes wendet? Wenn die Kirche, der dieses edle Volk seit nun über 900 Jahren angehört, sich einmal den Segensströmen des Evangeliums ganz und rückhaltslos öffnen würde, und dieselben sich ungehindert in diese schöne Volksseele ergießen könnten, — es müßte der Wille unter den Einflüssen des heiligen Geisteswortes erstarken und zu einer Neugeburt von oben fähig werden. Gerade bei Gemütsmenschen — und als solche traten mir bisher in Dichtung und Leben die bei weitem meisten dieser Russen entgegen — bedarf der Wille einer starken Macht, um den dämonischen Gefahren gewachsen zu sein, die uns in den rätselhaften Tiefen unseres Herzens drohen. Warum treten uns im russischen psychologischen Roman keine Männer entgegen, Männer im echten, evangelischen Sinne? Warum verfallen die edlen, wahrheitssuchenden Naturen in der höheren Gesellschaft meist dem ödesten Weltschmerze oder dem fadesten Atheismus? Warum gehen so viele Existenzen in diesem Volke — und gerade oft die reich angelegten — wenn irgend ein erschütterndes Lebensereignis, irgend ein großer, unerwarteter Schmerz über sie hereinbricht, im Trunke oder in Ausschweifung elend zugrunde? —



Ausfluss der Aa in den Rigaschen Meerbusen.
(Nach einem Gemälde von Prof. Julius von Klever-Berlin.)

Ich kann es mir nur daraus erklären, daß diesem oft so unendlich tief empfindenden, sehnsüchtig-melancholischen Gemüte der durch den Glauben wiedergeborene Wille fehlt, wie ihn nur das Evangelium bringt. Es müssen mehr Eisenbestandteile ins Blut, mehr sittliche Energie und Charakter in den Geist übergehen, der sonst machtlos dem Dämon in unserem Innern erliegt. — Daß der Wunsch gerade in jenen Tagen, wo ich meist im Verkehr mit Soldatenjünglingen manches edle, der Wahrheit zugewandte Herz kennen lernte, immer mächtiger sich in mir regte, Gott möge dem großen Reiche doch bald die Morgenröte einer neuen Zeit des Evangeliums aufgehen lassen, man wird es begreiflich finden nach jenen Erlebnissen, die ich im folgenden wiederzugeben suchen will. — — —

II.

Es war einer jener stillen Sommerabende, wie sie nur das baltische Meer und der höhere Norden kennt. Der Himmel ist gegen Westen, wo die Sonne hinter die spiegelebene Meeresfläche hinabsank, noch mild gerötet. Die unendliche Weite, in die das Auge schaut, und wo in der Tiefe des Horizontes Himmel und Wasser ineinanderfließen — erglänzt im gedämpften Lichte der nahenden Nacht, wie in den Farben des zarten Milchglases. Ich sehe Soldaten auf mich zukommen. Es ist die Grenzwache, die an den Küsten des Rigaschen Meerbusens Nacht und Tag patrouilliert. Ich suche gern jede Gelegenheit auf, mit ihnen religiöse Gespräche anzuknüpfen und finde meist das freundlichste Entgegenkommen. Gehörte es ohnehin ja bis vor kurzem noch sehr zu den Ausnahmen in Livland, daß ein Herr, dessen Äußerem man den Deutschen anmerkt, die Reichssprache in der Weise beherrschte, um ein Gespräch mit einem russischen Soldaten führen zu können. In einigen Jahren wird sich das vielleicht schon sehr geändert haben unter dem Einflusse jener Russifizierungsmaßregeln, die mit der allgemeinen gesetzlichen Einführung der russischen Sprache und Sitte in den Ostseeprovinzen leider auch eine 700jährige und bisher ganz deutsch-evangelische Kultur in diesen Grenzländern zu vernichten drohen. Neue Verhältnisse bahnen sich an, und

Gott muß auch hier die Zukunft befohlen bleiben. Bemerken muß ich nur, daß ich als deutscher Balte mein Deutschtum sehr wohl mit einer warmen Liebe für das russische Volk zu vereinigen vermag. Im Lichte des Evangeliums schwinden ja die Unterschiede von Juden und Griechen. Die Liebe Christi löst für mich die Frage der Nationalitäten und Konfessionen. Es kommt allerdings hinzu, daß auch aus meiner Jugendzeit, die ich an den äußersten Grenzen der baltischen Provinzen verlebte, viel Eindrücke kommen, die mir das russische Volk bereits lieb gemacht. Ich hatte infolge der nahen Nachbarschaft zu den rein russischen Gouvernements, an die meine Vaterstadt Narva grenzte, schon damals Gelegenheit, russische Sprache und Sitte kennen zu lernen, so daß alle späteren Berührungen mit diesem Volke mir immer die Jugendzeit und einen Reichtum schöner Erinnerungen im Herzen aufleben lassen.

So hatte ich mich schon gleich in den ersten Tagen meines Strandaufenthaltes gefreut, mit Russen zusammenzutreffen. Man hat hier inmitten des lettischen Landvolks meist nur durch das Militär Gelegenheit, Leute aus dem Innern des Reiches in diesen Gegenden zu sehen. Ich lernte hier unter den Soldaten, die zum großen Teil in den Jünglings- und ersten Mannesjahren stehen, — frische, liebenswürdige Gesichter! — Vertreter aus den verschiedensten Teilen des großen Kaisertums kennen. Da gab es solche aus Tambow, Rjäsan, Pensa, Jaroslaw, Orel und anderen Gegenden. Am liebsten wurden mir in der Folge die Mohilewer. Sie zeichneten sich in auffallender Weise vor den anderen durch Intelligenz aus. Auch war die Tiefe ihres Gemütslebens größer als bei den anderen. Ich verteilte an solchen Abenden, wo wir am Ufer hinwanderten, und bald ein Wort das andere gab, Schriften und Neue Testamente unter meine Gefährten. Wie dankbar wurden diese meist dialogisch gehaltenen, religiösen Büchlein in Empfang genommen. In russischer Sprache, größtenteils recht populär abgefaßt, von russischen Bischöfen zensiert, — war der Inhalt evangelisch.*) Die griechische Kirche ist

*) Ich hatte sie mir aus dem Depot der britischen Traktatgesellschaft verschafft. Der Verbreitung dieser unter Alexander II., der sich bekanntlich durch edle religiöse Duldsamkeit auszeichnete, erschienenen Bücher stand

ihrem innersten Wesen nach viel toleranter als die römische, und hat sich, soviel mir bekannt, nie prinzipiell gegen die Bibelverbreitung im Volk ausgesprochen. Auch traf ich in den Händen mancher Soldaten — meist im Kasten der Gefreiten, Fähnriche und Feldwebel, also bei den höheren Chargen bis zum Unteroffizier — bereits eine Bibel an, die mir gewöhnlich mit viel Stolz als ein verborgenes Heiligtum hervorgeholt und gezeigt wurde. Es waren Ausgaben der britischen Bibelgesellschaft, die ich sah. Von der Reichskirche selbst geht also die Verbreitung der heiligen Schrift, wie es scheint, nicht aus, — aber die russische Geistlichkeit setzt ihr auch keine Feindschaft entgegen. Bei gemeinen Soldaten habe ich damals keine Bibel angetroffen. Manche von ihnen verstehen auch nicht einmal gut zu lesen und zu schreiben. Auch bemerkte ich bei jeder Gelegenheit — namentlich wenn ich sie während ihrer dienstfreien Stunden in ihren Wohnungen beisammen traf — wie die Strebsameren unter ihnen jede Zeit benutzten, um sich durch lautes Lesen und emsiges Abschreiben weiter zu bilden. Der stationierende Unteroffizier schien eine Kontrolle über diese Studien zu führen. Der weiter Vorgerückte half da oft dem Anfänger. Die großen, mit blauen Deckeln aus Kartonpapier versehenen Hefte fielen mir bei solchen Besuchen stets in die Augen. Hier konnte man die kalligraphischen Fortschritte der eifrigen Schüler verfolgen. Die Vorgerückten benutzten das Heft zu einer Art Kladde, wo sie sich eifrig Notizenaufzeichnungen und Auszüge aus ihren und auch den von mir geschenkten Büchern machten. Ein Analphabet fiel mir unter den anderen auf. Es war ein Pole. Er antwortete einsilbig, als wäre es ihm schwer, zu reden. Er war aber immer freundlich und hatte im Auge einen ganz besonders hingebenden Ausdruck. Ich wußte anfangs nicht recht, was ich aus ihm machen sollte. Bei einer Gelegenheit, wo ich seine Kameraden über ihn ausfrage, wird mir das Rätsel klar. Es war nicht etwa eine Ungewandtheit in der russischen Sprache, die ihm als Polen fremd war, sondern vielmehr das Unvermögen eines Geistes, der weder das Lesen

nichts im Wege. Nur der öffentliche Massenverkauf durch Kolporteure war untersagt.

noch das Schreiben erlernt hat, sich ausführlicher und klarer auseinanderzusetzen. Es ist etwas eigentümliches um einen solchen Fall geistiger und seelischer Verwahrlosung, wie ich ihn hier gewahrte.

„Wie heißt euer schweigsamer Kamerad?" fragte ich die anderen. „Er scheint ja nicht bis drei zählen zu können. Wenn ich ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen versuche, so ist er gleich fertig und lächelt nur — halb verstohlen und wie in sich hinein. Ist er nicht ganz gescheit?" —

„O doch, er ist bei vollem Verstande", heißt es, „Sie meinen wohl Kareta (Kalesche)?"

„Ja — das wird Kareta sein", wirft ein anderer dazwischen. „Der ist ein ganz guter Mensch, er versteht nur nicht zu lesen und zu schreiben!"

„Wie?!" rufe ich aus. „Kommt das noch bei euch vor? Das ist ja aber recht schlimm!" —

„Ja", heißt es wieder, „wir verstehen wohl alle zu lesen, — aber manche, die so aus den inneren Gouvernements kommen, die wissen oft kaum die Buchstaben."

„Nun", meine ich, „Kareta lernt aber doch wenigstens jetzt das Buchstabieren?" —

„O ja, er ist sehr dabei. Aber sie wissen nicht, lieber Herr, wie langsam das geht. Oft kann er stundenlang so still für sich über den Buchstaben sitzen. Und so sammelt er sie sich zusammen, einen beim anderen, ganz allein. Aber es geht nur sehr langsam!"

„In seiner Muttersprache kann er doch lesen?"

„Nein, — auch nicht so recht, mein Herr. Es geht langsam, er gibt sich viel Mühe!"

Kareta wurde mir immer interessanter und lieber. Es war mir, als verstände ich allmählich sein stilles, in sich gekehrtes Gesicht besser, nachdem ich diese Enthüllungen vernommen. Bei der nächsten Gelegenheit wollte ich ihm einige Schriften, ganz für seine Bedürfnisse geschaffen, einhändigen. In der einen konnte man mit Erlernung des Alphabets beginnen und mit dem Leben Jesu enden. Es war eine Art geistlicher Fibel — sehr praktisch eingerichtet. Den Beschluß machte eine gedrängte Übersicht über das Leben Jesu nach den Evangelien. In einem anderen Büch-

lein fanden sich großgedruckte Bibelsprüche in sehr weit auseinanderstehenden Buchstaben, so daß man hier — da die Silben abgeteilt waren — allmählich Leseübungen anzustellen vermochte. Zugleich waren meist nur die verständlichen Stellen aus dem Neuen Testament gewählt. Ich erinnere mich noch vieler schöner Johannesstellen über die Liebe. —

Als ich einmal meine Schritte um die Nachmittagszeit zum Strande wende, die Taschen mit den Büchlein gefüllt, bemerke ich zu meiner Freude meinen Freund einsam inmitten niedrigen Kieferngestrüppes so recht im goldenen Lichte der heißen Mittagssonne stehen. Er hat sich auf seine Flinte gelehnt, sein waschleinener Mantel hängt lose um die Schultern. Er blickt mir gerade entgegen mit dem alten, stillen und beschaulichen Ausdruck im freundlichen Gesichte.

„Nun, Kareta, man hat mir neulich erzählt, daß du nicht lesen kannst? Ist das wahr?"

Nach einer kleinen Pause sagt er: „Ja, es ist so!" —

„Aber du mußt es ja schrecklich langweilig haben, — so den ganzen Tag über in der Einsamkeit zu stehen und zu wandern — und nichts zu lesen!"

Er lächelt. „Man trifft hier selten einen Menschen — aber der Tag vergeht auch!"

Wir standen auf einer hohen Sanddüne. Hinter uns der Kiefernwald — vor uns der blaue Busen des Meeres — weit und breit keine Menschen! Meine Wanderungen führten mich meist an die entlegeneren Stellen des Gestades.

„Weißt du, ich will dir Bücher geben, aus denen du lesen lernen kannst. Sie sind sehr schön."

Er lächelt und sieht mich dankbar an. „Komm, setze dich hier neben mich auf den Sand — ich will doch sehen, was du weißt? — Wie heißt dieser Buchstabe? —

Er sagt: L und vertieft sich sofort schweigsam in die Lektüre des Spruchbüchleins. Er hält das Schriftchen immer in den Händen und sieht angestrengt hinein. Seine Lippen bewegen sich, doch hört man keinen Laut über die Zähne schlüpfen. Aber sein schlummernder Geist, in dem alles wie noch ungeweckt,

gleichsam wie in der Knospe ruht, erwacht zu immer lebhafterem Interesse. Endlich hat er es heraus: „Liebe". Das Wort war sehr groß geschrieben.

Ich lese ihm den Spruch ganz vor: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm." Dieser eine Spruch steht ganz allein auf der ersten Seite des Büchleins.

„Und sieh' hier," fahre ich fort, „ist noch ein anderes Buch. Das beginnt mit dem Buchstaben des Alphabets, und dann kommen Silben, Worte, Sätze, Sprüche, das Einmaleins, endlich ein Auszug aus der biblischen Geschichte. Ist das nicht schön? Nun mußt du aber ordentlich lesen lernen. Nicht wahr?" Er sieht mich wieder dankbar an und hält das Büchlein in der Hand. Er sagt nichts. Aber ich merke an der Art, wie er das Büchlein anfaßt, daß ihn tiefes Interesse für die Sache erfüllt.

Endlich, um ihm doch einige Worte aus dem Munde zu locken und dem Gespräche einen neuen Stoß zum großen Zentrum hinzugeben, um das bei diesem Verkehr mit den schlichten Leuten aus dem Volke im Grunde doch mein wichtigstes Interesse sich immer drehte, — ziehe ich mein russisches Neues Testament aus der Tasche, in dem ich Bilder des Gekreuzigten liegen habe mit der Unterschrift in verschiedenen Sprachen. Es war das bekannte Bild mit dem bekannten Worte, das im Leben Zinzendorfs jene wichtige Rolle gespielt, als er durch die Dresdener Bildergalerie schreitet und plötzlich sinnend stehen bleibt: „Das tat ich für dich, was tust du für mich?" Ich wählte den Vers in polnischer Sprache. Kaum daß ich das Bild aus dem Buche genommen und meinem Gefährten hingereicht mit der Frage: „Was ist das?" — da geschah etwas Überraschendes, Unerwartetes, das sich mir aber tief ins Gedächtnis eingeprägt hat, denn es war so schön! Solche Augenblicke vergißt man nicht. Mit der einen Hand greift mein stummer Freund nach dem hingereichten Bildchen — nur ein Blick — und lautlos beugt sich sein Haupt über meine Hand. Er küßt sie — und ich spüre eine warme Träne auf der Hand. Er erkannte das Bild sofort. Der Geist, der nicht zum Lesen und Schreiben geübt worden, nahm die

Wahrheit doch im Bilde verständnisvoll auf. Wie fein und tief vermochte dieser einfache Jüngling zu empfinden. Wie gebildet benahm sich in diesem Augenblicke der Analphabet! Wenn solche Momente bei der heiligen Verschwiegenheit dessen, was hier vorgeht, Augenzeugen vertrügen — ich hätte es gewünscht, daß mancher aus der Schar jener Überbildeten, an denen die Zeit heute so reich ist, hier von diesem russischen Soldaten gelernt hätte, was es um die Wahrheit der ersten Seligpreisung des Bergpredigers ist: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr!“ Wie nah beim Himmelreich war dieses Herz! —

III.

Ein ander Mal ist's wieder ein Sommerabend. Ich begegne alten Bekannten. Es dunkelte schon sehr. Aber in der durch die Nähe der blitzenden Meeresflut wie gelichteten Finsternis erkenne ich in der Schar seiner Genossen einen Jüngling, dessen liebenswürdiges, unschuldig freies und fröhliches Wesen mir schon seit der ersten Begegnung im Gedächtnis geblieben war. Ich hatte ihm damals das russische Neue Testament und ein Gespräch über die Wiedergeburt geschenkt. In der ganzen Zeit, wo er mir aus den Augen gekommen war, hatte ich fast mit Sehnsucht seiner gedacht und im stillen lebhaft gewünscht, ihm noch einmal zu begegnen. Und nun tritt mir dieselbe schlanke, jugendliche Gestalt entgegen. Aber er ist stiller geworden und erscheint wie verändert. Es ist, als sei in den Spiegel dieser lebensprudelnden, übermütigen Jünglingsseele ein Stein gefallen. Auch seine Stimme klingt verändert, — ein zitternder, rührender Laut in ihr, als sei etwas in den innersten Tiefen dieses Herzens erwacht, das vorhin geschlummert.

„Was ist dir, Stephan? Wie hast du solange gelebt? Wir kennen uns doch noch seit unserer letzten Begegnung? Nicht wahr?!“

„O wie danke ich Ihnen, lieber Herr, für diese so schönen Bücher, die Sie mir damals gegeben!“

„Hast du die Bücher verstanden? — Waren sie schön?“

„O wie sollte ich nicht, — es sind so schöne Bücher — und so ans Herz greifend!“

Wir gehen weiter und reden über das Gelesene. Es ist mir interessant, wie hier alles ausschließlich durch das Medium des Gemüts aufgenommen worden ist, ohne daß der Verstand es noch vermag, das Gefühl in seine Details dialektisch auseinanderzulegen und sich über das Gelesene im einzelnen klar zu werden. Aber die Hauptsachen sind in ihrer beseligenden Tiefe, ich möchte sagen, instinktiv gefaßt und völlig aufgenommen.

Es wird immer dunkler — das Meer rauscht leise, ohne daß es von eigentlichen Wellen gefurcht wäre, nur hie und da netzt eine sanfte Bewegung der Flut den feinen Sandkies zu unsern Füßen. Es ist wie das leise, rhythmische Atmen eines Schlummernden — die Sterne funkeln! In solchen Momenten, wo die sichtbare Gestalt des konkreten Menschen dem forschenden Auge sich im Dunkel entzieht, und nur hin und wieder die Umrisse des Körpers in ihren seelischen Linien durch die nächtliche Dämmerung brechen, wenn ein freundlicher Stern hie und da den Schleier vom Auge nimmt, — da öffnet sich die Seele weiter, und der Geist redet vertrauter und inniger zum Geiste. — Mein Begleiter bleibt plötzlich stehen. Ich sehe noch die Silhouette seiner anmutigen, seelenvollen Gestalt gegen den milchhellen Nachthimmel sich so schlank abheben, wo die letzten braunvioletten Färbungen des Abendrots verblassen, seine Hand streckt sich im Gespräche aus — das ist unnachahmlich! In dieser einen Handbewegung des schlichten Soldatenjünglings, — welch' eine schöne, reine, dankbare Seele, wie viel natürlicher Adel der Anmut, welch eine Beredsamkeit des Herzens! —

„O, Sie sind uns von Gott gesandt, mein Herr! Immer wieder muß ich in den lieben Büchern lesen, die Sie mir neulich gaben. Nachts, wenn alles schläft, wache ich auf — ich kann nicht schlafen — ich greife nach den schönen Schriften, und ich muß lesen, lesen und finde kein Ende — — bis mir die Augen von Tränen übergehen!" — Und ich denke so für mich hin: wie schön ist diese Volksseele, die Maria gleich so „viel zu lieben" vermag, die von Natur dem Evangelium so kongenial ist! Turgenjew schildert in seiner Novelle gleichen Namens die Wirkungen der Lektüre des Goetheschen „Faust" auf ein russisches

weibliches Herz, das erst verhältnismäßig spät durch einen akademisch gebildeten Freund, der aus Deutschland kommt, in diese Welt eingeführt wird und das große Drama des weiblichen Herzens in seiner erschütternden Lebenswahrheit erfahren lernt. Ich erfuhr mehr, um so viel höher das Neue Testament über dem „Faust" steht, wie der Himmel über der Erde, aber das Gleiche in beiden Fällen war die russische, tiefe Seele, als die empfangende.

IV.

Ein liebenswürdiger Bursche war Alexander Brokaroff. Ich hatte ihn gleich zu Anfang unseres Strandaufenthaltes kennen gelernt. Und seitdem ich ihm Büchlein gegeben, war er mein treuer Anhänger. Immer wenn ich ihm am Meere, auf seine Flinte gelehnt, begegnete, hatte er irgend ein Schriftchen in der Hand und las eifrig darin. Wenn er mich in der Ferne bemerkte, unterbrach er sofort die Lektüre und kam langsam auf mich zu. Er war ein Mohilewer, voll Liebe zu seiner schönen Heimatprovinz, von der er mir Wunderdinge zu erzählen nicht müde wurde.

„Bei uns zu Hause wachsen die Weintrauben, mein Herr!"

„Was? das war mir unbekannt. Habt ihr da ein so südliches Klima?" — Er vertieft sich in eine Schilderung der Reize seines Geburtsortes. Es liegt etwas so Herzliches, tief Gemütvolles in seinen Worten. Während er mich in seine Familie einführt und mir von Eltern und Geschwistern treuherzig erzählt, betrachte ich den mir zur Seite hinwandelnden Begleiter. Es ist ein schmucker, strammer Soldat mit intelligenten Zügen. Wie genau er mir die Manipulationen des Ladens und Feuerns an seinem Hinterlader zu demonstrieren weiß. Man könne, wenn es darauf ankommt, unausgesetzt Schüsse aus dem Gewehre entsenden. Es ist ein Repetiergewehr mit sehr sinnreichem und im ganzen einfachem Mechanismus. Wir kommen auf den Krieg zu reden.

„Man sagt so," meint er naiv, „es könne schon bald losgehen!" —

„Es hat keine Eile, Alexander Petrowitsch. Wenn Bismarck und der russische Kaiser nicht wollen, so gibt es keinen Krieg.

Hast du nicht neulich von einer Rede Bismarcks gelesen, wo er unseren Kaiser so lobt und unter anderem sagt: auf die Worte Alexanders III. verlasse er sich unbedingt. Wenn der etwas sage, so gelte ihm das mehr als alles Zeitungsgerede, denn Zeitungen seien ja nur Dummheiten, die zufällig die Gestalt von Druckerschwärze angenommen hätten."

„Sagte er das?"

„Ja, — liest du auch Zeitungen, Alexander Petrowitsch?"

„Zuweilen."

„Was habt ihr denn für Bücher in eurem Grenzwächterhause?"

„Zuerst die Instruktionen und Dienstreglements — (wie ich hernach oft zu bemerken Gelegenheit hatte, wußte er sie wie am Schnürchen paragraphenweise herzusagen und war oft mit Memorieren neuer Paragraphen beschäftigt) —, dann gibt's Bücher aus der russischen Geschichte, Erzählungen aus den Zeiten, wo Napoleon in Moskau war, — dann —"

„Aber religiöse Bücher habt ihr nicht? Besitzt ihr Bibeln?"

„Der Unteroffizier hat eine in seinem Kasten — es ist eine schöne Ausgabe in 4 Bänden."

„Euer Offizier hat doch nichts dagegen, daß ihr die religiösen Schriften von mir in Empfang nehmt?"

„O nein. Einmal fragte er uns wohl, was das für Bücher seien? Aber ich sagte ihm, daß es sehr schöne, erbaulich zu lesende Bücher seien, der Herr, der sie uns gegeben, wird uns nur gute Bücher geben. Das sagte ich ihm. Darauf bemerkte er: „Es ist schon gut!"

„Also du liest auch Zeitungen, Alexander Petrowitsch? Weißt du auch, daß des deutschen Kaisers Sohn augenblicklich schwer krank ist? — Was hilft ihm all' seine Macht — die Ärzte können ihm nicht helfen!"

„Ja, ich weiß wohl — davon stand auch in unseren Zeitungen zu lesen. Sie haben ihn im Halse geschnitten — der arme Mann kann so schwer sprechen. Das ist eine schreckliche Prüfung! — Ich war auch einmal krank, — da haben mich die Ärzte halbtot kuriert. Ich dankte Gott, als ich wieder aus dem

Krankenhause herausgelassen wurde. Sie haben mir den halben Rücken zerfleischt!" — —

Wir wandern weiter, ich lasse mir über einige geistliche Dialoge referieren, die er kürzlich gelesen. Er hat den Kern der Sache mit scharfem Blicke meist richtig erfaßt.

Ich frage ihn, ein anderes Thema anschlagend, wie lange sie hier im Jahre zu wachen hätten.

„Bis in den Spätherbst. Da wird es oft bitter kalt — kein Mensch ist zu sehen. Es ist dann recht einsam hier."

„Habt ihr denn jemals einen Schmuggler erwischt?"

„Gott weiß es — ich habe noch niemals einen gesehen. Hier kommt uns auch niemand ins Gehege. Aber es ist so Befehl, — es ist unsere Dienstordre!" — —

Wir trennen uns für heute, ich bezeichne ihm meine Wohnung, — er erbittet sich von mir die Erlaubnis, ein andermal zu mir zu kommen und sich neue Bücher abholen zu dürfen.

Das Band der Freundschaft ist geknüpft. Es vergeht keine Woche, wo wir uns von jetzt an nicht treffen. Bald hat er sich unserer Familie angeschlossen und wählt sich unseren Strand zu seinem dauernden Wachtposten aus.

Er hat dabei stets etwas so rührend Bescheidenes und Kindliches und weiß zu jedem Familienliede in ein herzliches, persönliches Verhältnis zu treten. Wenn einige Zeit hingegangen ist, so vermißt man ordentlich das liebe, freundliche Gesicht, und einer fragt den andern: Wo mag der Brokaroff dieses Mal so lange stecken? —

Eines Tages — es rieselte ein trübseliger Landregen vom Himmel herab, der Wald stand schweigsam und triefend da, niemand hatte recht Lust, sich in die Nässe hinauszuwagen — man saß bei einem guten Buche oder irgend einer Arbeit auf der Veranda, — da tritt unser Freund plötzlich hinter einer Baumgruppe hervor und überrascht uns unerwartet durch seinen freundlichen Gruß.

„Nun, guten Tag, Alexander Petrowitsch — das ist doch schön, daß du uns nicht vergessen hast. Aber wo ist heute denn deine Flinte geblieben?"

„Ich habe heute meinen freien Monatstag und bin eben nicht im Dienste. Da wollte ich mich doch einmal auch dankbar beweisen, — jetzt müssen Sie auch einmal diesen Wein probieren, — es ist echter Kachetiner.“ Dabei zieht er eine Flasche Rotwein aus der Tasche und stellt sie auf den Tisch.

„Aber das ist recht leichtsinnig von dir, daß du dich in solche Auslagen unseretwegen stürzest. — Warum hast du soviel Geld ausgegeben?“

„Ach, es ist nur meine Monatsgage, da wollte ich doch gern Ihnen etwas anbieten. Bitte trinken Sie Munja Konstantinowna. Sie müssen heute von meinen Zigarren rauchen, Karl Konstantinowitsch!“ — Er zieht ein Päckchen feiner Zigaretten aus der Tasche.

Wir müssen uns wohl oder übel fügen. Es ist dieser hübsche, etwas an Leichtsinn streifende, aber noble Zug der Dankbarkeit — echt nationalrussisch. Dieses Volk reißt sich, wenn es darauf ankommt, die Kleider vom Leibe und schenkt sie fort. Es kommt ihnen nicht darauf an. Welch' einer edlen Empfindung ist dieser einfache Jüngling aus dem Volke in diesem Augenblicke fähig! Er beschämt viele „Gebildete“ durch eine hohe Bildung des Herzens und eine Feinheit des Empfindens, die es als Bedürfnis und Pflicht ansieht, für genossene Freundlichkeit wenigstens annähernd ein Äquivalent zu bieten und dadurch zu beweisen, daß das Empfangene zu schätzen gewußt ist. So plaudern wir einige Zeit beim Wein, der in anbetracht der ländlichen provisorischen Verhältnisse und in Ermangelung von Weingläsern aus Wassergläsern getrunken werden muß. Plötzlich verschwindet unser Gast geheimnisvoll, tritt aber sofort mit einem Bündel in der Hand wieder herein. Eine neue Überraschung, die er uns zugedacht hat. „Es sind schöne Pilze, die ich heute für Sie im Walde gesammelt habe.“

„Bei dieser Nässe, Alexander Petrowitsch, — das ist wirklich viel. Du hast dich unsertwegen so bemüht. —“

„Ach, es sind nur wenige. Die eigentliche Pilzzeit ist noch nicht recht da. Ich habe schon früh morgens mich aufgemacht. Heute war ja mein freier Tag. Ich hatte Zeit.“

„Aber was werden deine Vorgesetzten sagen, daß du dein Monatsgeld so rasch ausgegeben hast?"

„Nun, darum kümmert sich niemand. Wir dürfen es nach unserem Belieben verwenden."

Mittlerweile hat sich der Himmel aufgeklärt. Ein freundlicher Sonnenstrahl blitzt durch den Wald. Es war gerade Badestunde. Mich lockt's an den Strand, das erfrischende Seebad nicht zu versäumen. Ich fordere meinen Schützling auf, mich zu begleiten. Auch er liebt das Bad als echter Russe. Im Handumdrehen haben wir uns im Badehäuschen der Kleider entledigt, — er ist mit einem Sprung im Wasser und schwimmt wie eine Ente.

„Es ist heute schön!"

„Ja, mein Herr, das Wasser ist heute prächtig!"

„Badest du oft?"

„Ich muß gestehen, es ist in diesem Sommer das erste Mal. Der Dienst läßt uns keine Zeit. Wir müssen uns schon so behelfen. Und dann bade ich am liebsten nicht allein, sondern in Gesellschaft."

„Mir geht es ganz ebenso. Das weite, großartige Meer hat in seiner erhabenen Einsamkeit etwas so erdrückendes. Der Mensch fühlt sich einsam und verlassen. Oft befällt mich in dieser unendlichen Einöde, wo der Blick nur Meer und Himmel schaut, ein Gefühl der Angst, ich weiß es mir nicht zu erklären. Ach, sieh da — auch Du trägst ein Kreuzlein um den Hals?"

„Ja, wir bekommen es bei der Taufe vom Geistlichen umgehängt, und nun tragen wir's das ganze Leben auf der Brust. Wir legen es nie ab."

„Ich finde, es ist eine schöne Sitte, Alexander Petrowitsch, die eure Kirche da hat. Der Christ unterscheidet sich auch schon gleich äußerlich vom Nichtchristen. Er wird täglich an seinen heiligen Taufstand erinnert und trägt an seinem Leibe ein sichtbares Andenken an seine Mutterkirche bis an das Grab immer mit sich."

Die Sonne hat mittlerweile über die jagenden Regenwolken am Himmel gesiegt. Tiefblauer Himmel blickt an vielen Stellen durch die zerrissenen dunklen Ballen, die wie Rauch nach allen

Seiten auseinanderstieben. Das Meer spielt in den tiefsten Farben. Es gleicht einem menschlichen Antlitz, in dem noch Zorn und Trübsal mit den heiteren Regungen des Herzens kämpfen. Aber schon siegt die Freude über das Leid. Ein milder Glanz ruht über der azurnen Fläche, — schon fliegen die Möven beruhigter über die stille Flut. Wie blitzen bei jeder Wendung im Strahl der durchbrechenden Sonne ihre silberweißen Flügel! —

Ich steige mit meinem Freunde über die hohe Sanddüne, die unsere Sommerwohnung vom Meere trennt. Die Kronen des Waldes hängen voller Tropfen, und aus der Lichtung, in die wir hinabblicken, und wo im stillen Frieden die Kuh und das Pferd unseres Hausbesitzers sich das regenfrische Gras im Sonnenschein munden lassen, steigt kerzengerade die gastliche Säule des Rauches in die nach Harz und frischem Birkenlaube duftende Abendluft und verrät uns, daß sorgende weibliche Hände uns bereits mit einer Mahlzeit erwarten, die nach einem frischen Seebade doppelt vortrefflich schmeckt.

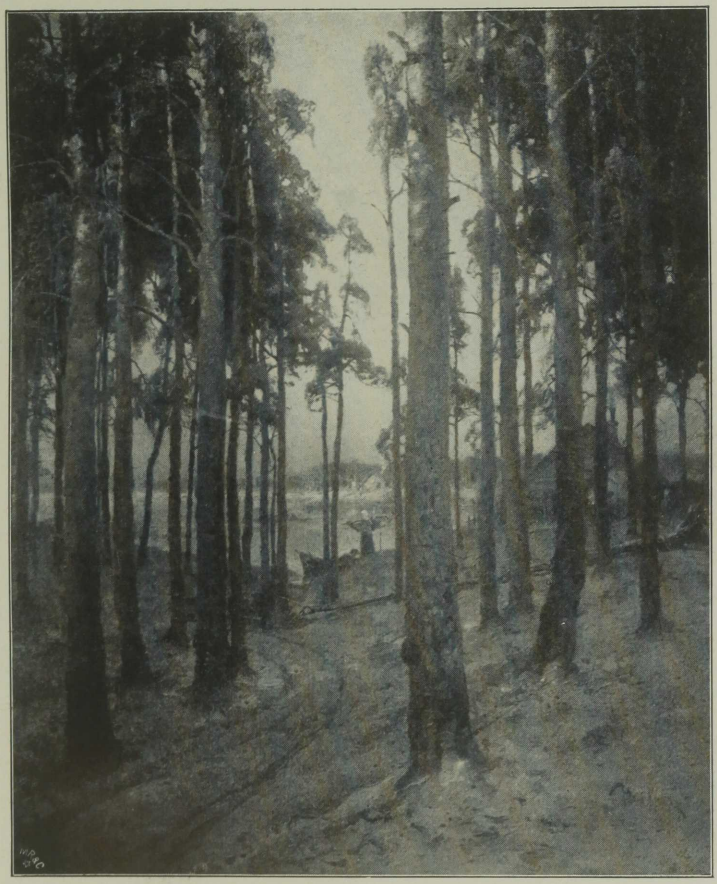
Als unser Gast sich zum Heimwege verabschiedet, muß ich ihm versprechen, ihn nicht zu vergessen und auf meinem Spaziergange einmal auch bei ihm in seinem Soldatenquartier vorzusprechen.

„Ich müsse durchaus zum Tee kommen und solle die Freundlichkeit haben, mit ihnen ein Gläschen zu trinken.“ Natürlich sage ich gerne zu. Ich habe dabei gute Gelegenheit, meine Freunde genauer in ihren häuslichen Verhältnissen kennen zu lernen. — —

V.

Und so befinde ich mich denn auch an einem schönen sonnigen Nachmittage auf dem Wege nach dem eine Meile von uns entfernten Stationshause der Strandwache.

Es liegt an der Grenze eines entfernteren Badeortes unmittelbar an der Düne. Die Fenster blicken auf das Meer. Der Strand bietet an dieser Stelle des Rigaschen Meerbusens eigentlich wenig Reize. Die Dünenbildung wird flacher. Der Kiefernwald tritt immer weiter vom Meer zurück. Badehäuser, Sand- und Steingeröll — einige einsame Fischerboote, die teils



Kiefernwald am Bilderlingshofschen Strande.
(Nach dem Gemälde von Prof. Julius von Klever-Berlin.)

auf dem Ufer liegen, teils sich auf den Wellen schaukeln, ausgehängte Fischernetze und einige Signalstangen, — das ist die Szenerie des öden Strandes, der, je mehr wir uns der Nordspitze Kurlands nähern, immer reizloser und einförmiger wird. Aber das Meer ist dasselbe, und über seiner Schönheit vergißt man alles andere.

Welch' eine Überraschung, als ich unter die Soldaten trete! Die Gesichter dieser mir meist von Begegnungen und Gesprächen am Meere Bekannten glänzen vor Freude.

„Das ist schön, Karl Konstantinowitsch, daß Sie uns besuchen. Bitte setzen Sie sich hierher — nein! nicht auf diesen Stuhl, er ist etwas unsicher und nicht ganz sauber — bitte, wenn's gefällig ist — hier auf diesen Platz!"

„Wo ist Brokaroff?"

„Er ist eben nicht zu Hause, er hat den Dienst — er muß aber in einer Stunde wieder hier sein. Er wird sich freuen, Sie so gesund hier zu sehen!"

„Wißt Ihr, Brokaroff ist ein netter Mensch. Er gefällt mir so gut. Er hat Verstand und Gemüt. Und er hat ein dankbares Herz. Das finde ich sehr hübsch."

„Ach ja, es ist ganz richtig, wie Sie sagen. Aber er ist nicht ganz zuverlässig und lernt nicht gern."

Also ein etwas romantisch angelegtes Gemüt mit schöngeistigen Interessen, dachte ich im stillen, das für den Ernst des Lebens und seine Arbeit nicht das stetige Interesse mitbringt, dem die Energie des Willens fehlt. Das stimmt zum Eindruck, den ich aus unseren Gesprächen mit dem liebenswürdigen, weichen Jüngling mitgenommen. Solche Menschen sind im Leben oft großen Gefahren ausgesetzt und gehen leicht zugrunde, weil ihr Charakter nicht genügende Widerstandskraft für die Versuchungen besitzt, die an sie herantreten. Es wäre schade um meinen Freund! — —

„Trinkt Alexander Petrowitsch?"

Der Sprecher der Gesellschaft blickt mich mit einem etwas verlegenen Lächeln an.

„Nun — es ist nicht so schlimm — wir alle, mein Herr, haben zu Zeiten etwas hinabgegossen. Sie wissen, es ist hier einsam, man muß sich dazwischen etwas ermuntern. — —"

„Womit beschäftigt ihr euch in den dienstfreien Stunden?"

„Nun, da haben wir unsere Instruktionen zu lernen, dann üben wir uns im Lesen und Schreiben."

„Zeigt mir doch eure Lektüre."

Mir werden die bekannten vaterländisch-geschichtlichen Bücher gezeigt. Bei einigen Soldaten sehe ich auch die durch mich verteilten evangelischen Schriften. Sie sind alle sauber zusammengeheftet und in einen gemeinsamen Einband gelegt.

„Es sind schöne Bücher" — sagt ein junger, bisher schweigsamer Soldat. „Ich lese sie gern." Ein anderer bringt mir Volksschriften des Grafen Leo Tolstoi, deren meist auffallend illustrierte Deckel bereits aus der Entfernung in die Augen fallen.

„O, also auch diese Büchlein sind hier vorhanden?! Das freut mich sehr. Wo habt ihr sie her?"

„Unser Offizier hat sie uns gebracht, damit wir in der Einsamkeit doch etwas zur Erfrischung hätten."

Einer aus dem Kreise hat sich mittlerweile entfernt. Ich höre ihn in der Küche rumoren.

„Sergei hat heute die Woche. Er sorgt für unser Mittagessen."

„Was esset ihr denn hier in der Einsamkeit?"

„Jetzt haben wir eine leichtere Zeit. Der Wald liefert uns Beeren und Pilze. Wir machen uns schöne Suppen daraus — sonst haben wir unser Brot und den Tee."

Sergei kommt aus der Küche, und während ich mir die Bilder an der Wand ansehe, die meist religiösen Inhalts sind oder Porträts aus dem Herrscherhause darstellen, stellt er Tassen und eine Teekanne auf den Tisch. Ich merke, daß ich von meinen gastfreien Russen bewirtet werden soll.

„Bitte, nehmen Sie ein Gläschen Tee zu sich, wir bitten — nehmen Sie fürlieb."

Ein Soldat zieht seinen Kasten unter dem Bette hervor und öffnet eine Blechbüchse, der er schönen Stückzucker entnimmt. Ich habe bei Russen stets solchen bemerkt. Sie beißen nämlich gern den Zucker zum Tee dazu, ohne ihn in das Getränk zu schütten. Es ist ein geradezu typisches Bild, der teetrinkende Russe, der, das heiße Getränk meist in die Untertasse gießend,

diese behutsam auf den 5 Fingern der einen Hand balanciert, während die andere den Zucker hält und hin und wieder abbeißt. Es ist ein gemütliches Beisammensein hier in dem stillen, niedrigen Stübchen mit den weißgetünchten Wänden und den kleinen Fensterscheiben, wo der Blick über das weite, unabsehbare Meer dahinschweift. Der weiße Ufersand schimmert im warmen Scheine der heißen Nachmittagssonne geradezu blendend. Man kann nicht lange hinsehen und muß das Auge abwenden. Einige vereinzelte grüne Bäume nicken vor dem Fenster. Ich bemerke einen Schwarm von Mücken in der Sonne spielen. Das deutet auf anhaltend ruhiges und warmes Wetter. Ein Hahn kräht im Hinterhof und erhöht durch seinen heiseren Schrei die eigentümlich anheimelnde Stimmung des Stillebens, die uns umgibt. Da öffnet sich die Tür. Alexander Petrowitsch tritt herein. Sein ganzes Gesicht leuchtet vor Freude. Es liegt wie ein warmer Schein ausgegossen über diesen gemütvollen Zügen.

„Ich hatte heute so eine stille Ahnung, Karl Konstantinowitsch, daß wir uns sehen würden. Gawrila, dem ich auf meinem Gange begegnete — wir kreuzten uns gerade, er kam aus K. und ich aus D. — sagte mir, daß er Sie gesehen habe. Da bin ich etwas eiliger hergelaufen."

Er setzt sich zu uns und mischt sich in die Unterhaltung.

„So habe ich denn also endlich gesehen, wie ihr wohnt. Es ist ganz hübsch hier — nur etwas einsam."

„Was soll man machen, — die Zeit geht auch so hin."

„Sehen alle eure Wachthäuser am Meerbusen ähnlich aus? — Wie viele gibt es solcher?"

„Es sind im ganzen vier. Das am weitesten gelegene ist das von Latschub — an der äußersten Nordspitze. Die Leute dort sehen oft in Monaten keinen anderen Menschen. Da ist's schwer zu leben."

„Nun, ihr habt da wenigstens Zeit, viel zu lesen."

„Ja, — ich habe viele von den Büchlein, die Sie mir neulich gaben, auch nach Latschub gebracht. Der Unteroffizier war ganz entzückt von den Sachen. Er fragte mich: Wer hat dir diese Schriften gegeben? — Ein Herr, sagte ich. Wer ist dieser Herr?

sagte er. Es ist ein Badegast, sagte ich ihm. Ich würde diesen Herrn gern kennen lernen, sagte er."

„Ich würde gar nicht ungern auch einmal das Latschuber Wachthaus aufsuchen. Wie kommt man am raschesten dahin?"

„O, es ist sehr weit — man braucht einen ganzen Tag, um dahin zu kommen. Sie können es kaum erreichen!"

„Nächster Tage wird der Unteroffizier von dort nach B. versetzt."

„B. ist leichter zu erreichen. Es liegt nach der anderen Seite, nicht wahr?"

„Ja, unsere Station liegt an der Aa!"

„Kommen solche Versetzungen oft vor?"

„Zuweilen. In Latschub ist es eben zu einsam. Man hält es dort nicht lange aus. Der Unteroffizier Jeffremoff liebt sehr zu schwatzen — er ist sonst ein guter Mensch. Aber er spricht mir doch etwas zu viel."

„Ja", bemerkte ein anderer, „es ist oft gar nicht auszuhalten. Er bindet mit einem jeden an — und dann geht es in einem Striche weiter wie ein Mühlrad. Es hält's keiner lange mit ihm aus. Mir wird immer übel von diesem Sprechen. Ich gehe dann hinaus und lasse ihn allein weiter sprechen".

„Hm, — diesen Jeffremoff kenne ich noch nicht. Ich bin ihm noch nicht begegnet, würde ihn aber auch gern einmal sprechen. Nächstens muß man ihn doch in B. besuchen. Wenn er so gern spricht, so kann man von ihm gewiß viel russisch lernen?"

„Ach, mein Herr", ruft ein älterer Soldat, der bisher am wenigsten sich am Gespräche beteiligt, „das sind auch meist leere Worte! Wirklich — es ist nicht recht der Mühe wert!"

Brokaroff, der uns auf einen Augenblick verlassen, kommt mit einem Stock in der Hand zurück.

„Bitte, Karl Konstantinowitsch, ein kleines Andenken von mir. Ich habe ihn für Sie von einem Wachholder abgeschnitten und zubereitet."

„Danke Dir, lieber Alexander Petrowitsch. Ich will ihn auf meinen Spaziergängen schon brauchen. Aber wie hast du ihn so bunt herstellen können?"

Sfergei gibt für seinen Freund eine Erklärung des Kunstwerks ab: „Er hat ihn erst weiß geschält und oben im Griff ein kleines Löchlein mit einem glühenden Draht durchgebohrt, — sehen Sie, dadurch bekommt die Spitze den Anblick eines Hunde- oder Entenkopfes — es sind gleichsam die Augen —"

„Man kann auch ein Schnürlein zum Anhängen hindurchziehen", bemerkt Brokaroff.

„Aber wodurch hat er denn diese grüne, scheckige Farbe erhalten?"

„Es ist Tinte, grüne Tinte. Wir hatten nicht anderes. Ich habe ihn mit Tinte von oben bis unten mit Strichen und Schlangenlinien bemalt."

„Ja, — so hat er in der Tat ein ganz eigenartiges Ansehen bekommen. Ich werde also bei diesem Stocke immer an unser heutiges Zusammentreffen erinnert werden. Er wird euch mir stets ins Gedächtnis rufen helfen."

„Aber trinken Sie nicht noch ein wenig von unserem Tee?"

„Nein, ich danke wirklich. Ich kann nicht so viel wie ihr hinunterschlucken. Bei euch heißt es ja bekanntlich „bis zum ersten, bis zum zweiten, bis zum dritten Schweiß", wie ich selbst einmal hörte. Es geht oft bis zehn Glas. Ist's nicht so?"

„O, manche trinken noch mehr. Was soll man machen. In der Einsamkeit — der Mensch hat hier viel Zeit."

„Nun, — ein Glück ist's immer noch, daß es unschuldiger Tee und nicht Schnaps ist. — Doch nun lebt wohl! — Ich muß nach Hause. Ein andermal auf Wiedersehen — ich verlasse in den nächsten Tagen die Sommerfrische, meine Arbeit in M. hat begonnen. Da die Meinigen noch bis in den September hierbleiben, so ist's möglich, daß ich hin und wieder zum kurzen Besuche für die Sonntage in Zukunft hier wieder vorspreche. Darum nehme ich heute noch nicht für immer Abschied!"

„Auf Wiedersehen, Karl Konstantinowitsch."

Ich trat aus der niedrigen Tür ins Freie. Brokaroff ließ es sich nicht nehmen, mir den halben Weg nach Hause das Geleit zu geben. Wie liebenswürdig dieser gemeine Soldat mich zu unterhalten verstand. Uns beiden ging der Gesprächsstoff nie

aus. Er ließ mich allmählich in alle Leiden und Freuden seines täglichen Lebens blicken. Ich gewann ihn immer lieber. Diese Seele, voll Einfalt und Unschuld, hatte in ihrer schlichten, zu Herzen gehenden Sprache einen Reiz, der sich bei jeder Berührung erneute. Er bat, mit mir korrespondieren zu dürfen, „damit man doch nicht so ganz getrennt bliebe". Natürlich versprach ich es ihm mit Vergnügen. Fünf Briefe von ihm habe ich allmählich erhalten. Es war ein kleiner Gedankenkreis, in dem er sich immer wieder bewegte. Aber nie vergaß er, mit der größten Ausführlichkeit sie bei Namen nennend, alle die Meinen grüßen zu lassen, die er im Laufe des Sommers kennen gelernt. Ein russisches Herz vergißt nicht so leicht empfangene Liebe. Der Grundton, der aus allen Briefen sprach, war eine tiefe, elegische Gemütswärme, die mit Wehmut der schönen Zeit des sommerlichen Verkehrs gedachte. Als ich ein andermal — es war im Winter — unsere Hauswirte besuchte und mich nach Brokaroff erkundigte, erzählten sie mir, daß sie ihn nach unserer Abreise noch oft in der Nähe unserer Wohnung gesehen hätten. Es sei ihnen gewesen, als hätte er sich von diesem, ihm so lieb gewordenen Fleckchen Erde nicht trennen können, und immer wieder habe er sich nach uns erkundigt. — — — — — —

VI.

Es war ein sonniger Septembertag. Ich hatte den Schulstaub der Woche abgeschüttelt und freute mich, am folgenden Sonntag im Kreise meiner Lieben einige schöne, stille Stunden am Strande verbringen zu dürfen, der einige Dampfschifffstunden von Mitau entfernt liegt. Sobald es mir die Zeit erlaubte, hatte ich den kurzen Weg von meiner Wohnung bis zur Hafenbrücke hinter mir und die Fahrkarte gelöst.

Blitzschnell eilte das Schiff an den grünen Ufern der Aa seinem Ziele entgegen. Bald hieß es aussteigen. Ich hatte bis an meinen Bestimmungsort noch etwa drei Stunden durch den würzigen Kiefernwald zu wandern. Plötzlich höre ich zwei jugendliche Stimmen neben mir. Es waren einige meiner Schüler, welche die Dampfschiffahrt, ohne daß ich sie bemerkt, mit mir

gemacht hatten und sich mir jetzt anschlossen. Sie wollten auf das Landgut ihres Onkels, der sie zum Sonntag eingeladen hatte. Sie ließen es sich nicht nehmen, mein Reisegepäck zu tragen. Allen Hinweisen meinerseits, daß der Weg so weit und sandig sei, und ihre Kräfte nicht aushalten würden, setzten sie einen liebenswürdigen Wettstreit entgegen, indem eigentlich keiner dem anderen den alleinigen Besitz des Gepäcks gönnte. So gingen wir denn gemeinsam weiter. Es waren Brüder, aber sehr verschieden geartete. Der eine, eine zarte, schlanke Gestalt mit einem feinen, ernsten und bleichen Gesichtchen, das ein fast madonnenhaftes Oval zeigte, der andere eine lebenslustige, heitere, etwas übermütige Knabennatur. Der erstere von beiden hatte mich früher zuweilen in meinem Zimmer aufgesucht, um sich gute Bücher auszubitten. Einmal war er mit Tränen in den Augen zu mir gestürzt, um mir seine Zensur zu zeigen. Er gehörte zu den Fleißigen, aber das Lernen wurde ihm schwer. Er sei nicht versetzt worden, klagte er mir, und habe sich doch so viele Mühe gegeben. Er war zu mir gekommen, um sich trösten zu lassen, und da ich wußte, daß er Blumen so liebte, schnitt ich ihm, als er nach unserem Gespräch wieder ging, zum Abschiede einen blühenden Zweig von meinem Lieblingsstrauche, der damals gerade seine wunderbar duftenden Blütenknospen zu entfalten begann und auf meinem Schreibtisch stand.

„Hast du einen solchen Duft schon jemals gerochen?“ —

„O, das ist ja prächtig!“ Sein Gesicht glänzte vor Freude.

„Es duftet nach der Blüte des Weins, Melonen und feinstem Tee. Nicht wahr?“ —

„Wie heißt diese merkwürdige Blume?“

„Oleum fragrans.“ —

„Ich habe sie noch nie gesehen.“ —

„Ich liebe diesen Duft so sehr, der im Winter, wenn wir sonst keine Blumen im Zimmer haben, mich immer an die Kindheit erinnert. Düfte versetzen uns so rasch in vergangene Zeiten. Diese Blüte weckt in mir stets die Erinnerung an das väterliche Haus, wo ein Zimmer im Dezember von diesen Sträuchern duftete, die mein Vater besonders gern hatte.“ —

So ging er ganz beglückt mit dem in Seidenpapier sorgfältig verpackten Zweige von mir. Was oft viele Worte nicht erreichen, ist einer kleinen, überraschenden Gabe leichter gegeben: die schlechte Zensur war verschmerzt. O glückliche Jugend! Wie gleicht dein Herz dem Frühlingsmorgen. Bald ist der Tränenschauer deines Schmerzes der Wolke gleich verschwunden — und es ist wieder Sonnenschein an deinem Himmel und blauer, fröhlicher Tag! —

Aber auch er hatte jene stille Stunde der Zwiesprache an meinem Schreibtische nicht vergessen, wo sich einst ein liebender Arm um seine Schulter schlang, und aufrichtige Teilnahme für seine Zukunft ihm damals manche Fragen vorlegte, die sein Nachdenken über sich wecken sollten. Wenn ich es in der Folge nicht an seinem musterhaften Fleiß, an dem gespannten, aufmerksamen Blicke, der immer in der Klasse auf mich gerichtet war, gemerkt hätte, — ein kleines Ereignis beim letzten Abschiede würde mich an jenes duftende Zweiglein wieder erinnert haben, das ich ihm einst gab. — Es war auf dem Bahnhofe von M. Der Zug stand bereits der Abfahrt harrend im Geleise. Ich hatte mich noch grüßend zum Waggonfenster hinausgelehnt. Welch' eine Schar junger Gesichter, in die ich noch zum Abschiede blicken durfte! Die Mehrzahl meiner Schüler hatte mir bis zum Bahnhofe das Geleit gegeben. Der Perron war gefüllt von silbergeränderten Mützen.

Ich nahm mit wehmütigen, schmerzlichen Gefühlen von der baltischen, deutschen Jugend Abschied. Wenn nicht völlige Nervenabspannung in den Kämpfen und Gemütsbewegungen jener letzten Monate, wo die ersten entscheidenden Keulenschläge gegen das Fundament siebenhundertjähriger baltisch-pädagogischer Kultur geführt wurden, und denen gegenüber das Häuflein treuer und gewissenhafter Pädagogen machtlos war, mein Haupt allmählich um allen Schlaf gebracht hätte, — ich wäre noch nicht geschieden von einem Arbeitsfelde, in welchem das Herz sich eingewurzelt hatte, — das spürt man in solchen Scheidestunden am besten. Ich wußte es ja, und meine jungen Begleiter ahnten es vielleicht annähernd, daß mit der neuen Zeit für die deutsch-evangelische

Schule der Ostseeprovinzen der pädagogische Ruin herannahe. In manchen Augen schimmerten Tränen. Da öffnet sich noch die Tür meines Coupés. Ich erblicke eine Reihe lieber Gesichter, die sich hineindrängen. Eine Menge Hände strecken sich mir entgegen. Und der erste in der Schar ist mein kleiner Freund von einst. Er reicht mir ein prächtiges Blumenbouquet. „Bitte — nehmen Sie — es ist mein letzter Gruß auf die Reise."

„O, hat mein kleiner Oleumzweig so liebliche Früchte getragen?! Das hätte ich nicht erwartet." Er lächelt, wir umarmen uns noch einmal. Aber immer neue Gestalten drängen sich durch die enge Tür — und immer wieder strecken sich warme Hände entgegen. Solche Augenblicke sind schön, aber sehr angreifend.

„Erleichtern Sie mir den Abschied. — — Ich darf keinen mehr sehen!" — „Leben Sie wohl, wir werden uns nicht vergessen!" —

Die Glocke erklingt — der Zug setzt sich in Bewegung — ich bin allein — und nur der Duft des neben mir liegenden Straußes — einsame Reseden, Levkojen und letzte Rosen! — erinnert mich, daß es Herbstzeit ist, die Zeit des Sterbens und Abschiednehmens — auch für die baltische, deutsche Jugend?! —

VII.

Meine jungen Begleiter haben mich verlassen, — ich wandere wieder allein durch grünen, schweigenden Laubwald, der heute besonders kräftig duftet. Welch' eine Stille! Man ist in der Natur mit seinen Gedanken am besten allein und fühlt es, wie ihr Schweigen zum Herzen redet.

Noch ist das Laub dunkel und grün, nur einige rote Espenblätter und der falbe, gelb-bräunliche Schimmer der anmutigen Birken erinnert mich, daß auch der Wald sich zum Abschied rüstet. Als ich über eine der saftigen Waldwiesen schreite, deren üppiges Gras im Scheine der Abendsonne schillert, taucht ein bunter Nußhäher flügelschlagend aus dem Walde. Von fern lockt die rufende Stimme des Pirols, der sich wohl auch zur letzten Reise bereitet. Eine kleine Blindschleiche schlängelt sich

durch die sandigen Furchen des Fahrweges, emsig, als hätte sie noch große Eile, vor hereinbrechender Dunkelheit ihr Nachtquartier zu erreichen. Links und rechts vom Wege wuchern die üppigen Formen der Farren, und das Heidelbeerkraut wechselt mit dem harten, glänzenden Grün des Preißelbeerlaubes. Hin und wieder, wenn der Weg sandiger und der Wald freier wird, entzückt die blühende Erika, die schon in violette Blüten schießt, das Auge des Botanikers mit ihren zarten, gefiederten Büscheln. Die weiße Orchis ist verblüht, auch der wilde Rosmarin hat schon seine herbstlichen Fruchtkapseln angesetzt. Da und dort schimmert doch noch der verspätete kerzenartige Blütenschaft der duftigen Pyrola aus dem Waldboden hervor. Und an einer Lichtung entdecke ich gar den tiefblauen Kelch der Gentiane? Aber die Blume des Herbstes ist doch die silberne Parnassia. Honigduftend und weiß grüßt sie aus feuchten Wiesengründen mit ernstem, nachdenklichem Auge, und erzählt uns von der entschwundenen Farbenpracht des Sommers. Es ist die Blume der Ergebung. Mich überkommt's immer wie Resignation, wenn ich ihren lieblichen, keuschen Stern erblicke, als wollte er uns über die flüchtige Schönheit dieser Erde zum Himmel weisen: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." — Schon komme ich meinem Ziele immer näher. Bereits höre ich das dumpfe Branden des Meeres durch die schweigenden Wipfel brausen. Die Sonne steht schon tief am Horizonte — es ist so feierlich im herbstlichen Walde, dessen Blätter sich kaum bewegen. Das tiefe Licht erleuchtet, ohne daß man die Lichtquelle schaut, seinen grünen Dom in gedämpften Farben. Das Auge schaut eine farbige Symphonie in bleichen, wehmutsvollen Tönen, aber auch das Ohr hört den erhabenen, unsichtbaren Chor der Schöpfung. Es liegt eine Majestät in diesem Adagio, dieser Stille um uns her, die wie Musik das Ohr berauscht. Und als dunkler Orgelpunkt zu dieser Fuge von Licht und gesättigter Farbe: das dumpfe, einförmige Brausen des fernen Meeres. Mir kommt das Wort Richard Rothes in den Sinn: „Nicht nach Ruhe verlangt mein Herz, sondern nach Stille." In einem solchen Augenblicke muß das Adagio der „neunten Symphonie" entstanden sein, oder hat Sebastian Bach seine Arie empfangen, in

welcher jene mystische Versenkung ins All eine so seelenvolle Sprache redet. Wer hat sie nicht schon einmal gehört, jene „Stimme aus der Matthäuspassion", die unter dem milden Sordinenschauer der Violinen uns an das Grab in Josephs Garten führt:

Am Abend, da es kühle war,
Ward Adams Fallen offenbar.
Am Abend drücket ihn der Heiland nieder;
Am Abend kam die Taube wieder
Und trug ein Ölblatt in dem Munde — —
O schöne Zeit, o Abendstunde! — —

Auch eine herbstliche Parnassia — die Blume der Ergebung! — — —

Ich bin am Ziele — und werde von den Meinen begrüßt, die mich erwartet haben. Aber mich hält's nicht lange in ihrer Mitte, — ich verlange noch einen Blick auf das Meer zu werfen, ehe die Sonne untergegangen ist. Welch ein Bild! Ein aufgewühltes Chaos von Schaum und dunklem Lichte, dazwischen ergießt sich eine besonders hohe Woge über den weiten Strand, Rinden, Borken und Büschel Seetanges vor sich her fegend! — Ein grausiger Anblick der Empörung! Und dennoch lockt's mich, diesen schönen Herbsttag noch mit einem Bade zu beschließen. Das Wasser ist warm und belebend. Aber man hat genug zu tun, um der Gewalt der sich überstürzenden und schlingenden Wellen gewachsen zu sein. Eben sinkt die Sonne purpurn hinter die fernen Schaumberge der aufgeregten See. Ich erinnere mich, noch nicht bei einem solchen Sturm und in so später Stunde gebadet zu haben. Aber solche Augenblicke bleiben einem in ihrer grotesken Schönheit noch lange im Gedächtnis.

Zum herbstlichen Gemälde der ersterbenden Natur gehört in der Erinnerung auch dieser Zug. Es ist im Konzert des Tages — gleichsam das Postludium. An der Riesenorgel des wilden Oceanus sitzt dieses Mal ein Größerer als der große Sebastian. Wenn Er in die Register greift, so wird dem kleinen Menschen bange vor der Allmacht dieser Töne! — — —

Es dunkelte schon, als ich über die Düne heimwärts ging. Die Lichter des Leuchtturms waren bereits angezündet und blitzten über die ruhelose Flut. Wo die Sonne versunken war, lag noch ein warmer, später Schein. Über dem Walde aber glänzten die ersten Sterne. — — —

VIII.

Ich war früh aufgestanden, um die sonnige Pracht eines ländlichen Morgens am Meere so recht genießen zu können. Die Sonne stand leuchtend am Himmel, — es war eine Ruhe und ein Friede über der weiten Wasserfläche, und kein Lüftchen regte sich. Nur am fernsten Horizonte kräuselten sich kleine Rauchwölkchen und bezeichneten den Kurs der Dampfer, die auf ihrer Fahrt nach Riga den Meerbusen kreuzten. Der Strand war, soweit das Auge zu schauen vermochte, menschenleer. Ich hatte mich auf eine selbstgemachte Rasenbank hinter dem Badehäuschen niedergesetzt und blätterte in einem dünnen Büchlein, das etwa sechzig evangelische Kirchenlieder in sehr gelungenen russischen metrischen Übertragungen enthielt. Viele alte Bekannte traten mir hier in überraschend feiner Erfassung des Geistes der deutschen klassischen Hymnologen entgegen und je mehr ich mich in die wunderbare Schönheit dieser Lieder vertiefte, die meist sich nicht wörtlich ans Original halten und mehr inhaltsgetreue Umdichtungen sind, ohne aber auch nur einen wichtigen Gedanken unausgedrückt zu lassen, desto klarer wurde es mir, wie kongenial die tiefsinnige und gemütvolle russische Sprache dem Geiste unserer Kirchenliederdichtung sei. Der ungenannte Verfasser gehörte jener Gemeinde der Stillen in der Residenz an, die sich um das Evangelium geschart haben und innerlich ganz evangelisch gerichtet, dem Zuge ihres Herzens nach Wahrheit doch nur im Verborgenen nachzugehen vermögen, weil das Staatsgesetz ihnen den Übertritt zu einer andern als der herrschenden Kirche verbietet. Diese echt evangelischen Übertragungen, die auch zugleich ganz im Geiste der russischen Sprache geschehen sind und kaum den Eindruck von Übersetzungen hervorrufen, waren mir in jenen Tagen meines Sommeraufenthalts ein liebes

Studium. Es macht auf den mit der Terminologie der russischen Lyrik einigermaßen Vertrauten einen eigenartigen Eindruck, hier die Sprache Puschkins und Lermontoffs im Dienste des Evangeliums zu erblicken. Es ist wie eine Wiedergeburt mit ihr vorgegangen, und unwillkürlich mutet den evangelischen Christen hier der brüderlich verwandte Geist eines Mannes an, der nur durch die Sprache von uns getrennt, dem Herzen nach ebenbürtig mit uns empfindet.

Ich hatte mich ganz in die schönen Verse vertieft und überließ mich den Vergleichen, die sich mir beim Lesen aufdrängten zwischen der Sprache des Evangeliums in den beiden Zungen, der einen, die meine Muttersprache war, und der anderen ihr ebenbürtigen, die mir aus frühester Kindheit durch manche schöne Erinnerung, durch die gehaltvolle russische Literatur und endlich aus dem Verkehre mit dem gemütvollen Volke, das sie spricht, lieb und teuer geworden. Ob es einst diesem Volke, dessen Seele so edel geartet ist und nicht fern vom Himmelreich evangelischer Wahrheitserkenntnis sich befindet, ob es ihm vergönnt sein wird, jene Stunde der Wiedergeburt zu erleben, die das Evangelium bringt? — Jene edle Liedergabe eines evangelisch gesinnten Russen bürgt mir dafür. So gewiß einst in der Nacht des deutschen Mittelalters in der Stille dunkler Verborgenheit die evangelischen Liederstimmen der Frommen und die tiefen Sehnsuchtsrufe der deutschen Mystik die Sterne waren, die den kommenden Tag voraus verkündeten, so gewiß in allen Kirchen auch in der Zeit der größten Zurückdrängung der evangelischen Wahrheit und ihrer tiefsten Erniedrigung die Zeugen nicht ausgestorben waren für die tröstliche Gewißheit des Glaubenswortes jenes afrikanischen Kirchenvaters, der die „menschliche Seele von Natur eine Christin“ sein läßt, dazu geschaffen, die Wahrheit zu finden und nur in ihrem Besitze zum Frieden gelangend, — so gewiß kann, wenn es Gottes Wille ist, auch für das russische Volk die Stunde schlagen, wo es einst in seiner Sprache die großen Taten Gottes preist und sein Herz, geöffnet für die Schätze evangelischer Erfahrung, auch eigene Worte findet, um in den Lauten evangelischer Liederdichtung die Fülle seines inneren Erlebens auszusprechen. —

Ein Schritt weckt mich aus meiner stillen Betrachtung, und als ich aufblicke, steht ein Soldat vor mir.

„Das ist schön, daß du da bist, Iwan Stepanowitsch. Meine Gedanken waren eben bei dir und deinen Kameraden. Ist der Morgen nicht heute wunderschön?"

„Ja, das muß man sagen, Gott läßt uns die rote Sonne so recht ins Herz scheinen. Ich bin schon früh auf und komme längs dem Meere hergeschlendert, — da bemerkte ich Sie hier in der Nähe des Badehauses. Ich kenne diese Stelle und habe mich auf dieser Rasenbank dazwischen von meinen Wanderungen recht erholen können. Wie kommt es, daß dieses Badehaus allein eine solche hat?" —

„Ich habe sie mir einmal selbst hergestellt. Wenn man hier im Anblick des Meeres sich aufhält, sitzt man gern. Man wird des vielen Stehens leicht überdrüssig. Setz dich an meine Seite. Du kannst doch lesen? Lies mir ein Liedlein aus diesem Buche vor. Es sind religiöse Gesänge."

Er beginnt laut zu lesen und wird durch den Inhalt sichtlich gefesselt.

„Solche Lieder habe ich noch nie gelesen, Karl Konstantinowitsch. Erlauben Sie, daß ich mir das Büchlein genauer ansehe."

„Aber zuerst lege doch deine Flinte fort, sie stört dich, du kannst gar nicht recht sitzen — auch das Bajonett mußt du losschnallen. So, jetzt ist der Leib freier. Rücke doch näher zu mir heran — es ist noch genug Platz auf der Bank — setze dich nur dreister hin."

Er gehorcht und läßt sich von mir auf dieses oder jenes der schlichten Lieder aufmerksam machen. —

„Weißt du auch, daß heute Sonntag ist? Du hast wohl kaum Gelegenheit, heute irgendwo die Kirche zu besuchen?"

„Ach nein, es ist zu weit dahin, wir kommen nur alle paar Monate einmal hin."

„Da wollen wir doch ein schönes Morgenlied aufschlagen. Das paßt so recht für diesen Augenblick und den sonnigen Frühlingsmorgen, der uns umgibt."

Er liest das Paul Gerhardtsche „Wach auf, mein Herz, und singe", das in seiner vortrefflichen Übertragung den Leser etwas ahnen läßt von der Welt evangelischen Seelenlebens, in die ihn in diesem Augenblicke hineinblicken zu lassen, mir eine schöne Sonntagsfreude war.

Ich gebe die russische Übertragung möglichst sinngetreu wieder:

Mein Geist, schwing dich nach oben, du sollst den Höchsten loben,
Den Schöpfer aller Enden, er schenkt mit vollen Händen.
Als mitternächt'ge Schatten die Erd' umfangen hatten —
Da fiel ich, ach, in Sünde, — doch Gott half seinem Kinde.
Er rief: Sei ohne Grauen! Mein Schirm sei dein Vertrauen.
Schlaf süß, dir glänzt im Leide des neuen Tages Freude!
Dein Wort geschah, — o Wonne, ich schau den Strahl der Sonne,
Erwacht zu Tat und Streben begrüß ich neu das Leben,
Dein Rat sei meine Stärke, Erleuchtung gib dem Werke,
Damit das Tun der Hände, in dir begonnen, ende.
Nicht sei gesät vergebens dein ew'ges Wort des Lebens,
Gib, daß es Wurzel schlage und Lebensfrüchte trage.

„Das ist ein wirklich schönes Lied", meint mein Gefährte. „Es geht zu Herzen. Ich würde es mir gern abschreiben." —

„Ich kann das Buch eben nicht aus den Händen geben, aber nächster Tage besuche ich euch in B., da kannst du es haben. Ich will doch sehen, wie ihr da wohnt und was ihr treibt, und auch den Jeffremoff würde ich gern kennen lernen. Er soll ja für zehn reden und gern auf Disputationen aus sein?"

„Ach, der Jeffremoff spricht mir zuviel. Er ist eine Plappertasche; ich lese lieber so für mich aus den Büchern, die ich Ihrer Güte verdanke."

„Liest Jeffremoff nicht in diesen Büchlein?" —

„O ja, sie gefallen ihm auch. Aber er hat kein rechtes Sitzfleisch. Bald läßt er sich wieder Bier oder Branntwein bringen, das scheint ihm mehr zu behagen. Und dann — daß Gott bewahr' — beginnt das leidige Disputieren."

„Wir haben unseren Morgen, lieber Iwan, gut zugebracht. Ich werde immer an dieses schöne Lied denken in der Sonntagsfrühe. Die Sonne strahlt auch in diesen Versen, es ist so frische und so reine Luft darin. Findest du das nicht auch?"

„Ja, es ist so, wie Sie sagen. So sieht es in dem Herzen eines frommen Menschen aus. Er hat Frieden mit Gott und der Welt gefunden."

„Wie sieht es denn in deinem Herzen aus?"

„Ach, Sie können es nicht glauben, mein Herr, es ist mir oft so schwer, so wehmütig — eine Last liegt auf mir — Gott weiß es — es ist nicht leicht!"

„Was tust du dann, wenn dir so schwer ums Herz wird?"

„Ich bete und schlage mein Kreuz; hier in der Einsamkeit, da hat auch der unreine Geist mehr Macht über uns. Der Dienst ist nicht leicht. Namentlich wenn der Herbst kommt, und die Nächte so stürmisch und lang sind und so kalt, hu! Dann krieche ich oft in eine der Badehütten und verbringe da die Nacht, bis die Sonne wieder aufgeht, — dann wird's einem wohler zu Mut." —

„Ich erinnere mich einmal, mit einem deiner Kameraden beim Sternenschein an einem dunklen Herbstabende in einem solchen Häuschen zusammen gesessen zu haben. Wir rauchten unsere Zigaretten, und ich fragte ihn über die neueste russische Geschichte aus. Ich mußte ihm alle die Kaiser und Kaiserinnen von Peter dem Großen an bis auf die Gegenwart aufzählen und aus ihrer Regierungszeit berichten. Am meisten Bescheid wußte er im Kriege gegen Napoleon, als er damals in Rußland einfiel und die Schlacht bei Smolensk geschlagen wurde. Du weißt doch?"

„O, ich weiß auch davon — es steht in unseren Geschichtsbüchern — ich habe es gelesen."

„Ja, das war ein blutiger Mann und herrschsüchtig. Ich liebe ihn nicht. Viele Millionen Menschenleben opferte er seinem Ehrgeize, und jetzt — welche Früchte hat sein Erdenleben hinterlassen?" —

„Er war ein gottloser Mensch und soll keine Furcht vor Gott gehabt haben?" —

„So ist es — solche Menschen ereilt schließlich doch die Gerechtigkeit Gottes. Er läßt sich nicht spotten." —

Er erhob sich und griff nach seiner Flinte. „Ich danke Ihnen, Karl Konstantinowitsch. Bleiben Sie gesund. Ich muß

zur bestimmten Stunde der Ablösung wegen in B. sein und muß jetzt weiter wandern."

Er ging. Ich blieb noch eine Weile im weichen Moose der Rasenbank liegen und schaute ihm nach, wie er langsam, sein Gewehr auf der Achsel, immer mehr dem nachblickenden Auge entschwand. Die Sonne hatte sich über die dunklen Kronen des Waldes erhoben. Die Vogelstimmen unterbrachen allein die Stille des friedevollen Meeres, nur hart am Ufer hörte ich kleine Wellen anschlagen. Der Blick verlor sich in der schweigenden, strahlenden Ferne. Ich erhob mich und betrat den Wald, der unmittelbar an die Düne sich lehnt. Ein leiser Morgenwind bewegte die Wipfel, die Stimme des Kuckucks, die über die Lichtung drang, erinnerte mich daran, daß es Frühling sei. In grüngoldenem Schimmer glänzte das junge Laub der Birken im Scheine des hellen, sonnigen Tages.

Ich dachte an meinen jungen Gefährten. Wie schön das evangelische Morgenlied unseres Paul Gerhardt im Munde eines russischen Soldaten geklungen hatte! — — —

IX.

Es war im Februar. Wieder weilte ich in dieser Gegend, dieses Mal nur am anderen Ende der Meeresbucht. Ich war, infolge von Überarbeitung an Schlaflosigkeit leidend, auf ländliche Ruhe angewiesen und hatte die geräuschvolle Stadt verlassen, Meine Mutter begleitete mich und sorgte in ihrer aufopfernden Weise für meine angegriffene Gesundheit. Hier in der Stille der Natur, im Anblick des Meeres, das auch in dieser Jahreszeit seine Reize nicht verloren hatte, unter körperlicher Arbeit im Freien kehrte langsam und allmählich der Schlaf wieder, der auch durch Gemütsbewegung mannigfacher Art, welche die letzten Jahre gebracht, geschwunden war. Wer da weiß, in welcher Art schon damals infolge der sinnlosen Vergewaltigung von oben her die Verhältnisse in den baltischen Provinzen sich zu gestalten begannen, der wird auch den letzten Grund dieser Schlaflosigkeit verstehen können. Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die ein loyales und für die Autorität von Gottes

Gnaden empfindliches Gewissen tief erregen können. Dann ist es öfters um den Schlaf, dieses „Labsal der Natur", auf lange Zeit geschehen. Auch mir waren diese schmerzlichen Glaubensprüfungen nicht erspart geblieben. Die Jugend ist wehrlos. Die „pädagogischen" Verbrechen, die an ihr begangen werden, sind die schändlichsten. Es gibt auch Sünden gegen das 4. Gebot, welche von den gottgeordneten Autoritäten begangen werden. Diese wird Gott selbst strafen, dessen Mühlen langsam aber sicher mahlen. Gewöhnlich denkt man aber nur an die Sünden gegen die Autoritäten, wenn man in den sittlichen Pflichtenkreis tritt, welchen dieses wichtige Gebot umfaßt. Es wird nicht leicht zu entscheiden sein, welche Versündigungen schwerer wiegen. Das Wort Christi vom „Mühlstein um den Hals" und dem „Meer, wo es am tiefsten ist" für die Verbrechen, die an den „Kleinen" begangen werden, es ist in diesem Zusammenhang vernichtend in seiner ewig giltigen Wahrheit.

Um die Abendzeit, wenn das Tagewerk getan war, und die Seele sich nach Berührung mit Menschen sehnte — denn die Natur allein befriedigt auf die Dauer das Herz des Menschen nicht vollkommen, sie weckt im Gegenteil das Bedürfnis nach anderen Herzen — nahm ich die alten Wanderungen am Meere auf, und wieder gab es Begegnungen interessanter Art, wenngleich mir in dieser noch wenig bekannten Gegend auch meist neue Gesichter entgegentraten. Die russische Volksseele ist immer dieselbe schlichte, vertrauensvolle, die sich der liebevoll anklopfenden Hand nicht zu verschließen pflegt. Ein Tag wurde zu einer weiteren Wanderung ausersehen. Das Ziel war jenes Strandwächterhaus in B., das ich noch nicht kannte. Ich hatte mich mit einigen Butterbröten, Früchten und einem Fläschchen Wein versorgt, so war man für den größten Teil des Tages mit Nahrung bedacht und konnte ungehindert in die Ferne schweifen.

Auch um diese Jahreszeit ist das Meer von großer Schönheit. Trotz Schnee und Eis lassen sich seine Wogen nicht bändigen. Der Wald, der hier in nächster Nähe des Strandes meist aus Kiefern besteht, hat sein grünes Sommerkleid nicht abgelegt. So hat sich denn das alte Bild aus wärmeren Tagen wenig ver-

ändert. Nur die geschlossenen Fensterläden und Türen der Villen geben den Ansiedlungen hinter den Dünen und damit auch der ganzen Natur ein öderes, stilleres Gepräge. Die Februarsonne wärmt bereits beträchtlich. Unter ihrem Einflusse schwindet hier und dort an geschützten Stellen die Schneedecke. Es tropft von den Dächern, und die langen Eiszapfen an den Dachrinnen triefen. Im Walde hört man nur das geschäftige Pochen der Spechte und das feine Pfeifen der Meisen, die bereits dem nahenden Frühling ihr erwartungsvolles Liedchen entgegenrufen. Auf den im Tauwasser blinkenden Straßen wimmelt es von Goldammern; hin und wieder bemerke ich einen Zaunkönig im dürren, trockenen Reisig geschäftig und munter sein Wesen treiben. Ein Rotkehlchen springt anmutig von Ast zu Ast, und als ich ihm behutsam beobachtend folge, bleibt es vertraulich in einem Strauche sitzen, läßt mich nahe herankommen und sieht mich mit seinen großen, schönen Augen so klug an. Dieser „Doktor der Theologie", wie Luther einst bei seinem Spaziergange durch den Garten in Wittenberg ein Vöglein nennt, lehrte ihn auch an seinem Teil die gütige, für alles sorgende Regierungsweisheit Gottes in der Natur preisen. Dieses Tierlein, stets munter und zufrieden, mahnt uns zum Gottvertrauen und zur Genügsamkeit. Ich wandere weiter durch den stillen Wald. Über mir in den Nadelkronen der Tannen und Kiefern, welch' ein geheimnisvolles Sausen und Kochen. Man hört dieses eigenartige Geräusch, welches der Wind hervorbringt, nur im Nadelholz. Der Laubwald ist lebhafter und energischer in seinen Akzenten. Da — welch ein liebenswürdiges Bild! Zwei Eichkätzchen, im lebhaften Spiel begriffen, haben mein Näherkommen nicht bemerkt. Ihr Tummelplatz ist eine Dachrinne, die sich an eine stämmige Kiefer lehnt. Wie der Blitz huschen die zierlichen Tierlein vom Baum aufs Dach und von diesem wieder in den höchsten Wipfel des Baumes. Sie geraten ganz außer sich vor Vergnügen und schlagen die drolligsten Purzelbäume. Ich werde, obgleich ich mich immer mehr nähere, in der Hitze des Gefechtes völlig übersehen. Um so lieber ist mir das Zuschauen. Es gibt kaum ein lohnenderes Schauspiel, als die Natur in ihren zwanglosen und

gemütvollen Lebenserscheinungen. Die Kultur ist oft ganz von Lüge durchzogen und widert das auf den Grund blickende Auge bald an durch ihre Unnatur. Hier ist noch Unschuld und die entzückendste Natürlichkeit!

Ich verlasse den Wald. Vor mir dehnt sich der gefrorene Eisspiegel der Aa aus, an deren Ufern zwischen wehenden, gelben Schilfbüscheln einige einsame Fischerboote liegen. Bald habe ich mich zum Quartier der Strandsoldaten hindurchgefragt, — es liegt zwischen Meer und Fluß auf einer kleinen sandigen Anhöhe, überall vom Walde umgeben. Ich lasse mich auf der sauberen Veranda nieder. Bald öffnet sich drinnen eine Tür. Ein schmucker Soldat im schafwollenen Leibpelzchen — es ist bei diesen Leuten das beliebte, gewöhnliche Winterzivilkostüm — tritt mir entgegen. Es ist ein unbekanntes Gesicht. Ich bitte ihn um ein Glas Wasser. Er eilt dienstfertig in das Haus zurück und erscheint mit einem Glase auf einem Unterteller, mit dem er an mir vorüber zum Brunnen eilt.

„Mach doch keine Umstände. Ich trinke auch aus dem Eimer. Es ist viel bequemer so, und es bedarf da nicht so großer Vorbereitungen."

„Ich tue es gern, mein Herr. Es ist nicht der Rede wert. Wir haben viel Zeit."

„Sage, wohnt hier der Unteroffizier Jeffremoff?"

„Ja, er ist gerade drinnen. Ach, Sie sind wohl der Herr der hier im vorigen Sommer am Strande Bücher verteilt hat?"

„Ja, der bin ich. Wie kommt's, daß wir uns nie begegnet sind?"

„Mein Dienst führte mich nicht in jene Gegend. Sie liegt gerade auf der entgegengesetzten Seite der Bucht. Es ist dies ein anderer Distrikt. — Aber bitte, treten Sie doch ein zu uns, mein Herr. Sie müssen sich doch ein wenig erwärmen. Es ist heute etwas kalt."

Ich trete in die gefüllte Wachtstube, wo es eben laut hergeht. Ich scheine eine Disputation unterbrochen zu haben.

Alles hat sich um einen jüdisch aussehenden Mann gesammelt, der in der Mitte des Zimmers steht und gerade sehr eifrig spricht.

Es ist ein Schuhmacher und hat Jeffremoff eben ein Paar riesiger Wasserstiefel geliefert.

Nachdem ich mich mit den Leuten begrüßt und mit einigen von meinen alten Bekannten, die sich jetzt hier befinden, Worte gewechselt, setze ich mich in die Nähe eines Fensters und öffne dasselbe, da der starke Rauchgeruch, der in der Stube herrscht, mir auf die Brust fällt.

„Wißt Ihr, Landsleute, Ihr raucht einen schmählichen Tabak! Kann ich euch nicht einige von meinen Zigaretten anbieten? Sie werden Euch besser schmecken."

„Wir danken gehorsamst. Sie sind sehr freundlich." Ich reiche einem jeden mein Etui.

„Sagt, wer ist dieser Jude?" — Wie kommt der hierher?"

Jeffremoff wendet sich zu mir. „Dieser Hebräer ist ein verdammter Betrüger, bei Gott, er zieht mir das Geld geradezu aus der Tasche. Es ist eine Schande, wieviel er mir für diese Stiefel abzunehmen gedenkt."

„Mein Gott, Sie sind ein gerechter Herr, Sie werden einsehen, ich kann doch nicht zu meinem Schaden verkaufen so gute Ware? Ich möchte doch sehen, wer so gute Stiefel machen kann billiger?!" —

Ich wende mich zu Jeffremoff. „Sage doch, Michail Wassiljitsch, wie teuer sind denn diese Stiefel? — Hast du sie schon bezahlt?"

„Elf Rubel will mir dieser Landstreicher abnehmen! Es ist ein Heidengeld, bei Gott, er betrügt mich!"

Der Jude kommt auf mich zu. „Bei Gott, mein Herr, es ist nicht so! Ich versichere Sie, ich habe noch Schaden, wenn ich abgebe so billig diese Stiefel. Sehen sie dieses Leder — und doppelte Sohlen — bei Gott, es ist mir schlechterdings unmöglich, etwas abzulassen!"

„Wieviel willst du ihm denn nur geben, Michail Wassiljitsch?"

Ein Soldat nimmt mich beiseite. „Es lohnt nicht, Karl Konstantinowitsch. Jeffremoff liebt nur so zu zanken. Die Stiefel sind gut. Man hat sie hier nicht billiger. Ich selbst habe neulich —"

Jeffremoff unterbricht uns. „Der Kerl muß sie mir billiger lassen! Ist das auch eine Art, hier mit Soldaten zu handeln. Wir lassen bei ihm arbeiten, und er betrügt uns, wo er nur kann. Nun, Hebräer, nenne den genauesten Preis?"

Der Jude sieht mich beschwörend an. „Bei Gott, ich kann keinen Kopeken ablassen — bedenken Sie, dieses Leder, sie sind —"

„Schweig still, du Hallunke, ich kenne euch alle, ihr Juden. Ihr habt euer Schäfchen im Trockenen, und dann plagt ihr uns mit euren Preisen!" schreit Jeffremoff.

Der Jude ruft mir mit lächelndem, vertrauensvollem Gesichtsausdruck zu: „Glauben Sie mir, mein Herr, es ist nicht so, ich muß doch auch etwas verdienen."

Jeffremoff redet sich mittlerweile in immer größeren Zorn hinein. Man sieht, er ist ein Freund von vielen Worten. Übrigens ist dieser ganze Auftritt mehr zum Schein. An einen wirklichen Zorn und an einen wirklichen Betrug glaubt gewiß keiner. Alle kennen den Preis von großen Wasserstiefeln. Es gehört vielmehr dieses ganze wortreiche Zwiegespräch zum Handel. Jeffremoffs Poltertone merkt man es an, daß sein Grimm nicht tief sitzt. Gewöhnlich enden diese Handelszeremonien mit einem gemeinsamen Trunk der Parteien.

Ich mache mittlerweile einen Versuch, die endliche Lösung des gordischen Knotens anzubahnen. „Michail Wassiljitsch, eigentlich hat der Jude gar nicht so unrecht? Ich finde die Stiefel nicht übel! Sie werden sich tragen lassen — sie sehen recht nobel aus! Wann wirst du sie zum erstenmal anziehen?"

Jeffremoff wird immer milder. Er brummt nur noch etwas durch die Zähne. „Weißt du, Hebräer, fünfzig Kopeken mußt du mir noch ablassen! Das ist so Brauch unter uns — wir trinken eins dafür! Das ist immer so gewesen. Also gib nach, du Galgenstrick — hei, Gawrila, bringe uns Bier und Schnaps für fünfzig Kopeken. Karl Konstantinowitsch, Sie trinken doch mit uns?"

„Nein, Schnaps trinke ich nicht. Bier würde ich wohl ein Gläschen mittrinken — so zur Gesellschaft!"

Auch der Jude scheint ganz befriedigt zu sein, daß die Sache eine so friedliche Wendung genommen hat, obgleich er mir und der Gesellschaft zu beteuern fortfährt, daß dieser Kauf ihn ruiniere.

Gawrila erscheint im Schafspelze mit einem Bündel Flaschen unter dem Arm.

„Setzen Sie sich, Karl Konstantinowitsch", nötigt Jeffremoff. „Es ist ganz gutes Bier."

„Es will mir nicht gefallen, daß der Krug so nahe bei eurer Wohnung liegt. Das ist gewiß eine große Versuchung für euch, über den Durst zu trinken!" bemerkte ich.

„Ach", ruft Gawrila treuherzig, „wir haben auch nicht immer das Geld, um Getränke zu kaufen. Wir trinken doch nur ausnahmsweise."

„Bei festlichen und sonstigen Gelegenheiten — es ist nicht so gefährlich", bemerkt ein anderer.

„Aber wenigstens Schnaps sollt ihr nicht trinken! Ich habe einmal zwei Abbildungen gesehen, wo der Magen des Branntweintrinkers und des Nüchternen abgebildet war. Der Magen des Säufers war ziegelrot. Ein greulicher Anblick!"

„Ach, wir kennen dieses Bild, ja, wir haben es auch einmal abgebildet gesehen!" rufen einige.

„Habt ihr auch davon gelesen, was man einmal in der Lunge eines starken Zigarettenrauchers entdeckte, als man ihn nach seinem Tode aufschnitt?"

„Nein, wir wissen es nicht, wir haben es nicht gehört."

„Nun — die ganze Lunge war geräuchert wie ein Schinken und steckte voller Watte."

„Ist das möglich?! Das ist ja geradezu schrecklich! Es soll allerdings gefährlich sein, den Zigarettenrauch hinunterzuziehen."

„Das ist ein Märchen", ruft der Jude dazwischen. „Es ist nicht möglich!"

„Ach, du Weisheitspinsel, willst du hier auch deine Ansicht äußern? Der Herr weiß es besser, du Taugenichts! Das ist auch so eine Art, hier mitzusprechen, wenn kluge Leute ein Wort verlieren. Halt deinen Mund, Hebräer — oder ich will dich —"

„Laß ihn doch mitsprechen, Michail Wassiljitsch, ein jeder hat doch das Recht, seine Meinung zu sagen", werfe ich ein. „Ich will euch noch eine andere Geschichte erzählen, die verbürgter ist als jene Zigarettengeschichte, an die auch ich nicht recht glauben möchte. Es klingt fast wie ein Scherz! Aber die folgende Erzählung ist wirklich wahr. Ich habe sie einmal in einem erbaulichen Buche gelesen!"

„Erzählen Sie, Karl Konstantinowitsch. Wir hören."

„Ein Mann stellte folgenden Versuch an. Er setzte in vier Töpfe mit Erde zu gleicher Zeit Weinbeersamen. Er begoß sie alle in gleichen Zeiträumen, den ersten mit Wasser, den zweiten mit Bier, den dritten mit Wein, den vierten mit Schnaps. Was war die Folge? Als aus dem ersten Töpflein ein grüner Sproß hervorkeimte, grub er bei den andern nach. Die Keime des zweiten Topfes steckten noch tief in der Erde, während die des dritten noch nicht einmal aus dem Samen hervorgetreten waren. Dieser selbst aber war wenigstens noch keimkräftig, während die Weinkerne im vierten Topf absolut tot waren."

„Was Sie sagen!" bemerkte Jeffremoff, auf den die Geschichte Eindruck machte.

„Der Branntwein hat die Keimlein getötet", erklärte ein junger Bursche, der sich zu seinem Nachbar wandte. „Ja, es scheint doch besser zu sein, nicht zu trinken", wagte ein anderer etwas schüchtern einzuwenden. „Ich fürchte, der Gawrila Iwanitsch wird noch einmal als Säufer enden. Bei Gott, er fällt noch eines Tages hin und gibt den Geist auf!"

„Dummheiten!" rief Jeffremoff, „verstehst du denn nicht, Petruscha, daß das etwas ganz anderes ist mit einem Menschen. Ein Mensch ist doch keine Pflanze, nicht wahr, Karl Konstantinowitsch; es kommt eben darauf an — also — daß man es richtig auffaßt, das Ding beim richtigen Ende ergreift, man muß die Geschichte verstehen!"

„Nun, was ist da viel zu verstehen? Der Branntwein ist vom Teufel. Wer nur etwas nachdenkt, wenn er einen Betrunkenen ansieht, der wird zugeben, daß er vom Teufel besessen ist, der Unreine hat ihn völlig in seiner Gewalt!" bemerkte mein

Wasserschöpfer vom Brunnen. Jeffremoff schien das Gespräch ungemütlich zu werden. Er suchte ihm eine andere Wendung zu geben.

„He, unser Jude da trinkt wohl nichts? Das hat Moses verboten, nicht wahr?"

Ein anderer fiel ihm korrigierend in die Rede: „Nur Schweinefleisch dürfen die Juden nicht essen."

„Sage, ißt du Schweinefleisch?" — Alle lachen. Der Jude verteidigt sich mit großer Gewandtheit, sobald das religiöse Gebiet gestreift wird. Er steht Jeffremoff seinen Mann.

„Was weißt du von Moses, bester Soldat, davon weißt du ja blitzwenig?"

Jeffremoff regt sich auf. „Das fehlte noch, daß dieser Jude frech wird! Ich weiß sehr gut, daß Moses vierzig Tage und Nächte auf dem Berge war — Sinai hieß der Berg — siehst du, ich weiß das ebensogut wie du, Hebräer — und er stieg vom Berge herab und zerschlug die steinernen Tafeln und war zornig über die Kinder Israel, und er ging wieder auf den Berg, und Gott gab ihm andere Tafeln und schrieb ihm andere Worte nieder. Die zehn Gebote, mit seinem Finger schrieb er sie ihm auf — also — und Moses — — hatte einen Bruder, und der hieß Aaron, — also — und dieser Aaron — war ein Hoherpriester — also — ja, ein Hoherpriester, das war er —"

Er teilte das der Gesellschaft, sich zum Juden wendend, in einer so glänzenden Geläufigkeit mit, daß mir der Kopf brummte. Dabei hatte er sich dem Juden mit jedem Satze genähert und sah ihn triumphierend an.

Auf diesen machte diese inhaltreiche Rede aber keineswegs den von Jeffremoff beabsichtigten Eindruck.

„Ach, Ihr habt mir auch eine schöne Religion — Ihr? —"

„Was sagt dieser hebräische Esel? Wir haben ganz dieselbe Bibel wie er. Wo habe ich das alles her, sage mir, aus derselben Bibel wie du. Ich habe auch eine Bibel, Karl Konstantinowitsch. Für schweres Geld habe ich sie von einem herumreisenden Kolporteur gekauft. Ich will sie Ihnen zeigen." Er eilt zu seinem Bette und zieht unter diesem seinen Kasten

hervor. Während er in seinen innersten Tiefen sucht und wühlt, setzen die anderen das Gespräch mit dem Juden fort.

„Die Juden haben also ganz dieselbe heilige Schrift wie wir?" bemerkt jemand.

„Das heißt, sie haben doch nicht alles, diese Hallunken, diese Christusleugner und Marodeure. Sie nehmen das Neue Testament nicht an. Wir haben die ganze Bibel. Ihr habt nur die halbe."

Jeffremoff, der mit diesen Worten wieder auf dem Kampfplatze erscheint, hat mittlerweile seine Bibel herausgeholt, in der anderen Hand hält er eine große Papierrolle.

Der Jude fühlt sich offenbar durch die letzte Bemerkung in seiner Ehre gekränkt. „Was habt denn Ihr? Das möchte ich doch auch wissen. Drei Götter habt Ihr und wir haben nur einen Gott. Zu drei Göttern betet Ihr, das ist einmal eine schöne Religion. Das muß ich sagen!"

Nun wird Jeffremoff erst fuchswild. Auf einen solchen Einwand war er vielleicht nicht recht vorbereitet.

„Was sagst du da, du Nichtchrist? Und was betet Ihr an? Ich will es Euch sagen: wißt Ihr auch, daß die Juden einen Bock anbeten?!" Allgemeines Gelächter.

„Es ist nicht wahr", verteidigt sich der Jude. „Was sagst du da, das ist einfach eine Lüge!" —

Jeffremoff läßt sich nicht irre machen. „Einen Stier beten sie an. Glauben Sie es, mein Herr? Bei Gott, ich sage es Ihnen, es ist das reine Kalb." Und er fährt mit fabelhafter Geschwindigkeit in obigem Tone psalmodierender Rezitation fort: „Als Moses vom Berge hernieder kam, da machte er ihnen einen Gott. Und als er eine Form goß, da sprang zuerst ein Kreuz heraus — dann also —"

„Was sagst du da?" bemerke ich.

„Gewiß mein Herr, es ist so, also, als er — nämlich Moses — das Kalb gießen wollte — zuerst nämlich — sprang ein Kreuzlein heraus, darauf kam ein Kalb, nämlich —"

„Weißt du, lieber Jeffremoff, das ist falsch, wo hast du das gelesen?" —

„Hier in der Bibel — da steht's in den Büchern Moses!"

Der Jude, offenbar sehr erfreut, in mir einen Bundesgenossen gefunden zu haben, opponiert aufs energischste. „Nein", bemerke ich wieder, „du mußt dich irren. Erstens hat Aaron dieses Kalb aufgerichtet, und dann wird nirgends geschrieben, daß „zuerst ein Kreuzlein herausprang." —

„Ja, aber das weiß ich, daß die Juden dieses Kalb anbeten und eine Schlange, diese Landstreicher! Ein dummes Kalb beten sie an, ist es nicht so?" —

Die Debatte nimmt immer größere Dimensionen an. Der Jude will diese Behauptungen nicht unbeantwortet auf sich sitzen lassen. Er findet keine, in seinen Augen ausschlaggebendere Gegendemonstration, als daß er den Christen immer wieder von neuem „Dreigötterei" vorwirft und etwas unliebsame Seitenhiebe dem „Götzendienst der Heiligen" und der „Bretteranbeterei" der Rechtgläubigkeit austeilt. Im Grunde zieht Herr Jeffremoff trotz aller Suade sachlich hier doch den Kürzeren. Freilich bedarf es da eines etwas objektiveren Standpunktes, um das beurteilen zu können. In den Augen seiner Landsleute ist er jedenfalls der Sieger. Endlich, als der hartnäckige Jude sich der rechtgläubigen Logik des tapferen miles Christi immer verstockter und unzugänglicher erweist, greift Michail Wassiljitsch zu seinem letzten Trumpf. Er entrollt mit ostentativer Gebärde die Papierrolle. „Sehen Sie, Karl Konstantinowitsch — hier kann man die Götter der Juden sehen; sehen Sie, hier ist der Stier und dort die Schlange; da, Hebräer, da kannst du nun sehen, was dein Gott ist; hier ist das höllische Feuer, wo die Teufel einen Ungläubigen mit heißen Feuerzangen zu Tode kneipen, da kommst du auch einmal hin, du Satansknecht — also, verstehst du — das heißt — der Teufel hol dich, du mußt dich taufen lassen, sonst gehst du zugrunde — bei Gott — du kommst noch einmal hier in den höllischen Rachen!" —

„Hör', Michail Wassiljitsch, so solltest du doch nicht sprechen! Laß den Juden doch in Frieden; ein jeder muß seiner Religion so treu dienen, wie er es vermag. Auf diese Art, die du hier brauchst, wirst du den Juden nicht zum Christen machen."

Alle besehen das Bild, das in sehr drastischem Ölfarbendruck die Qualen der Verdammnis und die Wonnen der Seligkeit schildert. Durch das ganze Bild zieht sich ein riesiger Schlangenleib, der in einen feuerspeienden Rachen ausläuft. Auch ein gewaltiger Büffelkopf spielt in dem Gemälde irgend eine Rolle, auf die ich mich eben nicht mehr zu besinnen vermag. Unten sieht man kleine kabinettartige Abteilungen, wo Separatquälereien abgebildet sind, welche kleine, sehr abgefeimte Teufelchen, mit blutroten Zungen und feurigen Nägeln und Rachen, an einigen unseligen, armen Seelen vollführen.

Das Bild dieser drastischen Eschatologie wirkt augenscheinlich auf alle Zuhörer faszinierend, mit Ausnahme gerade dessen, auf den es mit dieser Vorführung besonders abgesehen war. Der Jude nur lächelt skeptisch, als er sich über diese divina commedia beugt, und trotz der drastischen Ausmalung der Qualen von seiten Jeffremoffs will das fatale Lächeln nicht aus seinem Gesichte weichen. Das bringt Michail Wassiljitsch erst recht auf. „Was das für eine Art ist, dieser Jude ist ein ganz verstockter Mensch. Ja, es hilft dir nichts, du Stieranbeter, du kommst einst zu deinem Gott. Siehst du hier diesen Ochsenkopf, den betet Ihr an!“

„Es ist nicht so, wie du sagst, wir beten nicht zu einem Kalbe!“

Ich steige endlich auf eine Bank, um dieses Religionsgespräch zu beenden. Nachdem ich eine möglichst kurze Darlegung des Mißverständnisses von seiten Jeffremoffs gegeben und die Geschichte von Aarons „goldenem Kalbe“ mitgeteilt, sage ich: „Übrigens hat Jeffremoff insofern nicht so ganz unrecht. Die Juden beten auch heute noch eine Art von goldenem Kalbe an — es ist das Geld. Das ist für viele leider ihr einziger Gott.“

Alle lachen. Der Jude schweigt. „Siehst du, Hebräer. Ich hatte also doch ganz recht. Ihr betet zu einem Stiere.“ —

„Schweig still!“ — Einige andere legen sich ins Mittel. „Die Sache ist erledigt. Laßt das Disputieren, Jeffremoff, es nützt nichts! Du siehst, ein Jude ist schwer zu bekehren.“

„In der Tat, ich sehe nicht ein, was ich bei eurer Religion etwa besseres eintausche. Für einen Gott bekomme ich da drei Götter!“

„Schweige, du Nichtchrist und Ungetaufter — halts Maul, sage ich dir! Du —"

Die Tür öffnet sich. Ein Kurier aus D. überbringt Dienstpapiere. Jeffremoff tritt aus der Arena. Ich bemerke dem Juden noch einiges auf seinen Einwand der Dreigötterei. „Sage mir doch — eigentlich habt Ihr bei dieser Auffassung auch drei Götter im Alten Testament. Überall, wo von dem Messias die Rede ist und dem Geiste Gottes, werden ihnen göttliche Eigenschaften beigelegt. Sie werden deutlich von Jehova unterschieden. Denke z. B. an die Psalmen und den Jesaja! — Dem Messias werden Namen beigelegt, wie „Ewigvater", „Immanuel", die nur Gott zukommen, also habt Ihr genau genommen dann auch drei Götter."

„Ja, du siehst, Jude, du kommst gegen den Herrn nicht auf. Gib dich besiegt! Mach weiter keine Umstände mit deiner Religion und laß dich taufen", wird ihm von allen Seiten zugerufen.

„Doch nun laßt mich etwas frühstücken", mit diesen Worten öffne ich meine Reisetasche. „Erlaubt mir, mich hier in die Nähe des Fensters zu setzen."

„Bitte, hierher, wenn's gefällig ist. Iwan Sasonitsch, mach uns Tee — rasch, damit der Herr auch etwas Warmes zu sich nehmen kann."

„Bemüht Euch nicht, ich habe alles bei mir. Es ist nur, weil ich zuletzt am Morgen früh Kaffee getrunken habe. Wer ist der neue Ankömmling, ich kenne ihn noch nicht."

„Es ist nur ein Depeschenträger aus D. jenseits des Flusses."

„Sind in D. auch die Büchlein, die Ihr von mir habt?" — „Ja!"

Während ich einige Feigen zu meinem Brote esse, erkundige ich mich bei meinen Gefährten, ob sie diese Frucht kennen. Einige wissen es nicht recht. Es wird hin- und hergeraten.

„Nun, es sind Feigen, ein sehr gesundes und wohlschmeckendes Essen", bemerke ich. „Ich vermute, daß es eine Lieblingsspeise Christi gewesen sein wird. Sie wachsen im heiligen Lande wie Unkraut an den Wegen und Zäunen, wie hierzulande die Brombeeren."

Mittlerweile wird Tee gebracht. „Legt den Schnaps fort, Landsleute. Das taugt nichts. Ich begreife wirklich nicht, wie Ihr dieses widrige Zeug hinunter schlucken könnt!“

So plaudern wir noch beim Tee eine geraume Stunde weiter. Es dunkelt bereits.

„Ich muß aufbrechen. Meine Mutter erwartet mich mit der Mahlzeit.“ Der Jude bietet mir seinen Schlitten zum Nachhausefahren an. Er müsse gerade auch in meine Gegend und nehme mich gern mit. „Nun, wenn dein Pferd uns beide wegzuziehen vermag!“ bemerke ich.

„Bei Gott, Karl Konstantinowitsch, es hält Sie beide nicht aus. Es ist eine jammervolle Mähre!“ ruft ein Soldat.

„Was weißt du da viel Kluges — schweige still und beunruhige den Herrn nicht mit deinen Torheiten. Kommen Sie nur mit, ich bringe Sie sicher nach Hause!“

Wir begeben uns auf die Veranda. Der Jude verschwindet, um sein Pferd zu holen. Endlich erscheint er mit demselben. Ein struppiger Hund begleitet das nicht gerade sehr verlockende Gefährt. Es ist ein ganz leichter, sehr primitiv konstruierter, gerüstartiger Schlitten, auf dem eine Pferdedecke auf einem Säcklein Heu liegt.

„Es ist geradezu ein Skandal, einen solchen Schlitten dem Herrn anzubieten! Ihr kommt mit diesem Gefährt nicht hundert Schritte weit, bei Gott, — ich sage es — nämlich er wirft Sie um, Karl Konstantinowitsch. Dieser Hallunke — also, was wollte ich sagen — das Pferd ist nämlich blind!“ ruft Jeffremoff.

„Ach, laß nur deine Späße, ich werde ganz gut fahren. Auf diese Art komme ich immer rascher nach Hause als zu Fuß.“

„Hallo!“ Der Jude erhebt eine Art Peitsche, der Hund sträubt seine Haare und stimmt ein drohendes, heiseres Murren an, das für Gebell genommen sein will. Nach einigem Reißen und Zerren an den gleichfalls sehr primitiven Fahrleinen setzt sich das Pferd in Bewegung.

„Nun, Gott behüte Sie, Karl Konstantinowitsch. Auf Wiedersehen. Grüßen Sie das Mütterlein Jewjenie Karlowna. Leben Sie wohl und vergessen Sie uns nicht.“ So schallt es uns

nach. Als wir um die nächste Waldecke biegen, macht der Schlitten eine sehr bedenkliche Wendung, so daß wir energisch Balance halten müssen. Doch wir kommen, wenn auch langsam, trotz fanatischen Peitschenknallens, endlich zu Hause an. Der Jude ist unterwegs sehr gesprächig.

„Kennen Sie den Mann, der im vorigen Sommer hier Bibeln verteilt hat?"

„Dem Namen nach wohl. Es ist wohl Dr. A. aus Petersburg. Er war früher auch Jude. Hast du etwas bekommen?" — „Nein!" — „Verstehst du Hebräisch zu lesen." — „Ja!"

„Nun, wenn wir zu Hause angefahren sind, mußt du etwas auf der Straße warten, bis ich hineingehe. Ich kann dir ein solches hebräisches Neues Testament schenken, d. h. natürlich, wenn du es haben willst." Es war die vortreffliche Übersetzung von Franz Delitzsch, die ich gerade zum Verteilen vor einigen Tagen erhalten hatte. Ich kam auf meinen weiten Spaziergängen auch dazwischen mit Juden zusammen, die hier auch den Winter über an den R.schen Strandörtern meist als kleine Handwerker leben. — Der Schlitten hält vor einem Gartenzaun. „Hier wohne ich. Halte etwas, bis ich wiederkomme."

Als ich nach einiger Zeit hinaustrete, ist der Schlitten noch da. Das hatte ich fast nicht erwartet.

„Hier hast du das Buch. Aber wirst du auch darin lesen?"

„Ja, ich möchte wohl!"

„Nun muß ich dir aber doch noch ein Trinkgeld geben, du hast mich so lange auf deinem Schlitten mitfahren lassen. Warte noch einen Moment!"

„Nein, das ist nicht nötig. Sie sind mir weiter nichts schuldig. Adieu, lieber Herr!" — Das Pferd setzt sich wieder langsam in trottende Bewegung. Der Hund läßt seine heisere Stimme vernehmen. Ich höre bald nur noch den Schlitten über die gefrorene, schneearme Straße schlürfen, und die losen Eisenteile am sich entfernenden Gefährte klirren und klappern.

„Das war ein anständiger Jude!" dachte ich bei mir. Immerhin vielleicht eine Seltenheit heutzutage! — — — — —

X.

Tiefer Schnee war über Nacht gefallen. Der Wald bog sich unter der blendenden Last, die in seinen Zweigen hing. Im Schein der Märzsonne, die bereits unter den Schneemassen ihre Arbeit begonnen, konnte jedoch der immer wieder sich hineindrängende Winter auf die Dauer nicht den Sieg behalten. In der Luft spürte ich bereits jenen geheimnisvollen, eigentümlichen Taugeruch, der das Nahen des Frühlings verkündet. Auch die kleinen Meisen, die lustig an den Stämmen der Waldbäume hinaufliefen, stießen schon ihren leisen, triumphierenden Frühlingsruf hervor. Das Meer wogte bereits beruhigter nach dem in der Nacht herrschenden Sturme, es lag dunkel und blau wie ein Stahlpanzer da, um den die königliche Decke des schneeigen Hermelins sich schlingt. Der Morgen war voller Stille und Frieden. Der Himmel, von eigentümlich klarer Bläue, schimmerte so glückverheißend.

Als ich hinaustrete, um den frischen Duft des Märzmorgens mit tiefen Atemzügen zu begrüßen, erblicke ich zwei graue Gestalten auf mich zukommen. „Brokaroff! Wie kommst du hierher? Das ist doch hübsch, daß du dich bis hierher verirrt hast. Du wohnst ja jetzt deine zwei Meilen entfernt von meinem Wohnorte."

„Ich mußte Sie doch wieder einmal besuchen, Karl Konstantinowitsch, es ließ mir keine Ruhe. Nikolai Adamitsch und ich, wir haben uns bis zu Ihnen durchgefragt — und nun sind wir richtig bis zu Ihrer Tür gekommen."

„Woher wußtet ihr denn aber, daß ich jetzt hier wohne?"

„Sie haben mir zuletzt geschrieben, daß Sie vielleicht einen Teil des Winters und Frühlings hier in Bilderlingshof verbringen würden. Da machten wir uns heute morgen in aller Frühe auf den Weg, um Sie zu begrüßen."

„Ach ja — nun erinnere ich mich — du hast also richtig meinen letzten Brief erhalten; da du mir nicht wieder antwortetest, vermutete ich bereits, daß der Brief dich nicht erreicht habe."

„Ich habe Ihren Brief richtig erhalten, wenngleich sehr spät. Da wir jetzt in L. stationiert sind, und die Postverbindung eine

sehr unregelmäßige ist, so erhalten wir die Briefe nur durch eine Gelegenheit oft Monate später."

„Nun kommt herein — erquickt euch an Kaffee und Weißbrot. Ihr werdet hungrig sein."

„Wir danken sehr." Sie setzen sich an den Kaffetisch, und während die beiden alten Freunde in liebenswürdiger Bescheidenheit sich wiederholt nötigen lassen, erinnere ich an die alten Zeiten, wo wir uns im Sommer öfter sahen. Die beiden haben alles in frischem Gedächtnis. Sie haben nichts vergessen. Wie wohltuend ist es, einem dankbaren Gemüte zu begegnen, dem sich alle Erinnerungen der Vergangenheit tief eingeprägt haben. Die geräuschlose, ereignisarme Zurückgezogenheit des ländlichen Stilllebens, welches diese schlichten Naturmenschen hier führen, begünstigt die edle Empfänglichkeit des Herzens für alle Erlebnisse, das noch der unbeschriebenen Tafel gleicht, die alles sorgfältig aufbewahrt und nichts vergißt.

„Aber, wie Sie abgemagert sind, Karl Konstantinowitsch, seit wir zuletzt uns sahen. Sie haben es schwer gehabt? Wie geht es mit der Gesundheit?" bemerkt Brokaroff.

„Ach, Gott weiß, man muß viel Geduld haben. Das Leben ist nicht leicht, wenn einem der Schlaf fehlt!"

„Also noch immer fehlt Ihnen der Schlaf? Das ist doch ein schweres Elend!"

„Ja, ich werde wohl nicht eher gesund werden, als bis ich eine große Reise angetreten habe. Die Ärzte wollen, daß ich einen Kuraufenthalt in Deutschland antrete. Ich muß in ganz andere Verhältnisse kommen. Davon wißt ihr übrigens wohl kaum aus eigener Erfahrung zu reden und ich kann euch diese Krankheit nicht klar machen. Wer mehr mit dem Kopfe und dem Herzen lebt und arbeitet, der kennt Leiden und Nöte, von welchen die anderen verschont bleiben. Ich wünsche euch nicht, diese Dinge kennen zu lernen,"

„Gott sei gedankt, bisher haben wir immer einen guten, gesunden Schlaf gehabt. Sobald unsereins sich hinlegt, bald sind die Gedanken fort, man schläft, ohne aufzuwachen, bis die rote Sonne wieder scheint."

Meine Gäste schieden nach einigen Stunden, sie hatten noch einen weiten Weg vor und sprachen mir zum Schluß noch ihre Freude aus über das Wiedersehen.

„Wer weiß, ob uns das Leben noch einmal wieder zusammenführt! Ich werde Ihnen ins Ausland schreiben, Karl Konstantinowitsch. Bitte, versäumen Sie nicht, mir Ihre auswärtige Adresse zuzusenden."

Ich versprach es ihm. Nach vielen Händedrücken trennten wir uns. Der Gefährte Brokaroffs, der im Vergleich zu seinem Freunde viel stummer und schweigsamer war, begleitete alle unsere Worte meist mit seinem lebhaften Mienenspiel. Oft glänzte sein Gesicht vor Freude. Ich werde diesen seelenguten, treuen Ausdruck nicht vergessen im Antlitz der beiden lieben Besucher. Es gibt ein Farbenspiel der Seele, möchte ich sagen, das dem einfachsten und schlichtesten Gesichte einen Zauber verleiht, der unvergeßlich ist. Namentlich in Augenblicken des Abschieds verrät sich das tiefe Leben des Gemüts in den Zügen des Menschen. Der „verborgene Mensch des Herzens" wird offenbar, er lebt seine eigene oft so wundersame Geschichte. Die Liebe ist der Schlüssel zu diesem Heiligtum, dessen letzten Vorhang zu lüften aber nur einer „geheiligten Hand" gegeben ist. — — —

XI.

Und noch eines Tages muß ich gedenken, wo ich zuletzt am Gestade des heimatlichen Meeres weilte und zum letzten Male mit diesen biederen und treuherzigen Söhnen des Volkes verkehrte. Ich hatte mich reisefertig gekleidet und verließ den Ort, wo ich Monate hindurch das Leben des Einsiedlers geführt, zu Fuß, um die Eisenbahnfahrt zu umgehen, welche meine Nerven noch immer zu scheuen allen Grund hatten. Das Reiseziel war Riga. Ich wählte den Weg über Bullen, um meine Freunde da noch zum letzten Male begrüßen zu können. Wie prächtig es sich am Meeresufer wandert. Die großartige Ruhe und Unveränderlichkeit dieses Naturschauspiels, die reine, herbe Luft, die hier herrscht, der Glanz des Frühlingshimmels über mir — alles vereinigt sich, um mir die letzten Eindrücke von diesem schönen Stückchen

baltischer Heimatserde unvergeßlich zu machen. Wieviel geht dem modernen Kulturmenschen verloren, der das Dampfroß benutzt und nur selten von der patriarchalischeren Fußreise unserer Vorfahren Gebrauch macht. Unserem Leben wird nicht zum mindesten mit darum soviel von seinem individuellen Charaktergepräge geraubt, weil die nivellierende und abschleifende Eile und Hetze des modernen Verkehrs die liebevollen und nachhaltigen, ich möchte sagen, die intimen Eindrücke auf unser Seelenleben unmöglich macht. Man sieht zuviel und darum so wenig. Auch hat die Welt eine ganz andere Physiognomie, wenn man sie bloß vom Eisenbahncoupé und den rauchgeschwärzten Bahnhöfen aus kennt, die in ihrer gemütlosen, geschäftsmäßigen Ungeniertheit einen auf die Dauer um alle Phantasie und fast zur Verzweiflung bringen können. Das Zeitalter des Dampfes ist der Vertiefung des inneren Menschen jedenfalls mehr hinderlich als fördernd. Der Mensch läuft Gefahr, nur Arbeitsmaschine und Lebensmarionette zu werden, und statt mit Gesichtern, hinter denen sich die Geschichte eines Herzens verbirgt, haben wir es schließlich nur mit Nummern zu tun, und Ziffern sind Einheiten ohne Geschichte. Das Herz hat kein Interesse an ihnen.

Ich betrete den Wald und finde mich bald zum einsamen Wachthaus auf der sandigen Düne hin. Als ich die Tür öffne, bietet sich mir ein schönes, freundliches Bild. Um den großen Tisch sitzen meine alten Bekannten und lesen und schreiben eifrig. Vor dem Heiligenbilde in der Ecke brennt heute ein rotes Lämpchen. Das fällt mir gleich auf. Die Diele ist frisch gescheuert und mit weißem Sande bestreut. Es muß heute ein Feiertag sein. So ist es auch.

„Wir benutzen den Marienfeiertag, wo wir freier vom Dienste sind, um unsere Büchlein herauszuholen. Heute haben wir so schöne Zeit und können nach Herzenslust lesen und schreiben."

Ich trete näher heran und bemerke, daß einer ein von mir geschenktes „Leben Jesu" in sein blaues Heft abschreibt.

„Es geschieht so zur Übung, Karl Konstantinowitsch. Was für ein schönes Buch! Ich benutze unsere Heiligentage dazu, um diese Geschichte zu lesen. Man hat für den heutigen Tag kaum ein passenderes Buch."

„Hast du auch schon im Neuen Testamente, das ich hier neulich verteilte, gelesen? Da habt ihr das Leben des Erlösers noch ausführlicher. Das Büchlein enthält nur einen kurzen Auszug."

„Ich wechsele so ab. Ja, übrigens auch das Neue Testament habe ich schon ganz bis zu Ende durchgelesen, seitdem Sie es mir schenkten. Ich habe alle die Stellen, die im Auszug auf dasselbe verweisen, sorgfältig nachgeschlagen. Es macht mir diese Arbeit große Freude, und dann schreibe ich mir das Schönste hier in das Heft ab."

Ich blicke in das Heft. Große, etwas steife Buchstaben auf doppelten Linien, die mich lebhaft an die Kinderzeit erinnerten. Alles ist mit großer Sorgfalt abgeschrieben, obgleich hier und da doch auch Fehler nicht vermieden worden sind. Die Linien sind alle mit der Bleifeder gezogen und stellenweise von einer etwas unbeholfenen, aber vielleicht gerade darum rührenden Dicke und Schwerfälligkeit. Man müßte nicht Lehrer gewesen sein, um von diesem autodidaktischen Bildungsdrange nicht gefesselt zu werden. Aber ich hatte an dieser Arbeit mehr das Interesse des Psychologen und Theologen. Eine schöne Seele finden, die sich instinktiv ihrem heimatlichen Boden zuwendet und dort die einzige wahre Befriedigung sucht und findet, die uns Menschen gegeben ist, — es ist ein lohnender Fund!

Ein Soldat tritt auf mich zu. „Sie haben neulich Maxim Sergeitsch, als Sie ihm das Neue Testament schenkten, etwas hineingeschrieben. Ich bitte mir auch zur Erinnerung Ihren Namen ins Büchlein." Nun folgen diesem Bittsteller auch die andern. Ein jeder holt sein Neues Testament aus seinem Kasten hervor.

„Das trifft sich heute ganz schön, wo wir uns wohl für immer trennen."

„Was, Sie wollen uns heute verlassen?!"

„Ja, ich muß eine Reise ins Ausland antreten. Es ist das letzte Mal, daß ich euch heute besuche."

Die Feder war ausnehmend schlecht, die Tinte sehr blaß, aber es ging doch mit dem Schreiben.

„Nun, was soll ich dir einschreiben, Nikolai Antonowitsch?"

„Sie werden schon wissen, mein Herr.“ Ein schöner Jüngling steht vor mir. Wir haben uns einmal so gut im Gehen unterhalten. Er hatte ein edles, wahrheitsuchendes Herz und ein Gesicht, das mich gleich bei der ersten Begegnung so sehr angezogen hatte.

„Ich schreibe dir etwas aus meinem Lieblingsevangelium auf die erste Seite deines Buches: „Philippus findet Nathanael und spricht zu ihm: wir haben den gefunden, von welchem Moses und die Propheten geredet haben“ — es ist mein Lieblingswort aus der Bibel. Das ist das Nötigste im Menschenleben, „Ihn gefunden zu haben“, alles andre ist im Vergleich zu dieser großen Hauptsache — ein Nichts. Es verschwindet.“

„Wir danken Ihnen, Karl Konstantinowitsch. Nun haben wir eine bleibende Erinnerung an Sie!“

Wir saßen noch ein Stündchen beisammen und sprachen über einige der eingeschriebenen Worte. Wie oft fehlt einem Nathanaelherzen nur die Philippusfreundeshand, die es zu dem führt, von welchem Moses und die Propheten geredet haben. Diese Herzen waren so empfänglich, so dankbar, so aufgeschlossen für die Wahrheit — so ohne Falsch. Es war eine Freude, hier Philippusdienste erweisen zu dürfen. Es gibt Augenblicke, wo man der Gebende zu sein scheint, und doch im Grunde der Empfangende ist. Ich wenigstens habe dieses letzte Bild unseres Zusammenseins nicht aus dem Gedächtnis verloren. Es gehört zum Schatze der Erinnerungen, die einmal erlebt, nicht mehr vergessen werden können. Vielleicht gedenkt auch noch dieser oder jener Soldatenjüngling, der das kleine Büchlein in stiller Stunde öffnet, um darin zu lesen, jenes Frühlingstages, wo wir einst beisammen saßen im eifrigen Gespräche über die Nathanaelherzen, die nicht ferne vom Reiche Gottes sind.

Ich mußte aufbrechen.

„Sie werden auf Ihrem Wege über den Fluß gehen müssen, Karl Konstantinowitsch. Erlauben Sie uns, Sie über die Aa zu rudern, Sie kommen auf diesem Wege noch einmal so früh nach Riga. Wir haben ein Boot in der Nähe. Es ist eine Kleinigkeit — nur einige Schritte von hier liegt unsere Landungsstelle.“

Drei Soldaten in ihren Hauspelzchen aus Schafsfell begleiten mich in dienstfertigem Eifer. Bald sitzen wir im Boot. Kräftige Ruderschläge treiben uns über den hier recht breiten Strom. Es ist die Aa, die durch flache Sanddünen oder ebenes Wiesenland ruhig hingleitet und sich bereits ihrem Ausfluß in den Rigaschen Meerbusen nähert. Als wir auf der Mitte des Flusses sind, schweift mein Blick zur fernen Mündung, wo die weißen Schaumkämme der Meeresbrandung das Gestade der Bucht deutlich vom Horizonte abheben und die Stelle erkennen lassen, wo der Zusammenfluß stattfindet. Rechts von uns erhebt sich die Festung Dünamünde, auf deren hohen Zitadellturm die Sonnenstrahlen blitzende Reflexlichter werfen. An den grünen Wiesenrinnen weiden Rinder- und Schafherden. Stromaufwärts erblickt man die Dunstwolken aus den Schornsteinen der Fabriken in der klaren Luft schweben, welche die Nähe der großen baltischen Metropole ankündigen.

Der Strom ist überschritten — ich springe an den Strand. Einer meiner Genossen reicht mir vorsorglich die Hand. „Danke euch, liebe Soldaten — nun habt ihr noch ein gutes Stück bis nach Hause zurückzurudern!“ Wir reichen uns die Hand — schöne, kräftige und gemütvolle Händedrücke!

„Ach es ist nicht der Rede wert. — Nun, Karl Konstantinowitsch, geht's immer längs dem Flusse weiter. Sie erreichen bald jenen Wald, — Sie können den Weg nicht verfehlen. — Wir danken Ihnen noch einmal für alles Liebe, was wir durch Sie empfangen haben.“

„Auch ich werde euch nicht vergessen. Lebt wohl!“

So schieden wir. Dazwischen blickte ich zurück und sah, wie einige mir noch nachwinkten. Das Boot entschwand bald dem Auge. Noch lange sah ich die weißen Schafspelze im Sonnenschein über die blaue Wasserfläche schimmern. Das jenseitige Flußufer lag in vollem Sonnenschein, während meinem Wanderziele entgegen dunkle Regenwolken immer mehr den Himmel verdüsterten. Noch ein Blick auf das weite, dunkle Meer am Horizonte, dessen weiße Wellenkronen hie und da im Lichte aufblitzten und wieder verschwanden, — eine Wendung des Weges

entzog mir durch den Nadelwald bald den weiten Fernblick. Ich mußte stärker ausschreiten, um die Stadt noch vor einbrechender Dunkelheit zu erreichen. Auch war es gut, daß der Wechsel anderer Naturbilder, an denen ich vorüberschritt, die Erinnerung an jenen öden Strand und die Majestät seiner einsamen und erhabenen Eindrücke allmählich im Innern erlöschen ließ. Ganz vergessen kann das Herz doch nicht, wenn sich ihm das Leben schlichter und einfältiger Herzen einmal in seiner hohen Liebenswürdigkeit so schön geoffenbart hat und das Wort des großen Kirchenvaters wieder erfahren werden durfte in seiner tiefen Wahrheit: „Anima plus est ubi amat, quam ubi animat."

Auch hier ist Augustin eigentlich unübersetzbar! —



Heimat, liebe Heimat!

Ein neuer Liederstrauss
von
Maurice von Stern-Linz.

Ostern.

Helle Kätzchen an den Weiden,
Überall geschmolzner Schnee.
Jetzt ist Zeit zum Flötenschneiden
Und zum Schaukelspiel am See.
Kigole, Kigole!

Wie der Mädchen Röcke fliegen,
Wie sie kreischen, ach und weh!
Küsse kann ich billig kriegen,
Wenn ich heute schaukeln geh.
Kigole, Kigole!

Süsser Meth, sie zu betäuben
Zu der Fahrt in Himmelsnäh.
Dass die Weidenkätzchen stäuben,
Schwingt die Schaukel in die Höh!
Kigole, Kigole!

Frühlingswolken, blüh'nde Weiden,
Überall geschmolzner Schnee.
Jetzt ist Zeit zum Flötenschneiden
Und zum Schaukelspiel am See.
Kigole, Kigole!

Butterblumen.

Welch ein Schimmer winkt von ferne her,
Goldiggrün im Paradiesestau?
Butterblumen, wie ein Sonnenmeer,
Lachen auf der lieben Heimatau.

Junge Birken stehen hell belaubt,
Kaum bewegt in milder Morgenluft.
Kindernäschen, goldiggelb bestaubt,
Atmen süssen Butterblumen-Duft.

Licht zerblasen! — In dem goldnen Flor
Weisse Kugeln schimmern hier und dort.
Heb zum blauen Himmel sie empor,
Und ein Windhauch trägt den Schleier fort!

Fliege, fliege! — Schon entschwebt die Saat
Zart gefiedert in das Land hinaus.
Sehnsucht, die auf tausend Wegen naht,
Fliegt mit ihr bis an das Vaterhaus.

Der Pfingstrosenstrauch.

Heut' Nacht im Traume, da ist es geschehn:
Unsern Rosenstrauch hab ich blühen gesehn!
Pfingstrosen in Menge, so glühend, so dicht,
Und trunken von Wonne im Morgenlicht.
Und wie ich die schönste der Rosen mir brach,
Ein spitziger Dorn da mich ritzte und stach!
Ein Tropfen Blutes quoll dunkel hervor,
Und dichter nur wölbt sich der Rosenflor.
Rosen, nur Rosen, in drängender Pracht!
Von Rosen war ich rings rot überdacht.
Umrieselt von Rosen, von Rosen bedeckt,
Von Rosen umbuscht und in Rosen versteckt.
Und schneller und heisser nur rann mir mein Blut,
Und üppiger quoll auch die Rosenglut.
Mir war es, als sollt ich in Purpur vergehn —
Ihr Rosen der Heimat, wann werd ich euch sehn?

Im Birkwald.

In der Ferne Donnermurren,
Dunkeltief der Horizont.
Nah des wilden Taubers Gurren
Und der Birkwald hell besonnt.

Auch der Kuckuck will schon laden —
Horch, wie lachend hell es hallt!
Wie ein heller, goldner Faden
Spinnt sein Sang sich durch den Wald.

Kennt ihr euren Pappenheimer?
Äfft euch nur von Baum zu Baum.
Von der Birke in den Eimer
Tropft der süsse Saft im Traum.

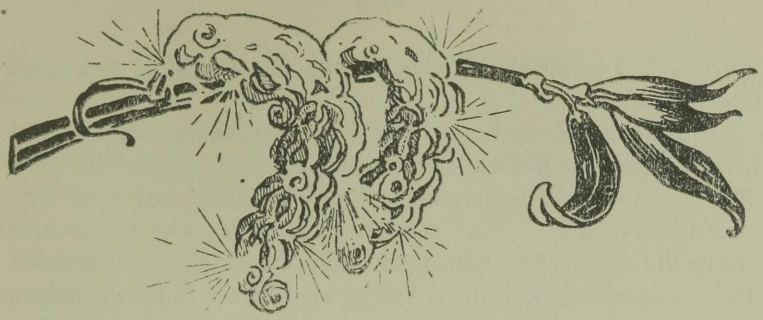
Tilk, talk, tolk: so tropft es leise . . .
Taubengurrn und Kuckuckssang
Klingen in die milde Weise
Mit verklärend hellem Klang.

Jugendland, Heimatland.

Jugendland, Heimatland,
Grüsse dich mit Flöten und Schalmein!
Was ich draussen fand,
Füllt nicht Herz noch Hand,
Immer nur in Träumen denk ich dein.

Jugendland, Heimatland,
Deinem Frühling sinn ich immer nach.
Deinem Wald und Strand,
Deinem Heidesand
Und des Vaterhauses rotem Dach.

Jugendland, Heimatland,
Jahre kommen, Jahre auch vergehn.
Ach, die Jugend schwand,
Irr von Land zu Land —
Werd ich dich noch einmal wiedersehn?



Der alte Fiddo und seine Liebe.

Von

Frances Külpe-Innsbruck.

Wer im ganzen kurischen Oberlande kannte den alten Fiddo nicht? Den alten Fiddo mit dem greisenhaften, runden Kindergesicht und den hilflos und freundlich herumirrenden, hellblauen Augen? Den alten Fiddo, der vor vielen, vielen, langen Jahren einmal ein kleiner Fiddo gewesen war und an einer schweren Brustkrankheit gelitten hatte? — „Plagen Sie den Kleinen nicht mit Lernen, lassen Sie ihm seine Freiheit!“ hatte damals der junge Hausarzt gesagt, — „er gehört zu denen, die es nicht mehr lange machen.“

Der junge Hausarzt hatte es gut gemeint mit dem kleinen Kranken — Fiddo wurde wirklich nicht mit Lernen geplagt in Erwartung seines nahen Todes, — aber er lebte, lebte mit merkwürdiger Zähigkeit von Jahr zu Jahr und wurde groß und stark; nur sein Geist war auf dem Standpunkte des neunjährigen Kindes zurückgeblieben. Er überlebte viele, viele Leute seiner Zeit bei weitem, überlebte seinen Vater, den Schloßverwalter, auch den freundlichen Arzt, und endlich war er selber alt und weiß geworden, lebte als Anhängsel auf dem alten Schloß weiter, hatte nichts zu tun und hieß bei aller Welt, bei den Baronen

und deren Dienstboten, Nachbarn und Bauern bloß noch „der alte Fiddo."

So dämmerte er denn Jahr für Jahr dahin, schnitzte den kleinen Baronen Weidenflöten und spielte mit ihnen Mühlchen. Wenn er im Spiel verlor, war er ehrlich betrübt und seine dicke Unterlippe zitterte, — und gewöhnlich verlor er und wurde noch obendrein ausgelacht. Allmählich hatte er ein scheues, gedrücktes Wesen angenommen, denn er wurde oft von der jungen gnädigen Frau Baronin gescholten. Morgens und abends trat er mit den kleinen Jungherrn zum Handkuß bei der Baronin an, wurde scharf gemustert und die Baronin sagte dann: „Fiddo, — Ihr Kragen ist wieder einmal schmutzig." Wenn fremde Leute dabei waren, dann schämte sich der alte Fiddo gewaltig und die Tränen traten ihm in die Augen. Verlegen wand er sich rückwärts aus dem Zimmer hinaus und ging unter Seufzen und Stöhnen daran, sich einen reinen Kragen vorzulegen. Mit den Dienstboten hatte er einen schweren Stand. Ging etwas im Schlosse verloren oder wurde etwas zerbrochen, — so war der alte Fiddo schuld — das war sonnenklar und so fühlte er sich auf seine alten Tage so recht überflüssig und unnütz auf der Welt.

Aber seit drei Monaten war das anders geworden. Eines Tages kamen die kleinen Barone jubelnd in sein Zimmer gestampft.

„Fiddo, du sollst gleich zu Mama kommen!" schrieen sie. — „Hast du auch einen reinen Kragen um? Es ist eine Überraschung für dich da!"

Eine Überraschung? Fiddo zitterte vor Erwartung. Er liebte Überraschungen über alles. „Heute . . . heute ist doch nicht Weihnachten . . ." stotterte er lächelnd, „und mein Geburtstag war doch vergangene Woche."

„Ho, Fiddo, — vielleicht hast du zweimal Geburtstag, — wenn man so alt ist wie du, vergeht die Zeit schnell — so sagt Papa. Komm Fiddo, mach schnell, es wird eine feine Überraschung, sag ich dir!"

Und sie zerrten den alten Fiddo ins Speisezimmer.

Da saß die junge Baronin, kühl, würdevoll und vornehm, und neben ihr vor dem Tisch saß eine kleine, graue, verhutzelte

Dame mit einer gewaltigen Nase und brennenden, schwarzen Augen.

Schüchtern trat Fiddo vor die Baronin und küßte ihr die Hand. Nervös und unruhig zuckten seine dicken, roten Finger nach dem reinen Kragen hin, als wollten sie jeden Vorwurf im Keime ersticken.

„Fiddo", sagte die Baronin mit kühler Freundlichkeit, „das ist Mademoiselle Claire Françillon, meine frühere Bonne. Sie bleibt jetzt bei uns auf dem Schloß und hat einen kranken Fuß. Da Mademoiselle nicht gehen darf, sollen Sie sie im Rollstuhl spazieren fahren. Haben Sie verstanden?"

Fiddo sah ungläubig die Baronin an, dann Mademoiselle, dann lachte er verlegen und schlug die Absätze mit einem mißlungenen Kompliment zusammen.

„Wo ist der Rollstuhl, gnädige Frau Baronin?" fragte er. „Ich will gleich fahren."

Die kleinen Barone brachen in ein unbändiges Gelächter aus und stürzten fort, um den Rollstuhl zu holen. Mademoiselle Françillon aber streckte eine dürre, kleine, blasse Hand aus und sagte:

„Sie sind sehr gut, Herr Fiddo."

Fiddo ergriff die kleine Hand und hielt sie unschlüssig eine Weile in seinen roten dicken Fingern, dann bückte er sich und drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf.

Von nun an war die Freundschaft zwischen den beiden, dem alten Fiddo und der kleinen Französin, besiegelt. Fiddo lebte ordentlich auf. Nun hatte er einen richtigen Lebenszweck. Unermüdlich sah man ihn Mademoiselle durch die Kieswege des Parkes schieben. Sie sprachen nicht miteinander, aber jedesmal, wenn Fiddo Mademoiselle aus dem Rollstuhl hob und auf seinen starken Armen vorsorglich die Treppe hinauf in ihr Zimmer trug, errötete die kleine alte Dame, reichte ihm die Hand und sagte leise: „Sie sind sehr gut, Herr Fiddo."

Er war sehr gut ... das hatte ihm noch kein Mensch gesagt, und er war für Mademoiselle Herr Fiddo, nicht nur der alte Fiddo.

„Sie sind sehr gut . . . Herr Fiddo!“ wiederholte er sich mit strahlendem Antlitz, während er die Treppen wieder herunterschlich, und er trug sein dickes rotes Haupt seitdem geradezu hoch.

Spielte er nun Mühlchen mit den kleinen Baronen und verlor er, wie gewöhnlich, so zitterte seine dicke Unterlippe nicht mehr. „Sie sind sehr gut, Herr Fiddo“, flüsterte er nur vor sich hin und warf stolz den dicken Kopf zurück. Fiddo hatte Selbstgefühl bekommen.

„Fiddo und Selbstgefühl! Man erlebt alle Tage neue Wunder!“ sagte der Baron — „Es fehlt nur noch, daß Fiddo sich verliebt!“

„Aber Wolf!“ sagte die Baronin verweisend — „deine Scherze sind manchmal wirklich sonderbar!“

„Sonderbare Dinge passieren manchmal auf dieser Erde“, lachte der Baron, — sieh nur Irene, wie verliebt der alte Köter auf die grauen Löckchen von Mademoiselle herabblinzelt.“

Sie blickten durchs Fenster. Und wirklich — jetzt geschah etwas unerhörtes: Fiddo hatte den Rollstuhl in den Schatten eines Fliederbusches geschoben, pflückte einige der weißen und violetten Blütendolden und reichte sie Mademoiselle mit einer ungeschickten Verbeugung hin.

Mademoiselle versenkte ihre lange Nase in die Blüten, roch lange und umständlich an ihnen herum, streckte ihre dürre kleine Hand aus und lispelte: „Herr Fiddo, Sie sind wirklich sehr gut.“

Fiddos dickes rotes Antlitz strahlte. Und wieder wie am ersten Tage, beugte er sich über die magere Hand und küßte sie mit Inbrunst.

„Fiddo entwickelt sich zum Kavalier — wahrhaftig“, sagte die Baronin lachend. — „Wenn nur die Jungen nicht dahinter kommen, Kinder sehen mehr als für sie gut ist, Wolf.“

Der Baron zuckte die Achseln: „Was kann's ihnen schaden? Ich möchte den alten Kerl bloß vor ihren Neckereien bewahren.“

„Ach der!“ meinte die Baronin wegwerfend, — „was fühlt denn so ein Idiot?“

Aber die korrekte Frau Baronin hatte sich diesmal doch geirrt. Der alte Fiddo, so stumpf und kindisch er auch war — auf einem

Punkt war er empfindlich wie ein blutjunger Student. Dieser Punkt war Mademoiselle.

Der ältere der beiden Jungherrn, Kurt, war aus dem Gymnasium in die Osterferien heimgekommen. Dort hatte er mancherlei gelernt, auch Dinge, die nicht gerade ins Gymnasium gehörten. Und eines Tages, als der alte Fiddo wieder stolz vor sich hinflüsterte: „Herr Fiddo, Sie sind wirklich sehr gut", sah er ihn mit den munteren, frischen Knabenaugen grausam an und rief: „Hör' Fiddo, alter Kater — du bist ja verliebt!"

Der Alte sah den Knaben starr an, dann fing seine Unterlippe bedenklich an zu zittern, sein Gesicht verzog sich in weinerliche Falten und gepreßt sprach er: „Kurt, sag das nicht noch einmal, oder ich hau dich tot!"

Dabei erhob er seinen Arm und sah so drohend aus, daß der kleine Baron davonstob wie gehetzt. Fiddo war in seinen heiligsten Gefühlen verletzt.

Und von nun an wurde sein Leben eine Qual. Aus dunklen Ecken, aus Korridoren und von den Bäumen des Parkes tönte ihm das grausame Neckwort entgegen: „Fiddo ist verliebt! Fiddo ist in Mademoiselle verliebt!" Was das Schlimmste war, Mademoiselle hatte die Worte hören müssen, während Fiddo sie in seinen Armen die Treppe hinauftrug, und Fiddo schämte sich in Grund und Boden hinein.

Sein verschwiegenes Heiligtum war zum Spott der Leute geworden, denn auch die Dienstboten stießen einander kichernd an, wenn sie dem wunderlichen alten Paar begegneten, und sagten laut und ungeniert grinsend: „Unser verliebter Fiddo."

Fiddo sank in sich zusammen wie ein armer Sünder und wurde still und schweigsam. Selbst die Worte: „Sie sind sehr gut, Herr Fiddo", konnten ihm das gestörte Gleichgewicht nicht wiedergeben.

Da erbarmte sich die verkümmerte Frauenseele Mademoiselles einmal seiner Not und zögernd sprach sie: „Herr Fiddo, Sie sind so traurig und still, tut Ihnen etwas weh?"

Mit einer hastigen Bewegung legte Fiddo seine beiden breiten Hände auf seine Brust und sagte: „Mein Herz tut weh."

„Und warum?“ fragte Mademoiselle Françillon weiter.

„Der Kurt ist ein Rindvieh!“ platzte Fiddo wuchtig heraus. — „Totschlagen werd ich ihn.“

„Das werden Sie nicht, Herr Fiddo,“ sagte die kleine kranke Französin sanft, „der Kurt ist ein dummes Kind und er weiß nicht, was er tut.“

Schuldbewußt senkte Fiddo sein weißes Haupt.

Wie aber der kleine Kurt blitzschnell auf der Treppe an ihm vorübersausend ihm zurief: „Fiddo, alter Fiddo, du bist verliebt!“ da sah ihn der Alte mit einem sanften überlegenen Lächeln an und sagte: „Kurt du bist ein dummes Kind, du weißt nicht, was du tust!“

Mit offenem Munde blieb der Junge stehen und — schwieg. Das war noch nie dagewesen.

Und so hätte die Angelegenheit eine günstige Wendung nehmen können, wenn die Festtage nicht den Besuch eines halberwachsenen Burschen, des Vetters der kleinen Jungherrn, gebracht hätten.

Leo war ein schöner Bursch, keck, hochmütig und herzlos. Er langweilte sich in der Gesellschaft seiner jungen Vettern schmählich und sein unreifer Witz fand in dem Verhältnis der beiden alten Leute eine willkommene Gelegenheit, sich glänzend zu bewähren.

Nicht nur vergnügte er sich an allerhand Schulbubenstreichen, die den kleinen Vettern riesig imponierten, nicht nur praktizierte er lebende Frösche in Fiddos Waschkanne, selbst in Fiddos Bett, oder band eine unglückliche Kröte an Fiddos Türklinke und versetzte ihn dadurch in ein maßloses Entsetzen, — nein, seine Gemütsroheit brachte ihn noch auf andere bösartige Einfälle.

Eines morgens stellte er sich breit vor Fiddo hin und sprach: „Fiddo, alter Knabe, wissen Sie auch, daß Ihre Freundin diese Nacht schwer erkrankt ist? Mademoiselle kann heute nicht ausfahren und wünscht Sie zu sprechen. Sie sollen sofort zu ihr hineingehen.“

Fiddos rotes Gesicht wurde bleich. „Wird sie sterben, Leochen?“ fragte er atemlos.

„Ich bin kein Leochen für Sie — Baron Leo heiße ich. Ob die alte Schachtel sterben wird? Sehr wahrscheinlich. Wir

müssen alle mal ins Gras beißen. Eines aber kann sie retten: Sie müssen Mademoiselle einen Kuß geben, — das hat sie mir selber gesagt."

Einen — Kuß? Aber das war ja unmöglich. Wie sollte er, Fiddo, der still Verehrten, heimlich Angebeteten seines Herzens, einen Kuß geben dürfen? Das war selbst für sein stumpfes Empfinden eine Art Sakrileg.

Schwankend erhob er sich, ballte die Fäuste und blieb wieder unschlüssig stehen.

„Hat sie das . . . wirklich gesagt?" fragte er ängstlich.

„Kennen Sie denn das Märchen vom Dornröschen nicht?" fragte Leo mit lustigem Augenzwinkern. „Die Prinzessin schlief wie eine Ratte und träumte, da kam der Prinz und küßte sie und da wurde sie wach und quietschvergnügt und war gesund. Genau so müssen Sie's mit Mademoiselle machen. Weiter kann ich Ihnen nichts sagen."

Die Prinzessin wurde durch einen Kuß gesund, ja richtig. Fiddo kannte das Märchen gut. So war es dennoch wahr, und er — er konnte auch Mademoiselle durch einen Kuß gesund machen.

Sie nicht mehr sehen, sie nicht mehr durch den Park fahren dürfen — das war ein Schrecken ohnegleichen für Fiddo. Wenn er ihr helfen konnte mit einem Kuß so mußte es eben sein.

Mit vorgebeugtem Kopf, dumpf, krebsrot und einen ungeheuren Entschluß in der Seele, so stolperte er die Treppe hinauf. Leo folgte ihm heimlich kichernd.

Vor Mademoiselles Tür blieb Fiddo stehen wie ein unschlüssiger Stier. Mit einem Mal stieß er die Tür auf und trat hinein.

Da lag Mademoiselle im Bett und schlief. Sie war so klein und zierlich, daß Fiddo sie ordentlich zwischen den großen Kissen suchen mußte. Er beugte sich atemlos über sie und küßte sie mitten auf den Mund.

Entsetzt schrie sie auf und erwachte.

Der eine Kuß hatte eine unheimliche Wirkung gehabt, der Prinz im Märchen hatte seine Prinzessin sicher viele Mal geküßt,

bis sie ganz stille war, und so hielt Fiddo seine Prinzessin fest umschlungen und küßte und küßte sie immer wieder, daß sie atemlos und steif vor Schrecken nur noch leise wimmerte.

„Jetzt sterben Sie nicht . . . . jetzt sterben Sie nicht . . .“ gluckste er jubelnd.

Da traf ihn ein energischer kleiner Faustschlag mitten ins Gesicht. „Sie sind schlecht, Herr Fiddo, sie sind ganz gemein! Ah la malheureuse que je suis! Hinaus! Fort! Hinaus, sag ich!“

Mehr tot als lebendig, an allen Gliedern zitternd wankte Fiddo hinaus.

Seine hellblauen Augen starrten wie verglast ins Leere, seine dicke Unterlippe zuckte wie im Krampfe. „Sie sind schlecht, Herr Fiddo, — Sie sind ganz gemein . . .“ murmelte er widerstrebend vor sich hin. Ein furchtbares Entsetzen schüttelte ihn, — dann folgte eine dumpfe, brütende Verzweiflung. — — —

Junker Leo hatte seine Zeit gut ausgenutzt. Das Attentat des alten Fiddo auf Mademoiselles Weiblichkeit hatte die Runde durch das ganze Schloß gemacht.

Entrüstet forderte die Baronin die sofortige Ausweisung des alten Sünders und hielt ihre Arme schützend über ihre eigenen Sprößlinge gebreitet, — die unschuldigen Kleinen sollten mit der Gemeinheit der Welt nicht mehr in Berührung kommen. Mit ihrem Neffen Leo aber malte sie sich alle Einzelheiten des frühen Morgenbesuchs Fiddos bei Mademoiselle halb neugierig, halb degoutiert aus, und Leo zog vor der schönen Tante ein unschuldiges verlegenes Gesicht. Der Baron wollte sich ausschütten vor Lachen und bewog Leo immer wieder zu einer drastischen Wiedergabe des Ereignisses. Die Dienstboten kicherten und steckten die Köpfe zusammen. Mademoiselle aber weinte still in ihre Kissen hinein und wagte es auch die folgenden Tage nicht, ihren Wohltätern in die Augen zu sehen. Die mitleidige, halb ironische Höflichkeit ihrer Hausgenossen tat ihr weh.

Und Fiddo? Ohne Abschied hatte man ihn aufgepackt wie einen Sack Kartoffeln und ihn mit samt seinen wenigen Habseligkeiten zum Volksschullehrer geschickt. Dort war er einquartiert

worden. Die Pforten des Paradieses hatten sich für ihn geschlossen.

Der Volksschullehrer Jahn Kalning war ein praktischer tätiger Mann. Daß ein gesunder Mensch von Fiddos Körperkraft nichts tun solle, während er selbst den ganzen Tag seine saure Plage hatte, paßte ihm nicht in den Kram. So brachte er denn Fiddo mit guten Worten dahin, daß er ein wenig im Garten grub und schaufelte.

Da er ihn aber nicht beständig beaufsichtigen konnte, machte Fiddo seine Sachen verkehrt, und Kalning mußte zu all dem Ärger noch die Arbeit zurechtstutzen.

Fiddo erwies sich als zu nichts nütze. Stumpfsinnig brütete er in den warmen Tagen, die nun kamen auf der Veranda vor sich hin und tat er jemals den Mund auf, so wußte er nur von Rollstühlen zu erzählen und wie leicht sie sich schieben ließen.

Von seinen Hausgenossen und namentlich von Mademoiselle sprach er nie. Aber seine Lippen bewegten sich oft flüsternd und sprachen: „Herr Fiddo, Sie sind wirklich sehr gut" — und dann strahlte der alte Mann, oder aber mit einem schmerzhaften Widerstreben formten sich die Worte: „Sie sind schlecht, Herr Fiddo, Sie sind ganz gemein . . . ." Dann verzog sich das alte Gesicht trübselig zum Weinen und sein dicker Körper schüttelte sich wie in einem gewaltigen Schluchzen. — — — — —

Hinter dem Hause des Schullehrers lag ein Ententeich von beträchtlicher Tiefe. Die Lehrersfrau pflegte darin von einer kleinen Brücke aus ihre Wäsche zu spülen und für die Schulkinder war dieser Teich gleichzeitig ein besonderer Anziehungspunkt, wie ein verbotenes Gebiet. Es kam, wie es kommen mußte: heimlich schlichen sich die Rangen dennoch an den Teich und eines Tages — da war denn auch richtig ein siebenjähriger Bub kopfüber hineingefallen.

Voll Entsetzen stob die Bande auseinander und ließ den kleinen Sünder in seiner Not allein.

„Alter Fiddo, alter Fiddo, der Jahnit liegt im Teich", schrieen sie durcheinander und drängten sich um den alten Mann.

Fiddo zog nachdenklich den Atem ein und spitzte die Lippen zu einem Pfiff.

„Komm doch, komm alter Fiddo und zieh den Jahnit raus, sonst muß er sterben!“ brüllte ein größerer Junge.

Fiddo erhob sich schwerfällig, steckte die Hände in die Hosentaschen und ging stracks auf den Teich zu.

„Wo liegt er?“ fragte er verdrießlich.

Zwanzig Hände wiesen nach der Stelle, wo ein paar Kinderarme sich mühsam an den schlüpfrigen Holzbohlen festhielten, über die die Brückenplanke gelegt war. Ein runder Kinderkopf schaute angstvoll aus dem Wasser und ein zitternder Kindermund öffnete sich weit und brachte vor Schreck nichts als tonlose Gurgellaute hervor.

Fiddo stieg gelassen auf die Planke und bückte sich — es war zu tief, er konnte die Arme des Knaben nicht fassen.

„Du mußt hinein gehen — für uns ist's zu tief!“ kreischte eine Stimme.

Und Fiddo ging hinein ohne die mindeste Eile. Langsam setzte er einen Fuß nach dem anderen in die schleimige Teicherde — das Wasser stieg und stieg — jetzt reichte es ihm an die Brust, jetzt an den Hals. „Mein Hut wird auch naß“, brummte Fiddo ärgerlich und reckte den kurzen Hals. Endlich hatte er den schmächtigen Kinderkörper gefaßt und nahm ihn fest in seine Arme.

Alte Erinnerungen wurden in ihm wach, — so hatte er Mademoiselle getragen. Ein treuherziges Lächeln flog über seine Züge und liebevoll starrte er auf den kleinen Taugenichts nieder. Vergnüglich und sorgfältig watete er aus dem Teich hervor und stellte mit innerem Widerstreben das Kind auf die Beine. Dann aber besann er sich auf seine Würde und gab ihm einen tüchtigen Klaps.

„Nichtsnutziger Bengel, dummer Jung“, — sagte er, „ein zweites Mal hol ich dich nicht raus, — dann kannst du selber sehen, wie du fertig wirst.“

Mit dem Ausdruck tiefer Befriedigung nahm er seinen Hut vom Kopf und betrachtete ihn aufmerksam.

„Der ist doch nicht naß geworden!“ schmunzelte er.

Die Rangen umstanden ihn mit offenem Munde. Plötzlich aber brach ein schmetterndes Hurrageschrei aus ihren Kehlen.

„Der alte Fiddo hat Jahnit gerettet! Der alte Fiddo soll leben! Hurra! Hurra!"

Verwundert sah der Alte sich um. Ein breites zufriedenes Lächeln umspielte seinen Mund. „Wenn sie das gehört hätte!" flüsterte er. Er fuhr in seine Rocktasche und zog seine Pfeife und ein Päckchen Tabak hervor.

„Naß!" sagte er wehmütig. „Da haben wir die Geschichte!"

Einer der Jungen stürzte dienstbereit in sein Zimmer und brachte ihm trocknen Tabak und Streichhölzer.

Und nun sahen sie alle mit blanken Augen zu, wie Fiddo sich seine Pfeife stopfte und in Brand setzte. Allgemach aber wurde er sich seiner nassen Kleider bewußt und stelzte in seine Stube, um sich umzukleiden.

Fiddos Heldentat wurde mit vielen Ausschmückungen auch in das Schloß getragen. So war es denn kein Wunder, daß man sich wieder um ihn zu kümmern begann. Der Baron ließ ihm einen Anzug übersenden und die Baronin schickte ihm eine Torte. Mademoiselle aber hatte dem Packen ein Paar selbstgestrickter Socken zugefügt.

Fiddos Entzücken war grenzenlos. „Ich hab in diesem Jahr zweimal Geburtstag —" sagte er und die hellen Freudentränen standen ihm in den blauen Augen.

Man war also nicht mehr böse auf ihn.

Aber am Abend des dritten Tages packte ihn ein mächtiger Schüttelfrost und er mußte sich zu Bett legen. Aus dem benachbarten Flecken wurde ein Arzt geholt und er stellte eine schwere Lungenentzündung fest.

Fiddo war sehr krank und phantasierte unaufhörlich. Und durch alle seine wirren Reden klang immer wieder der Schrei nach dem Rollstuhl und Mademoiselle hervor, die er nicht mehr fahren dürfe.

„Weil ich ihr einen Kuß gegeben hab", — murmelte er geheimnisvoll, — „wie der Prinz der Prinzessin, aber die Prinzessin war gar nicht böse und sagte gar nicht: Herr Fiddo, Sie sind

schlecht. Sie sind gemein! Mademoiselle aber war so böse, und hat geschlagen!" — Und dann schluchzte er still vor sich hin wie ein unglückliches, gestraftes Kind.

Von Tag zu Tag wurde er schwächer. Endlich kehrte langsam und dämmernd das Bewußtsein wieder — und als er einmal nach einem traumlosen Schlaf die Augen öffnete, sah er — ja, er sah Mademoiselle vor seinem Bette sitzen.

Er lachte sie freundlich an und nickte. So hatte er es sich oft gedacht, aber es war niemals wahr gewesen. Und darum war es heute gewiß auch nicht wahr. Sie würde gewiß gleich nicht mehr da sein.

Er schloß die Augen und öffnete sie neugierig wieder. Aber Mademoiselle war wirklich da und was das Merkwürdigste war — sie sah ihn an und weinte.

„Lieber Herr Fiddo", sprach Mademoiselle, „wie geht es Ihnen? Tut Ihnen etwas weh?"

Fiddo starrte die Französin mit seltsamem Ausdruck an. Hatte er denn richtig gehört?

„Tut Ihnen etwas weh, lieber Herr Fiddo?"

Seine hellen Augen wurden groß und glänzend. Er versuchte es, den Kopf zu schütteln. Wie schwer sein Kopf heute war. Sonderbar. „Nein!" flüsterte er.

„Lieber, guter Herr Fiddo," sagte die kleine Französin wieder, — „ich hab ja nicht gewußt. . . . Sie kamen ja in guter Absicht, und ich war sehr traurig, als Sie fortzogen. Es hat mich niemand mehr gefahren im Rollstuhl."

„Der Prinz und die Prinzessin Dornröschen . . ." murmelte Fiddo fast unhörbar, „. . . sie wurde . . . ganz gesund . . . als er sie küßte . . ."

„Ich weiß, ich weiß . . ." stotterte Mademoiselle und wurde dunkelrot, „wenn ich Sie doch gesund machen könnte!"

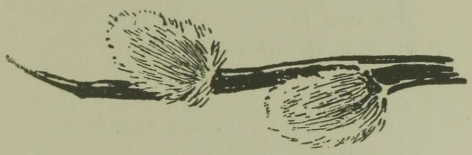
„Einen . . . Kuß . . ." hauchte der alte Fiddo.

Eine feierliche Stille schwirrte durch die kleine Stube, die Stille des Todes.

Und plötzlich stand die kleine Französin auf, — nein, nicht die alte kleine Dame — das junge Prinzeßlein Dornröschen war's

und sie beugte sich nieder und küßte den alten Fiddo, nein, den jungen, schönen Prinzen küßte sie mitten auf den Mund.

Mit seligem Ausdruck lag der alte Fiddo steif und starr. Nun war er gesund geworden.



Manfred Kyber-Berlin.

In der Föhrde.

Es kam ein Nachen gefahren,
Drin sass eine süsse Dirn.
Die Flut von goldenen Haaren
Fiel über die weisse Stirn.

Es stand am einsamen Strande
Ein einsames Fischerhaus.
O, lande, du Schifferin, lande
Und wirf deinen Anker aus!

Es sang so hold eine Weise,
Es lockte im Sonnenschein.
Da lachte das Dirnlein leise
Und holte die Ruder ein.

Der Anker von schimmerndem Erze
Sank nieder in silberner Flut
Und in des Dirnleins Herze
Ein anderer Anker ruht.

Die Nixe von Skagen.

Ich lag an einer Nixe Brust
Auf Skagens wilder Küste.
Wer hätt's gedacht und hätt's gewusst,
Dass ich dran sterben müsste.
Ich träumte holden Traum bei ihr
In blauen Mondennächten.
Sie trug ein Krönlein von Saphir
Auf ihren goldnen Flechten.

Da sprach sie einst: bist du mir gut
Und willst mein Krönlein haben,
Musst du dein Herz in dunkler Flut
In meinem Schoss begraben.
Sie küsste mich und bat so schön,
Da hab ich's ihr gegeben.
Nun muss ich ohne Herzblut gehn,
Ein Schatten durch das Leben.
Nur eines bitt' ich: bin ich tot,
Versenkt mich in die Wogen,
Wo Skagens Küstenfeuer loht,
Von Möven fern umflogen.
Legt mir das Krönlein von Saphir
In die erstarrten Hände,
Dass ich mein armes Herz dafür
In Frieden wiederfände.

Ich falte betend meine Hände,
Ich, der Gebete kaum gekannt,
Dass meine Seele Frieden fände
In deiner reinen Mädchenhand

Nicht fordern darf ich deine Gnade
Und weigern kannst du mir mein Glück.
Dann geht auf ewig dunkle Pfade
Mein ruheloser Geist zurück.

In einem nur kann nichts mich zwingen,
Ein Recht ist mein, von Gott geweiht:
Ins blonde Goldhaar dir zu schlingen
Den Lorbeer der Unsterblichkeit!

Nun ging der Tag wie alle Tage
In müder Dämmerung zur Ruh.
Der Erde ewig gleiche Klage
Deckt ein barmherz'ger Schatten zu.

Und still entschlafen unter Tränen
Die Sorgen, die der Tag gebracht.
Nur ein unsagbar heisses Sehnen
Ruft deinen Namen in die Nacht.

Wenn du mich liebst — dann mag die Erde sterben,
Der Blumen bunte Blütenpracht verblühn,
Dann mag der Sternenhimmel sich verfärben
Und mag der Sonne goldne Glut verglühn!

Wenn du mich liebst — dann mag es alles enden!
Wenn nur ein Funke in die Asche fällt —
Wenn du mich liebst — bau ich mit Götterhänden
Dir aus dem Chaos eine ganze Welt!

Es streut mein Genius vor dir nieder
All das, was er dem Himmel nahm,
Und schenkt dir tausend heisse Lieder —
Ich weiss, es ist ein Bettelkram!

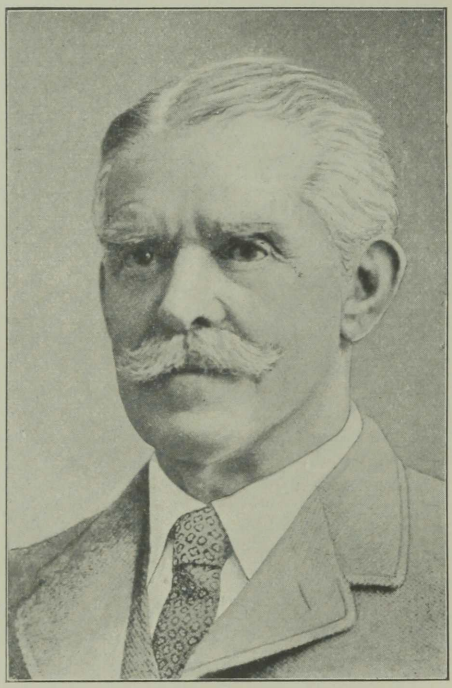
Und kann ich dir zu Füssen legen
Lorbeerumwunden meinen Ruhm —
Was soll der Menschheit kalter Segen
In deines Herzens Heiligtum?

Doch nimmst du meine arme Seele
In deine Hände fromm und rein
Mit aller Schuld und aller Fehle —
So glaub ich, wirst du glücklich sein!

Kind der Föhrde, Kind der Küste,
Sieh, ich segle an den Strand.
Wenn ich's ahnte, wenn ich's wüsste
Ob du stehst am Ufersand.

Kind der Küste, Kind der Föhrde —
Ist das Ufer öd und leer,
Stoss ich ab von dieser Erde
Und auf Nimmerwiederkehr.

Und mein Schiff, das jubelnd hisste
Deine Flagge hoch an Bord,
Kind der Föhrde, Kind der Küste,
Treibt kieloben seewärts fort!



G. Schweinfurth



Georg Schweinfurth.

Von

Dr. med. **Otto Thilo**-Riga.

Der berühmte Afrikaforscher Professor Dr. Schweinfurth erreichte am 17./30. Dezember 1906 sein siebzigstes Lebensjahr, in vollständiger geistiger und körperlicher Frische. Gerade an diesem Tage trat es ganz besonders deutlich hervor, wie hervorragend die Stellung ist, welche unser Landsmann in der ganzen wissenschaftlichen Welt einnimmt. Alle bedeutenderen Zeitschriften brachten sehr ausführliche Mitteilungen über sein Leben und über seine großen Verdienste auf den verschiedenartigsten Gebieten der Wissenschaften, ja einige maßgebende Gelehrte hoben es sogar ganz besonders hervor, daß Schweinfurth unter den jetzt lebenden Afrikaforschern der hervorragendste ist. Unsere baltischen „Heimatstimmen" erfüllen daher wohl nur eine Ehrenpflicht, wenn sie ihren Lesern verkünden, wodurch Schweinfurth zu seinem Weltruf gelangt ist.

Hierzu gebe ich zunächst einen kurzen Überblick über seine Jugendzeit und über seine ganze Entwickelung als Reisender und Forscher.

Georg August Schweinfurth wurde am 17./30. Dezember 1836 in Riga geboren. Sein Vater war aus Baden eingewandert. Er besaß und leitete ein großes Weingeschäft in Riga, das in ganz Rußland wohlbekannt und geachtet war.

Er erreichte ein sehr hohes Alter, auch die Mutter von Schweinfurth sowie ein älterer Bruder und eine ältere Schwester erfreuten sich bis in ihr spätestes Lebensalter einer ganz hervorragenden geistigen und körperlichen Frische. Seine 77jährige Schwester nimmt noch jetzt den allerregsten Anteil an seinen wissenschaftlichen Arbeiten und hat höchst wertvolle Angaben für die vorliegende Lebensbeschreibung geliefert.

Sie ist Witwe und war verheiratet an den Kunst- und Handelsgärtner Wagner in Riga. Georg und seine beiden älteren Brüder blieben unverheiratet.

Aus den obigen Altersangaben ersieht man wohl, daß Georg seine großen geistigen und körperlichen Fähigkeiten ererbt hat. —

Bis zu seinem 20. Lebensjahre blieb Schweinfurth in Riga, er genoß dort also seine ganze Jugenderziehung. Seine Mutter, eine hochgebildete Dame, verstand es in ihrem Sohne schon früh den Sinn für alles Hohe und Schöne zu erwecken. Sie machte ihn mit den Schätzen der deutschen Dichtkunst bekannt und noch jetzt kennt Schweinfurth eine große Anzahl deutscher Gedichte auswendig, die er auf seinen weiten, einsamen Reisen sich hersagte. Als er einmal in ein liebliches Tal Abessiniens gelangt, gedenkt er unwillkürlich der Schilderung Klopstocks vom Paradiese in seinem Messias und in einem Briefe an seine Mutter schreibt er die schönen Zeilen:

„Selige, friedsame Täler, sonst von der Jugend des Himmels gern besucht, die schattigen Lauben, wo früher die Menschen weilten." — —

Es gibt gewiß nicht viele Afrikareisende, die beim Anblick einer schönen Gegend an Klopstock erinnert werden, eben gerade dieses erhebt Schweinfurth so sehr über viele andere Afrikareisende, gerade dieses zeugt von seiner großen Herzensbildung, die ihn so sehr befähigt anders Denkende gerecht und wohlwollend zu beurteilen. An dieser Herzensbildung hat gewiß der Einfluß seiner Mutter einen großen Anteil. — Aber auch sein Sinn für die Beobachtung der Natur wurde schon früh entwickelt. Er genoß seine erste Schulbildung auf dem Lande und zwar unter ganz besonders günstigen Bedingungen. Einer seiner

Lehrer war der Sohn eines südafrikanischen Missionars. Dieser unterrichtete in der Tier- und Pflanzenkunde und erweckte auch in Schweinfurth schon früh den Sinn und das Verständnis für fremde Länder und Völker.

Die Pflanzenkunde zog den lernbegierigen Knaben ganz besonders an und schon früh erwarb er sich auf diesem Gebiete sehr umfassende Kenntnisse, da sein Schwager Wagner eine großartige Kunst- und Handelsgärtnerei besaß.

Er lernte dort viele fremdländische Pflanzen kennen, die ihm der botanische Garten so mancher Universität wohl kaum hätte bieten können.

Alle diese Verhältnisse waren gewiß seiner Entwickelung als Botaniker günstig und S. gedenkt besonders gerne dieser schönen Zeiten. Leider wurde vieles anders, als er im 15. Lebensjahre in das deutsche, altklassische Gymnasium zu Riga eintrat. In der lateinischen Schule wollte er nicht gedeihen. Für seine Ausbildung als Naturforscher fand er dort wenig, und die Spitzfindigkeiten der griechischen und lateinischen Grammatik erschwerten es ihm sehr, in den Geist des klassischen Altertums einzudringen. Er war stets ein schwacher Schüler und nur der großen Güte seines Direktors verdankt er es, daß er das Gymnasium überhaupt beenden konnte. Es ging ihm eben ähnlich wie dem berühmten Naturforscher Linné, der im Gymnasium so schlechte Fortschritte machte, daß der Lehrer seinem Vater erklärte: „Der Junge ist zu unbegabt zum Studieren. Das beste ist, Sie nehmen ihn aus der Schule und lassen ihn Schneider oder Tischler werden."

Offenbar lagen bei Schweinfurth seine schlechten Fortschritte nicht an mangelndem Sprachtalent, sondern an der altklassischen Methode, mit der noch heutzutage auf vielen deutschen Gymnasien das Lateinische und Griechische eingepaukt wird.

Denn als Schweinfurth in seinem 20. Lebensjahre das Gymnasium verlassen hatte, erlernte er schnell und gründlich das Englische, Französische, Italienische und auch die sehr schwere arabische Sprache.

Alle diese Sprachen hat er hauptsächlich durch Übungen im

Sprechen und Lesen so gründlich erlernt. Hierüber machte er mir folgende sehr interessante Mitteilungen: „Meine ganze Kenntnis besteht aus mosaikartig zusammengesetzten Redensarten, die mir aus Büchern geläufig sind. Ich glaube, das ist überhaupt die beste Methode. Nur nicht selbst konstruieren wollen. Das Kind lernt auch den Gebrauch der Sprache nur durch mosaikartiges Zusammensetzen fertiger Sprachteile."

Schweinfurth studierte in Heidelberg, München, Berlin von 1857—62. Er bearbeitete sehr gründlich die verschiedenartigsten Fächer bei den hervorragendsten Gelehrten. Geologie hörte er bei Bronn, Leonhard, Oppel, Mineralogie bei Blum, Chemie bei Bunsen, Physik bei Kirchhof, Zellenlehre bei Nägeli usw. Übrigens nahm er hauptsächlich Praktika und hörte nur wenig allgemeine Kollegia. Besonders nützlich für seine Sprachkenntnisse war auch der Umgang mit Amerikanern und Engländern, die damals viel in Heidelberg studierten. Er beendete seine Studien in Berlin 1860—61 hauptsächlich unter der Leitung von Alexander Braun. Von der allergrößten Bedeutung für ihn war aber schon damals seine Freundschaft mit dem berühmten Botaniker P. Ascherson. Hierüber schreibt er folgendes: „Der Einfluß Aschersons ist während meiner Berliner Studienzeit, sowie vor und nach der Reise wohl der größte von allen Naturforschern gewesen. Was verdanke ich nicht alles diesem Ausbund an Wissen, an Kritik, an offener Wahrhaftigkeit. Er gab mir eigentlich in allem die rechte Weihe. Viele meiner Arbeiten sind in Gemeinschaft mit ihm gemacht." Den Grad eines Dr. phil. summa cum laude erwarb übrigens Schweinfurth nicht in Berlin, sondern in Heidelberg.

In Berlin hatte Schweinfurth auch Gelegenheit einige größere Sammlungen zu bestimmen und zu bearbeiten, z. B. die Sammlungen von Barnim und Hartmann, Ehrenberg und Hemprich, Harnier, Beurmann und v. Cienkowski. Die Pflanzen v. Cienkowskis hatte er von Ruprecht erhalten, als er 1860 in Petersburg war.

Durch diese sehr eingehenden und umfangreichen Arbeiten erwarb Schweinfurth jene umfassende Bildung, welche alle seine

botanischen Schriften auszeichnet, ob er nun einzelne Pflanzen bespricht oder einen Überblick über größere Pflanzengebiete gibt.

Diesen großen und freien Blick zeigt Schweinfurth auch auf anderen Gebieten der Naturforschung, in seinen geologischen Beschreibungen und in allen seinen Beschreibungen der afrikanischen Völker und Länder.

So vorbereitet, betrat er im Alter von 27 Jahren zum erstenmal Ägypten. Er unternahm zuerst kleinere Reisen im Nildelta und an der Küste des Roten Meeres, dann reiste er nach Abessinien und an den blauen Nil und kehrte wieder nach Europa zurück. Die wissenschaftliche Ausbeute dieser Reisen war so bedeutend, daß er in Deutschland die Mittel zu einer größeren Reise in Afrika erhielt. Durch die Humboldtstiftung, die Ritterstiftung und durch einige Gönner brachte er etwa die Summe von 15000 Talern auf. Mit diesen geringen Mitteln bestritt er die Kosten seiner weltberühmten Reise in das Herz von Afrika. Er begab sich zunächst über Suez und Dschida nach Suakim am Roten Meer. Von dort reiste er langsam über Berber nach Chartum. Er verwandte absichtlich 40 Tage auf diese Strecke, um sich wieder an das afrikanische Klima zu gewöhnen und um auch festzustellen, was etwa an seiner Reiseausrüstung fehlte.

Von Chartum fuhr er mit einer Barke den Nil und den Gazellenstrom hinauf und begann dann bei Meschera seine Landreise, die ihn bis zur Wasserscheide des Kongo und Nil führte. Diese Reise dauerte $2^1/_2$ Jahre.

Leider kann ich hier nicht genauer auf seine hochinteressanten Reiseerlebnisse und Schilderungen höchst eigenartiger Länder und Völker eingehen. Ich kann hier nur auf sein weltbekanntes Werk „Im Herzen von Afrika“ hinweisen, das sehr fesselnd geschrieben ist und durch seine ausgezeichneten Abbildungen einen ganz besonders hohen Wert hat. Diese Abbildungen wurden von Schweinfurth selbst gezeichnet und beweisen seine vielseitige Begabung als Künstler. Wie vortrefflich sind seine Wald- und Gebirgslandschaften, seine Flußbilder, seine Zeichnungen von Häusern, Dörfern, Lagerszenen und von einzelnen Menschen, Tieren und Pflanzen.

Das Werk „Im Herzen von Afrika" wurde auch in sieben Sprachen übersetzt und ist sogar in Frankreich allgemeiner bekannt als in Deutschland, da es auch eine Ausgabe für die französische Jugend gibt. Außerdem hat der französische Romanschriftsteller Belot viel dazu beigetragen, das Werk in den weitesten Kreisen bekannt zu machen. Den Stoff zu drei seiner Romane hat er dem Werke „Im Herzen von Afrika" entlehnt. Schweinfurth tritt oft in ihnen redend auf. Die Romane heißen: 1. La sultane Parisienne; 2. La fièvre de l'inconnu; 3. La Venus noire. Aus dem letzten Romane entstand sogar eine Operette, welche die Runde durch die ganze Welt machte und in Berlin als „Schwarze Venus" aufgeführt wurde.

So wurden durch einen französischen Schriftsteller Schweinfurths Reisen in den weitesten deutschen Kreisen bekannt. Leider kann ich hier nicht genauer auf seine Reiseerlebnisse im Herzen von Afrika eingehen; denn ich habe nicht bloß diese zu schildern, sondern auch die wissenschaftliche Ausbeute seiner Reise und sein Leben und Wirken nachher.

Man kann wohl sagen, fast für alle Zweige der Naturforschung hat Schweinfurth höchst wertvolle Sammlungen, Beobachtungen und Abbildungen geliefert: für die Erdkunde, Geologie, Völkerkunde, Pflanzenkunde und Zoologie. Obgleich ja Schweinfurth eigentlich Botaniker war, hat er doch besonders viele Knochengerüste von Tieren und auch einige hundert menschliche Schädel, alle genau benannt, nach Europa gesandt.

Die Erdkunde wurde durch Schweinfurth in hohem Grade bereichert. Er war der erste Europäer, dem es geglückt war — von Norden kommend — „die Wasserscheide des Nils zu überschreiten, so viele ihrer auch ausgezogen waren, um das caput Nili zu suchen." Er war der erste, der zuerst nachwies, daß der Uëllefluß nicht dem Nile zustrebt, sondern nach Westen strömt. Er hielt ihn allerdings für den Oberlauf des Schari, welcher sich in den Tschadsee ergießt.

Diese Annahme wurde freilich nicht bestätigt, denn spätere Reisende haben nachgewiesen, daß der Uëllefluß ein Nebenfluß des Kongo ist. Aber Schweinfurth gebührt das große Verdienst,

zuerst festgestellt zu haben, daß er nach Westen strömt und nicht zum Nilgebiet gehört. Er erkannte sofort, daß hier die Wasserscheide des Nil ist. Außerdem stellte er die Wasserscheide mehrerer Zuflüsse des Nil kartographisch fest. Er entdeckte die Quelle des Djur, die erste wirkliche Quelle, nicht des Nils, sondern eines der Nebenflüsse des Weißen Nils, auf welche der Fuß eines Forschungsreisenden getreten. Es ist nur sehr zu bedauern, daß ihm die Mittel fehlten, um seine höchst wertvollen Entdeckungen noch weiter fortzusetzen; denn gerade damals lagen die Verhältnisse hierfür ganz besonders günstig. In seinem Werke „Im Herzen Afrikas" macht er hierüber folgende Andeutungen: „Mit 200 Chartumer Soldaten, die kein Fieber zugrunde richtet und die jede Art Kost vertragen, mit den auf alle Schliche und Schikane afrikanischer Häuptlinge abgefeimten Anführern könnte man überhaupt in jeder beliebigen Richtung vordringen, es handelt sich eben nur darum, diese unersetzlichen Strolche für sich zu gewinnen. So hätte ich mit 10000 Talern in der Tasche, oder in Chartum deponiert, unfehlbar meinen Führer veranlassen können, bis nach Bornu zu gehen, eine gleiche Summe hätte genügt, um seine Söldner zu bewegen, dann wäre ich Herr der Situation gewesen, Mohammed Abd-es-Sammat hätte für das Elfenbein einen ausreichenden Ersatz gefunden. Diese Andeutungen mögen genügen, um darzutun, daß man mit Hilfe der Chartumer Kompagnieen unendlich weit in Zentralafrika umherkutschieren könnte, ohne unerschwingliche Summen zu verausgaben. Allein ich fürchte, die günstigen Verhältnisse, wie sie sich mir dargeboten haben, werden in diesem Gebiete nicht so bald wiederkehren."

Leider wurden die Befürchtungen Schweinfurths nur zu sehr gerechtfertigt. Nur zu bekannt sind alle jene Wirren, welche nachher die Erforschung des dunklen Weltteiles so sehr erschwerten. Wäre es Schweinfurth vergönnt gewesen, den Lauf des Uëlle weiter zu verfolgen, oder noch mehr nach Süden vorzudringen, so hätte er bei seinem geographischen Scharfblick und bei seiner Vorbildung gewiß solche Entdeckungen gemacht und durch Zeichnungen und Beschreibungen festgelegt, daß seinen Nachfolgern viel Zeit, Geld und auch Blut erspart geblieben wäre. Leider

aber fehlten hierzu die Mittel, und Schweinfurth mußte sich schon begnügen, das Erforschte möglichst zuverlässig und gründlich zu beschreiben. Das hat er denn auch getan mit allen ihm damals zu Gebote stehenden Mitteln, durch Aufnahme von Karten, durch Höhenbestimmungen, durch sehr genaue Angaben über die Flußgebiete. Die Breite und Tiefe der Flüsse, ihre Stromgeschwindigkeit, ihr Steigen und Fallen, alles wurde mit der größten Sorgfalt untersucht und beschrieben. Unermüdlich und unerschrocken hat er stets die hierzu erforderlichen Arbeiten ausgeführt, nichts hielt ihn zurück, weder Hunger noch mühsame Wanderungen, ja als ihm seine Uhren und Meßvorrichtungen bei einer Feuersbrunst verloren gingen, da hat er durch Zählung seiner Schritte wochenlang die Entfernungen bestimmt. Besonders wertvoll sind seine Angaben über die Zuflüsse des Nil und des Gazellenstromes.

Der Rohl Tondi, Dschur Wau u. a. Flüsse wurden genauer untersucht und durch Karten festgelegt. Aber auch den Charakter einer Landschaft verstand er vortrefflich durch schnell hingeworfene Skizzen wiederzugeben. Das kam ihm besonders zu statten, wenn er geologische Verhältnisse wiedergab.

Die Geologie des Innern von Afrika wurde durch seine vortrefflichen Zeichnungen in den weitesten Gelehrtenkreisen sehr wesentlich gefördert, ja sogar jetzt, im Zeitalter der Photographie bedauern es viele Geologen, daß sie nicht solche Landschafter wie Schweinfurth sind.

Wenn ja auch seine geologischen Arbeiten im Herzen von Afrika sich nicht mit seinen späteren messen können, so sind sie doch höchst wertvoll durch die große Vielseitigkeit seiner Beobachtungen. Welche Fülle von Kenntnissen und feinen Beobachtungen liegt z. B. in folgendem kurzen Abschnitt: „Von neuem stieg das Land an zu höheren Terrassen und erschien arm an Wasserrinnen jeder Art. Zwei Arten großer Landschnecken (Limnicolaria nilotica und L. flammea) welche gewöhnlich eine Länge von etwa 11 cm haben, sind in diesem Gebiete allverbreitet und ihre Gehäuse liegen nach beendeter Regenzeit in Mengen am Boden umher. Sie erklimmen die

Gebüsche und Sträucher und fressen mit Vorliebe die weichen Blätter der zahlreichen Arten von wildem Wein. Sie dienen einigen Vögeln zur Nahrung, mit Vorliebe hält sich der Kuckuck des Landes (Centropus monachus) an diese leckere Kost. Ihre papierdünne Schale verrät die Kalkarmut des Boden, von welcher auch die zerbrechlichen Eierschalen der Hühner zeugten. Dies war zugleich der Grund meiner auf Einsammeln von Schneckenschalen verwandten Mühe, denn ich brauchte Kalk, um mir einen Vorrat von Seife einzukochen und wußte keinen anderen Rat."

Also um Seife zu kochen hat Schweinfurth Schnecken gesucht. So könnte vielleicht ein oberflächlicher Leser sagen. Jeder Naturforscher wird jedoch zugeben, daß hier eine Fülle vielseitiger Kenntnisse und scharfer Beobachtungen zusammengedrängt und mit großer Schlagfertigkeit ausgenutzt ist. Zugleich tritt aber auch ein großer praktischer Sinn hervor, wie er nur wenigen Gelehrten eigen ist. Jetzt versteht man es, wie der Gymnasialdirektor von Schweinfurth dazu kam, ihm einmal als er noch Sekundaner war zu sagen: „Sie müssen Fabrikant werden; denn zu etwas theoretischem haben Sie gar keine Anlage, nur zu technischen und praktischen Fragen."

Ein großes Verständnis für technische Fragen zeigt Schweinfurth allerdings, wenn er die Gewinnung des Eisens, des Kupfers und die hierzu erforderlichen Blasebälge im Herzen von Afrika bespricht. Ausdrücklich führt er z. B. an: „Der Prozeß des Stählens ist ihnen natürlich unbekannt und die Härtung wird nur durch fortgesetztes Hämmern erzielt."

Alle diese vielseitigen Kenntnisse werden immer dazu benutzt, afrikanische Verhältnisse mit den Verhältnissen anderer Länder, ja anderer Weltteile zu vergleichen. So gewinnt denn Schweinfurth stets eine sichere Grundlage für die Beurteilung der Bodenverhältnisse und der Bewohner eines Landes. Diese Art zu forschen und zu beschreiben wurde geradezu vorbildlich für die Völkerkunde.

Dem scharfen Auge eines Schweinfurth entging es nicht, daß die Bewohner der schwarzen Sumpfgegend die Schilluk, Nur, Dinka, tiefschwarz sind, während die Bewohner der roten Fels-

erde, die Bongo, Mittu, Niam-niam, einen rötlichen Farbenton besitzen. Diese Beobachtung war damals etwas ganz Neues. Heutzutage ist der Einfluß der äußeren Verhältnisse auf die Färbung eines Tieres allgemein anerkannt. Besonders Klunzinger hat neuerdings hierüber interessante Tatsachen veröffentlicht. Leider aber bleiben diese Tatsachen unerklärt, denn nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist wohl nicht anzunehmen, daß die Farbe des Bodens unmittelbar auf die Färbung eines Tieres einwirkt. Es scheint mir jedoch, daß hierbei die Verhältnisse folgendermaßen liegen: Die verschiedengefärbten Bodenarten erzeugen verschiedenartige Nahrungsmittel und verschiedenartige physikalische Verhätnisse, welche im hohen Grade die Färbung eines Tieres beeinflussen.

Auch hier leistete ihm sein künstlerischer Blick und seine große Fähigkeit das Gesehene durch Zeichnungen festzulegen unschätzbare Dienste.

Wie schmerzlich empfand es der berühmte Afrikareisende Nachtigal, daß er nicht zu zeichnen verstand. Gewiß mit Recht heißt es: „Richtig zeichnen bedeutet nichts anderes als richtig sehen."

Betrachtet man die Zeichnungen von Schweinfurth, so muß man wohl unwillkürlich sagen: diese Darstellungen beweisen, daß Schweinfurth vieles bemerkt hat, was anderen geradezu unsichtbar ist.

Seine Abbildungen z. B. der Niam-niam zeigen uns den kriegerischen Sinn dieses Volkes auf das schlagendste. Oft hört man den Ausspruch: Die Photographie ist ein so zuverlässiges und bequemes Mittel Aufnahmen zu machen, daß man der zeitraubenden Zeichnungen gar nicht mehr bedarf. Wer es aber gesehen hat, mit welcher Geschwindigkeit Schweinfurth Personen skizziert, der wird zugeben, daß etwas ähnliches die Photographie nicht leistet. Wie sprechend ist seine Zeichnung des Monbuttakönigs Munsa in seiner „Königspracht"! Vergleicht man die Zeichnung mit einer Photographie, die neuerdings ein Reisender von einem Großsohn des Munsa aufgenommen hat, so muß man wohl zugeben, diese beiden Abbildungen kann man eigentlich

gar nicht mit einander vergleichen. Die Photographie des Großsohnes hat insofern einen großen Wert als sie beweist, daß an Schweinfurths Zeichnungen die ganze Stellung, Tracht usw. vollständig naturwahr ist. Sonst aber sieht die Photographie so aus, als wenn man Schweinfurths Zeichnung verunglimpft hat. Es fehlen eine Menge wichtiger Einzelheiten der Kleidung und auch der Gesamteindruck ist höchst mangelhaft. Obgleich Schweinfurth so ein hervorragender Meister im Zeichnen ist, so weiß er doch den Wert der Photographie ganz ungemein zu schätzen. Er hat sich die besten photographischen Apparate angeschafft und verwendet sie für bestimmte Zwecke sehr ausgiebig. Hierin ist er ganz anders als viele andere ältere Künstler, welche die Photographie geradezu verachten. Er ist eben frei von kleinlichen Vorurteilen. Dies zeigt sich schon in seiner ganzen Art, Menschen und Verhältnisse zu beurteilen. Stets weiß er die



Niam-niamkrieger, gez. v. G. Schweinfurth (aus „Im Herzen von Afrika").

Hauptsachen herauszufinden und von den verwirrenden Einzelheiten zu befreien, die ihnen anhängen. Daher gelingt es ihm auch stets beim Vergleich der verschiedenen Völkergruppen ihre gemeinsamen Merkmale festzustellen. Gewiß mit Recht sagt Oskar Peschel: „Die unterscheidenden Merkmale wurden früher erfaßt als die gemeinsamen", d. h. nur ein höher gearteter Geist ist imstande aus dem Gemische scheinbar sehr verschiedenartiger Eigenschaften das Gemeinsame herauszufinden. Da Schweinfurth gerade hierin sich als Meister zeigt, so steht seine Kunst und Wissenschaft besonders hoch da. Besonders deutlich tritt das hervor bei seiner Beschreibung und Beurteilung des Zwergvolkes der Akka. So mancher andere Forscher hätte sich vielleicht bemüht, hier womöglich eine neue Rasse festzustellen. Schweinfurth hingegen wies darauf hin, daß die Akka den Buschmännern nahe stehen und mit ihnen zusammen eine große Völkergruppe im Innern Afrikas bilden.

Seine erste Begegnung mit den Akka am Hofe des Monbuttukönig Munsa schildert er besonders anziehend. „Die Sonne war eben dem Untergange nahe, als mich der Rückweg durch das große Residenzdorf führte, da sah ich mich plötzlich von einem Haufen übermütiger Knaben umringt, welche ein Scheingefecht zu meinem Empfang improvisierten, ihre Pfeile auf mich richteten und mich recht unverschämt umschwärmten. Das sind die Akka, riefen meine Begleiter, du glaubst wohl es seien Kinder, das sind Männer, die zu fechten wissen.

Sechs dieser Männer habe ich gemessen. Keiner von ihnen hatte über 1 Meter 5 Zentimeter Höhe ($3^1/_2$ Fuß). Einer von ihnen führte einmal einen Waffentanz aus. Er war nach Art der Monbuttuneger ausgerüstet mit Schurz und Federhut, auch mit Lanze und Bogen bewaffnet, alles en miniature. Hatte ich früher oft den Waffentänzen der Neger meine höchste Bewunderung zollen müssen, so war diesmal der erhaltene Eindruck doch zunächst der einer grenzenlosen Heiterkeit. Etwas possierlicheres, urkomischeres hätte kein Clown in einem Zirkus zum besten geben können. Trotz seines großen Hängebauches, trotz der kurzen dünnen Säbelbeine leistete der schon etwas bejahrte Tänzer wahrhaft

unglaubliches an Sprungkraft und Gewandtheit. Seine Sprünge und Attituden waren dabei von einer affenähnlichen Lebhaftigkeit des Gesichtsausdruckes begleitet. Alle Anwesenden mußten sich den Bauch vor Lachen halten. Meine Dolmetscher aber riefen dazu: Seht die Akka, wie sie hüpfen und tanzen, so springen sie im Grase der Steppe umher, gleich Heuschrecken, wenn sie die Elefanten jagen. Dieser sieht schlecht, aber die Akka sind flink und leichtfüßig, sie schießen ihm ihre Pfeile ins Auge und jagen ihm ihre Lanzen in den Bauch."



Akka, gez. von G. Schweinfurth (aus „Im Herzen von Afrika").

Über die Verwandtschaft der Akka mit anderen afrikanischen Völkern äußert sich Schweinfurth folgendermaßen: „Nach allem, was ich über die Akka in Erfahrung zu ziehen vermochte, stellt sich heraus, daß dieser Stamm in langer Kette von Zwergvölkern sich quer durch Afrika in der Längsrichtung des Äquators hinzuerstrecken scheint. — —

Ihre Analogie mit den Buschmännern ist so auffallend, daß man, einmal darauf aufmerksam gemacht, einen solchen in mehr als einer Hinsicht sofort erkennt."

Diese Behauptung wurde von Schweinfurth durch genaue

Körpermessungen, Bestimmungen der Haut- und Haarfarbe usw. so sicher begründet, daß sie jetzt allgemein anerkannt ist. Anfangs stieß sie allerdings auf den größten Widerspruch. Einige Engländer und Amerikaner wollten außerdem durchaus Stanley als den Entdecker der Akka hinstellen, aber die deutschen Geographen wurden nicht müde, Schweinfurth sein Vorrecht zu wahren.

Seine Beschreibung und Beurteilung der Akka wurde für die ganze Entwicklung der Völkerkunde von Bedeutung. Diese großen Erfolge verdankt er wohl dem Umstande, daß er sich nie damit begnügt, bloß die körperliche Beschaffenheit eines Volkes zu untersuchen. Er bemüht sich vielmehr, stets ihre ganze Umgebung zu erforschen. Er beschreibt auf das Genaueste ihre Ernährung, ihre Wohnung, ihre Beschäftigung, ihre Haustiere. Gewiß sind vielen Lesern seine trefflichen Zeichnungen der Rinder, Schafe, Hunde, Hühner und anderer Haustiere aufgefallen. Gerade hierdurch hat er der Zoologie einen großen Dienst geleistet, denn leider wurden die Haustiere von den Zoologen in früheren Zeiten oft sehr stiefmütterlich behandelt. Neue Arten gab es hier nicht festzustellen, und das war doch bei vielen Zoologen die Hauptsache. Hatte man eine neue Art entdeckt, dann gelang es vielleicht, einen anderen Zoologen zu veranlassen, das „neue Tier" nach seinem Entdecker zu benennen. Diese kleinliche Eitelkeit lag einem Schweinfurth fern. Er arbeitete nicht, um sich bewundern zu lassen, sondern um die Natur zu erforschen. Hierfür wurde er reichlich belohnt durch seine unschätzbaren Verdienste um die Zoologie.

Es gibt wohl wenig Reisende, nach denen so viele Arten von Tieren benannt sind, wie Schweinfurth. Auch in den weitesten Kreisen bekannt ist der Schimpanse Troglodytes Schweinfurthii, den er zuerst in Zentralafrika nachgewiesen hat. Seine Entdeckung beschreibt er folgendermaßen: „Bei keinem Weiler der Niamniamneger fehlen die zur Befestigung von Jagd- und Kriegstrophäen dienenden Pfähle, an welchen die Insassen in prahlerisch ostentativer Weise die Beweise ihrer Tapferkeit zur Schau stellen. Diesen Pfählen verdankt meine Knochensammlung einen reichen Zuwachs. Schädel von Antilopen aller Art, von Meerkatzen,

Pavianen, Wildschweinen, von Schimpansen und Menschenschädel fanden sich bunt durcheinander an den Ästen der Votivpfähle gespießt, Weihnachtsbäumen nicht unähnlich. Zahlreiche, unzweideutig für den entschiedenen Hang zum Kannibalismus sprechende Zeugen treten hier vor unsere staunenden Blicke. — Wenn ich die Menge der bei den Weilern aufgehäuften Schädel von Schimpansen berücksichtige, so sehe ich mich zu der Ansicht berechtigt, daß in dieser Gegend eins der Verbreitungszentren dieser merkwürdigen Geschöpfe zu suchen sei." Professor Giglioli in Florenz hat den von Schweinfurth entdeckten Schimpanse als eine Unterart (subspecies) beschrieben und nach Schweinfurth benannt.

Besonders wertvoll sind Schweinfurths Vergleiche der afrikanischen Haustiere mit den wildlebenden Tieren und den Tieren der altägyptischen Wandgemälde. Hierdurch schuf er eine reiche Fundgrube für Rassenstudien und für die Beobachtung der Symbiose (Zusammenleben) zwischen Tier und Mensch. Seine Angaben über das Vorkommen der verschiedensten Tierarten im Innern Afrikas waren für die Tiergeographie von großer Wichtigkeit. So berichtet er z. B., daß eine besondere Robbenart (Manatus) in einem Nebenflusse des Uëlle vorkommt. Hierbei befähigen ihn seine großen zoologischen Kenntnisse zu sagen: „Dieses Tier kommt in den Zuflüssen des Nil nicht vor, wohl aber in den Flüssen Westafrikas. Folglich strömt der Uëlle diesen Flüssen zu". Ähnliche kurze tiergeographische Mitteilungen findet man bei Schweinfurth oft eingestreut, mit einer Anspruchslosigkeit, als wenn sie ganz selbstverständlich sind. Aber auch seine Beschreibung der Lebensverhältnisse einzelner Tiere lieferten oft sehr wertvolle Beiträge für die Biologie, so z. B. seine Beobachtungen an den Klippschliefern (Hyrax), welche Brehm in seinem Tierleben eingehender beschrieben hat. Schweinfurth wies nach, daß diese kleinen Säugetiere an ihren Zehen kleine Luftsäcke tragen, eine Art von „Pneumatik". Mit diesen Vorrichtungen können sie an senkrechten Felswänden, wie Eidechsen herauf- und herunterlaufen. Aus all diesen Darlegungen ersieht man wohl, daß Schweinfurth ein vollständig ausgebildeter Zoolog und vergleichender Anatom ist

und doch sind diese Fächer nicht seine Hauptfächer. Sein Hauptfach ist die Botanik.

Schon oben wurde angedeutet, daß Schweinfurth bereits als Knabe in der großartigen Gärtnerei seines Schwagers Wagner sich eine bedeutende Kenntnis fremdländischer Pflanzen erwarb. Diese umfassenden Kenntnisse erweiterte er in Deutschland durch das Studium großer Sammlungen ost- und westafrikanischer Pflanzen. Hierdurch beherrschte er die afrikanische Flora wie wenig andere Forscher und konnte sie mit der Flora vieler anderer Länder vergleichen, in denen er umfangreiches Forschungsmaterial zusammenstellte. Er hat in folgenden Ländern große Sammlungen gemacht: Rußland, besonders Livland, Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien, namentlich Sardinien, Griechenland, Syrien, Ägypten, Marmarica, Tunesien, Algerien, Arabien und in der Kolonie Eritrea. Alle diese Kollektionen sind sämtlich Eigentum des botanischen Museums in Berlin.

Diese groß angelegten vielseitigen Arbeiten gaben Schweinfurth einen ganz besonders weiten Blick, der in allen seinen botanischen Arbeiten hervortritt. Er zeigt sich schon in seiner Schrift Plantae quaedam Niloticae (1862), noch deutlicher aber in seinen späteren Arbeiten, so z. B. in „Die Florengemeinschaft von Südarabien und Nordabessynien", dann in „Ägyptens auswärtige Beziehungen hinsichtlich der Kulturgewächse." Nach dem Urteil der größten Kenner haben diese Arbeiten und viele andere eine große Bedeutung für die Pflanzengeographie und für die Erforschung der Anpassungsfähigkeit der Pflanzen überhaupt. Für derartige Forschungen ist allerdings Ägypten ein ganz besonders günstiger Boden.

Man ist daran gewöhnt, Ägypten für ein unerschöpfliches Füllhorn der Fruchtbarkeit zu halten und doch weist schon Herodot darauf hin, daß Ägypten nur ein Geschenk des Nils ist, d. h. der Nil hat auf den Sand der Wüste fruchtbares Land angeschwemmt. Dieses Geschenk des Nils hat aber nur für fleißige Ackerbauer einen Wert. Ein jeder Sandsturm ruft ihnen die ernste Mahnung zu: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es um es zu besitzen."

Schon Napoleon I. sagt: „Wird Ägypten schlecht bebaut, so reicht die Wüste bis an den Nil."

Alle diese Tatsachen beweisen, daß jedenfalls früher viele Gegenden Ägyptens wüst und kahl waren und daß ein großer Teil seiner heutigen Pflanzen erst durch Menschenhände dort heimisch geworden sein kann. Die Urheimat dieser Pflanzen festzustellen, ist jedenfalls eine höchst anziehende Aufgabe und daher ist es wohl sehr zu verstehen, daß Schweinfurth alle seine Kräfte ihrer Lösung widmete. Gerade er war hierzu ganz besonders berufen, da er Ägypten und seine Nachbarländer seit Jahrzehnten auf das Genaueste durchforscht hatte. Außerdem wußte er aus zahlreichen Gräberfunden sehr genau von vielen Pflanzen, wie lange sie schon in Ägypten heimisch waren. Unter anderen zeigte er mir einmal in seiner Sammlung den Kern einer Wassermelone und sagte: „Dieses ist der einzige derartige Kern, welcher in einem ägyptischen Königsgrabe gefunden wurde, aber er genügt um zu beweisen, daß schon vor 4000 Jahren in Ägypten Wassermelonen gebaut wurden". Diese und ähnliche Funde veranlaßten ihn wohl, sich immer mehr der Altertumskunde zuzuwenden. Er äußert sich hierüber folgendermaßen in seiner Arbeit: „Ägyptens auswärtige Beziehungen hinsichtlich der Kulturgewächse:" „Unter den Hilfsmitteln der Altertumsforschung gebührt der Pflanzenkunde ein hervorragender Rang, denn bei allen denjenigen Völkern der Vergangenheit, deren Leben sich auf die Pflege von Pflanzen stützte, haben diese einen besonderen Anteil an der Hinterlassenschaft. — Es hat Völker gegeben, die keinerlei Denkmäler hinterließen, keinen beschriebenen Stein; aber wo Steine schwiegen, da haben Pflanzen geredet."

Ein Dolmetscher dieser Sprache zu werden, das wurde immer mehr sein Beruf. Doch er beschränkte sich nicht bloß auf die Pflanzenkunde, alle jene Wissenszweige, in denen er Meister war, stellte er in den Dienst der Altertumsforschung.

In seiner Schrift „Über den Ursprung der Ägypter" sagt er: „Schon in der ersten Königsdynastie der alten Ägypter hören die monumentalen Steinbauten der Königsgräber auf, die Schriftproben der, wie es scheint, zum Teil noch unverständlichen Hiero-

glyphen werden so knapp, daß es den Anschein hat, als werde man nirgends auf längere Texte historischen Inhalts stoßen; da gebührt den naturkundlichen Funden eine erhöhte Bedeutung und der Ägyptologe wird Platz zu machen haben für den Ethnographen und Naturkundigen, der ja auch überlieferte Urkunden zu lesen und zu deuten hat, nur sind dieselben nicht von Menschen geschrieben, sondern von der Natur und zwar mit Zeichen, die an Unauslöschlichkeit die Hieroglyphen noch übertreffen."

Die Erforschung dieser ältesten Geschichte führte Schweinfurth immer mehr der Vorgeschichte zu, besonders da sein alter Freund Rudolf Virchow ihn mächtig hierzu anregte. Mit besonderem Eifer wandte er sich den prähistorischen Steingeräten zu. Gewiß ist das sehr bemerkenswert, da er früher diese Steine nicht als menschliche Werkzeuge anerkennen wollte. Erst als er sich eingehender mit ihnen beschäftigte, erkannte er ihre große Bedeutung und im Jahre 1884 schrieb Rudolf Virchow: „Gerade der Umstand, daß so ein gewissenhafter und kritischer Beobachter wie Schweinfurth, der selbst lange zu den Gegnern gehört hat, durch seine eigenen Forschungen die volle Überzeugung von der Richtigkeit unserer Deutung gewonnen hat, wird als ein vollgültiges Zeugnis in Anspruch genommen werden dürfen." Es gelang Schweinfurth bald aus den verschiedensten Teilen Ägyptens höchst wertvolle Steingeräte aufzusammeln. Einmal gelang es ihm sogar in Eryträa Paviane zu überraschen, wie sie mit „Steinklopfern" die harten Kerne von Sclerocarea birrea aufknackten. Er hob ihren steinernen Nußknacker und das Ergebnis ihrer Hammerarbeit auf und übergab sie dem Botanischen Museum in Berlin.

Im Berliner Museum befinden sich überhaupt sehr zahlreiche und wertvolle Sammlungen von Schweinfurth. Hierüber schreibt der berühmte Geologe Blankenhorn folgendes:

„Schweinfurths hervorragende Fähigkeit und Tätigkeit als Sammler hat die Berliner naturwissenschaftlichen Museen so reich ausgestattet, daß wenige Museen der Welt mit ihnen inbezug auf Ägypten konkurieren können. Seine reichen afrikanischen Herbarien sind im Besitz des Berliner botanischen Museums.

Seine reichhaltigen Sammlungen von Versteinerungen und Mineralien befinden sich im Museum für Naturkunde in Berlin und füllen für sich allein 15 Schränke. Sie bilden bis heute ein wertvolles Material für immer neue fachwissenschaftliche Spezialstudien." —

Aber auch andere europäische Museen beschenkte Schweinfurth reichlich, so z. B. sandte er an 25 Museen wohlgeordnete Sammlungen von Steingeräten aus Ägypten. So reichhaltig aber auch diese ägyptischen Funde waren, einem Schweinfurth genügten sie nicht. Er verglich seine Forschungsvorräte mit allen anderen ihm zugänglichen und trat mit dem Altmeister Rutot, mit Blankenhorn, Klaatsch, Kapitan und anderen hervorragenden Forschern in Verbindung, ja er wandte sich sogar an den berühmten Ingenieur Reuleaux und bat ihn, die Benennungen seiner steinernen Werkzeuge zu begutachten.

Wir sehen also, auch auf diesem Gebiete steht Schweinfurth trotz seiner 70 Jahre wie einer der allerjüngsten Forscher da.

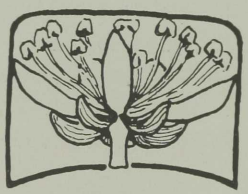
Überblicken wir nochmals die so sehr verschiedenartigen Gebiete der Wissenschaft und Kunst, auf denen Schweinfurth so hervorragendes geleistet hat, so müssen wir wohl sagen: Es gibt wenig Gelehrte, die wir ihm an die Seite stellen können, schon deshalb allein, weil es überhaupt wenig Menschen gibt, die zugleich Gelehrte und Künstler sind.

Um so bewunderungswürdiger ist daher seine große Bescheidenheit. Obgleich er doch von Jugend auf mit der größten Selbständigkeit gearbeitet hat und seinen großen Fähigkeiten, seiner großen Arbeitskraft so vieles verdankt, ist er doch fern von jeder Selbstüberhebung, von jedem Gelehrtendünkel. Stets spricht und schreibt er darüber, wieviel er anderen verdankt, stets ist er auch bereit, die Verdienste seiner Kollegen anzuerkennen und zu rühmen. Das will viel sagen; denn leider hat heutzutage der Kampf ums Dasein dahin geführt, daß nur zu viele Gelehrte in jedem Kollegen gleich einen Konkurrenten und Feind wittern.

Einem Schweinfurth liegt das gänzlich fern. Daher ist er

auch überall beliebt und überall wird sehnlichst der Wunsch ausgesprochen: lang lebe unser Schweinfurth!

Wir Balten haben ganz besonders Grund, uns diesem Wunsche anzuschließen. Obgleich Schweinfurth schon seit einem halben Jahrhundert in weiter Ferne lebt, hängt er noch immer in alter Liebe an seiner baltischen Heimat.



Im Peter-Hause zu Narva.

(Am Peter Paulstage 29. Juni 1906.)

Von

Carl Hunnius.

I.

Heil'ger Abend war's vor Pfingsten, als ich kam zur Vaterstadt —
In dem Buch der Kindheit las ich manches fast vergilbte Blatt,

Hörte um die Kirchenzinnen wiederum die Dohlen schrein —
Sah die Giebel und die Erker glüh'n im alten Sonnenschein,

Blickte von den Höh'n der Wälle auf das Bild zu Füssen mir,
Trotz der Jahre, die verflossen, — zauberischer lächelt's schier.

An der grossfürstlichen Zwingburg rauscht vorbei der Heimatfluss,
Winkt aus wilderregtem Bette mir hinauf wie einst den Gruss.

Durch Jahrhunderte sich streckend, überdauernd Frost und Glut,
Schaut des Ordens trotz'ger Wartturm unbeweglich in die Flut.

In den engverschränkten Gassen, aus der Jugendzeit vertraut,
Tritt die alte Zeit entgegen mir mit süss verscholl'nem Laut.

Hingesunken sind Geschlechter und es reden nun allein,
Wo der Mund der Menschen schweiget, hier die Mäler noch von Stein.

Bildwerkreiche Häusertore, Gärten — einsam, schattengrün, —
Inschriften und Namen künden — von den Jahren, die entfliehn.

Dämm'rung des Vergessens senkt sich auf manch Epitaph von Gold, —
Unaufhaltsam vorwärts schreitend — weiter die Geschichte rollt. — — —

II.

Angesichts der alten Bäume an der Burgwallpforte dort
Ragt ein Haus aus grauer Vorzeit der Erinn'rung treuer Hort.

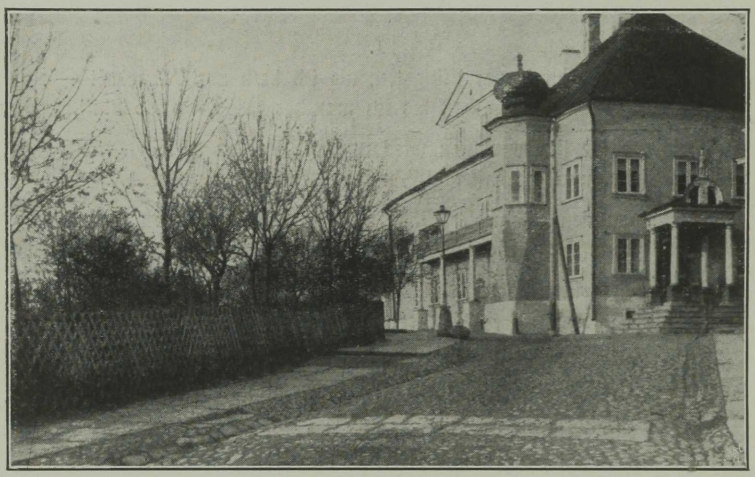
Ehrfurchtsvoll bewahrt der späten Enkel nachgebor'ne Schar
Jene Räume, die durchwandelt einst der willensstarke Zar.

Weltumspannende Gedanken barg des Hauses schlichter Bau,
Ein geborener Herrscher hielt hier — geisteskühne Zukunftschau.

Auf dem Mauerkranz der Festung, die dem Feind er abgewann,
Stand er oft, wenn tief das Auge in die blaue Ferne sann.

Mit der Faust des Zimmermannes, rot noch von des Sieges Spur,
Brach der Mächt'ge sich das „Fenster" europäischer Kultur, —

Würgt' den Drachen mit der Keule, wiederum ein Ritter Jörg,
Zwang zwei Welten eng zusammen — Moskau hier und Wittenberg . . .



Das Peterhaus zu Narva.

Sinnend gleiten an den Wänden still die Abendstrahlen hin,
Fühl ich's doch in diesen Räumen nimmer, daß ich einsam bin.

Hallt der Schritt auch melancholisch durch das öde Prunkgemach,
Wird der Geist der Weltgeschichte doch in meiner Seele wach.

Aus Jahrhunderten entgegen wehen mir die Lüfte schwül
Jener Zeiten, da um Narva eisern einst der Würfel fiel;

Als nach mörderischen Kämpfen für das baltische Gebiet
Nach der Vorsehung das Schicksal sich für immerdar entschied.

Durch die Flur von Schlachttrophäen an dem Blick vorübertrosst
Jene alte, kriegerische Zeit im Schmuck von Edelrost.

Friedlich aus dem Bilderrahmen blickt das königliche Paar,
Dessen kriegerischer Einsatz einst die graue Feste war,

Wo mit erstem Lorbeerreise schmückte sich ein junges Haupt,
Bis der Tag ihm von Poltawa seinen Siegerkranz geraubt,

Zwischen hochgetürmter Kugeln Eisenhügeln wandr' ich hier
Und den schlachtzerfetzten Fahnen, die der Wände trotz'ge Zier.

Über all' der Kriegesstücke farbenbunte Beuteschar
Breitet seine mächt'gen Schwingen stolz der doppelköpf'ge Aar.

In die Ferne schaut sein Auge, das zur Sonne sich erhebt —
Glaubend an des Reiches Zukunft und vom Hoffnungsstrahl belebt.

Schollernd tun sich des Portales Eisenflügel vor mir auf,
Durch das satte Grün der Wipfel grüsst der flücht'ge Strom herauf.

Pfingstgeläut, von allen Türmen auferwachend, grüsst mich laut
Mit den seligen Akkorden, die dem Knaben schon vertraut,

Aus Jahrhunderten versetzend mich ins Licht der Gegenwart,
Die auch wie an Festesschwelle eines Geistesfrühlings harrt. —

Neue Zeit ist angebrochen, greuelreich — doch wundersam,
Die das Losungswort der Freiheit von den Höh'n des Throns vernahm.

Nicht den wilden Lügenstimmen, fratzenhaft, dämonengleich —
Nur dem Geist aus Gottes Gnaden gilt dereinst das Himmelreich.

Da der Liebe und der Wahrheit Lebensmächte neu erstehn, —
Durch Gerechtigkeit die Kräfte eines Volkes sich erhöhn.

Wo das Erbe jenes Grossen, das wie ein vergrab'nes Pfund
Lange ruhte — wieder werden darf des neuen Baues Grund.

Wandelten sich auch die Zeiten, darin blieben sie sich gleich —
Nur ein eisenfester Wille schmiedet uns wie einst das Reich.

Immer weiter gilt's zu bauen, — seinen Arbeitern voran —
Schreitet wie der Cid — ein Riese, mit der Axt der Zimmermann! —

III.

Mächtig grollt der heil'gen Glocken Zeugenchor aus alter Zeit,
Die getauft mit Schlachtenfeuer blutiger Vergangenheit, —

Ehrfurcht in den Herzen weckend eines schwankenden Geschlechts,
Das im Wind der Tagesmeinung schwächlich links sich beugt und rechts, —

Mit Prophetenzungen rufend laut ins lärmende Gewühl
Einer Zeit, die irre redend — abgeirrt vom höchsten Ziel . . . . .

Rote Abendlichter spielen um das grüne Moos des Walls,
Immer tiefer in die Fluten taucht der Glanz des Sonnenballs.

Ein gespenstisch dunkler Schatten wächst mit hünenhafter Kraft, —
Streckt gebieterisch empor sich in die Wolken riesenhaft. —

Greift mit zürnender Gebärde bis hinauf zum Göttersitz, —
Eine Axt in sehn'gem Arme blinkt in Lüften, wie der Blitz . . . .

In den Gräbern drunten rührt sich der Gefallenen Gebein,
Vorwärts rückend gliedern dröhnend sich der Massen dunkle Reih'n.

Wie getragen vom Geläute fernher schallt von der Bastion
Durch die feierliche Ruhe einer Stimme Donnerton: —

„Glaubt an Gott und an die Grösse Russlands!" — ruft ein Feuerblick
Und im Wiederhall der Glocken tönt es echoreich zurück! — —

Die Gemälde Ed. von Gebhardts in der Friedenskirche zu Düsseldorf.

Von
Prof. Dr. **Wolfgang von Oettingen**-Reichenberg a. Rhein.

Eduard von Gebhardt, der große Meister des tief innerlich und persönlich aufgefaßten religiösen Bildes, hatte 1884—1891 einen Saal in dem protestantischen Kloster Loccum mit herrlichen Wandbildern geschmückt; seitdem bewegte ihn der Wunsch, noch einmal und gleichsam als Inbegriff seines gesamten Könnens und Wissens einen Zyklus zu schaffen, der an heiliger und minder entlegener Stätte einer andächtig gesammelten Gemeinde vor Augen stünde und mit ganz anderer Gewalt als ein einzelnes Altarbild oder gar als ein Gemälde in überfüllt gedrängtem und unruhigem Museums-Saal den Leuten zum Herzen redete. Was vielen versagt bleibt, ist ihm zuteil geworden: dem Lebenswunsch ward seine Erfüllung. Vor wenigen Monaten fand in Düsseldorf die feierliche Übergabe der vollendeten Friedenskirche statt, in der der jetzt 69jährige Mann die vom Königl. preußischen Kultusministerium ihm überwiesenen Wandflächen, jahrelang arbeitend mit der Leidenschaft eines begeisterten Künstlers, zu geweihten Trägern seiner gemalten Predigt von Christus dem Erlöser gemacht hat.

Die Friedenskirche, im südlichen Stadtteil an einer unbe-

deutenden Straße gelegen, ist ein 1895—1899 aufgeführter, wenig ansehnlicher Backsteinbau von knappen, frühgotischen Formen. Sie hat drei einander fast gleich hohe, durch schlanke Rundpfeiler geschiedene Schiffe, von denen die beiden äußeren breite Emporen mit hochaufgebauten hölzernen Bankreihen einschließen. In der Chornische sind hochgezogene und schmale, oberhalb der Emporen an den Langwänden der Schiffe aber je drei mächtig breite, dreiteilige Fenster mit grünlicher Verglasung angebracht. In die Schmalwand, die dem Altar gegenüberliegt, ist eine Orgel eingebaut; die Decken sind gewölbt; die ganze Kirche macht einen hellen, geräumigen, etwas in die Breite gehenden Eindruck. Trotzdem bietet sie der Betrachtung der Gemälde große Schwierigkeiten. Nur die Bilder an dem Triumphbogen, dem Übergang vom Mittelschiff zur Chornische, sind von jedem Standpunkte aus bequem zu sehen; die Chornische selbst aber ist ziemlich dunkel. Die Hauptbilder befinden sich rechts und links von der Chornische über den Emporen und dem Chor gegenüber zu beiden Seiten der Orgel: man kann sie nur zwischen den Bankreihen der Emporen sich drängend genießen, und zwar auch dann nur, wenn man ganz nahe herantritt, oder, von jenseits hinüberblickend, recht gute Augen hat. Noch schlimmer steht es mit den acht Schmalbildern zwischen den Fenstern: trotz dunkler Vorhänge, in die man sie eingefaßt hat, wird ihr Eindruck durch die Blendung schwer beeinträchtigt, und noch dazu werden ihre unteren Teile durch die hohen Banklehnen verdeckt. Zum Überfluß hängen große elektrische Kronleuchter zahlreich von den Decken herab und schneiden natürlich nicht selten in das Gesichtsfeld ein.

Obgleich nun Gebhardt mit allen diesen mißlichen Umständen gerechnet und unsägliche Kunst und Mühe darauf verwandt hat, sie zu überwinden, blieben wenigstens für den Überblick im ganzen doch noch manche Anstöße übrig: daß ihrer ungeachtet der aufmerksame Beschauer der Gemälde sehr bald in deren sanften Bann gezogen und in die Stimmung ernster Ergriffenheit versetzt wird, die dem Orte ziemt und die der Meister hat hervorbringen wollen, ist der großen Gewalt seiner unvergleichlichen Kunst zu verdanken.

Sein Werk ist einheitlich, obgleich er den Schmuck der Vorhalle, der Gewölbe und der Chornische nicht selbst ausgeführt, sondern unter seiner Leitung einem früheren Schüler überlassen hat. Aber dieser verkörperte doch nur die Gedanken, die sich dem Ganzen mehr beiläufig einfügen, und trat mit seiner Arbeit bescheiden zurück.

Unfehlbar fällt der erste Blick des Ankömmlings auf einen kolossalen Kruzifixus, der, in Lindenholz geschnitzt und zum Teil vergoldet, vom Schlußstein des Triumphbogens ganz frei in die Kirche herabhängt; am Fuße des Kreuzes windet sich in ohnmächtigem Grimm die alte Schlange um den Spruch: „Tod, wo ist dein Stachel!“ Über dem Kruzifixus aber erscheint auf die Wand gemalt die Taube des heiligen Geistes, und über dieser, herausfahrend zwischen zerspaltenen Wolken und zwischen Mond und Sonne, eine gigantische Hand mit der Beischrift: „Ich schwöre bei mir selbst.“ Sie versinnbildlicht die Person Gott Vaters, und so ist durch sie die dritte Person der heiligen Dreifaltigkeit dargestellt; eine unaussprechliche Kraft und Macht geht von diesen lebensprühenden Fingern aus; wir müssen des starken und eifersüchtigen Gottes gedenken, während der sterbende Christus darunter in verklärter Schönheit der milde Friedensbringer ist. An den Gewölben der Chornische beten die Erzengel an, und vorn an dem Triumphbogen sind, paarweise übereinander, die zwölf Apostel als Zeugen für die Erlösungstat Christi angebracht: Glaubensboten, deren Aussehen von den hergebrachten Typen völlig abweicht. Eines jeden Charakter hat Gebhardt neu geschaffen nach dem Eindruck, den er von ihm aus der Bibel gewann. Petrus steht da, stämmig, rotbackig, überhaupt derb und fest als ein Fischer, der von seiner harten Arbeit in Wind und Wetter kam; neben ihm Paulus, nicht der langbärtige Sanguiniker, den etwa Dürer aus ihm machte, sondern als ein bartloser, kränklicher Mann, dem der „Pfahl im Fleische“ die Kraft brach, dessen inneres Leben jedoch das schöne Auge mit Glaubensgewißheit verklärt. Johannes ist nicht mehr der weiche Jüngling der italienischen Kunst, sondern ein gereifter, kurzgelockter Mann von sinnendem Ausdruck; Thomas, ein komplizierter, zwiespältiger, ringender Charakter, zeigt mit beredtem

Spiel seiner beiden Hände, wie er handgreiflich sich von der Körperhaftigkeit des Auferstandenen überzeugt habe.

Alle diese Figuren sind repräsentierend; die übrigen Gemälde stellen historische Szenen vor, und zwar, auf jenen im Mittelpunkte schwebenden Kruzifixus hinleitend, die Hauptmomente aus dem Leben Christi von seiner Erscheinung als der Verkündete an bis zu Gethsemane, und, vorbereitend auf Christus, die Geschichte des Moses als seines Antitypus im Alten Testament. Die Anordnung der Bilder entspricht allerdings nicht durchaus der richtigen Reihenfolge der erzählten Ereignisse, denn der Künstler hat die verschiedene Größe der Wandflächen für die Verteilung der Gegenstände maßgebend sein lassen. Doch spinnen tiefsinnige Beziehungen sich hin und wieder, hinüber und herüber, und immer spüren wir die Geschlossenheit des durchdachten und wohlgeführten Werkes. Nicht wenig tragen dazu die Überschriften bei, die einen engen, persönlichen Zusammenhang zwischen dem Beschauer und dem dargestellten Ereignis herstellen.

So sehen wir im linken Seitenschiff als erstes Bild Moses, der vor dem feurigen Busche in ehrfürchtigem Entsetzen zusammenbricht; er hat die Berufung vernommen, das Volk Israel aus Ägypten zu führen, und stammelt: „Herr, wer bin ich?", wie der Christ, dem die innere Stimme eine große, kaum zu bewältigende Aufgabe zuweist, zunächst demütig zagt. Gegenüber ist Christi Einzug in Jerusalem, von Kindern froh umjubelt: „Ja komm, Herr Jesus!" Er aber, der, wie drüben Moses, an das Schwerste seines Werkes gehen soll, verhüllt sinnend das Haupt. Dieses Bild übrigens, schmal und klein, ist ein Wunderwerk der Komposition: es stellt, vor einer Häuserreihe, dichtes, in den Hintergrund ziehendes Gedränge dar, im Vordergrunde die Kinder an einem Brückengeländer; von Christus selbst ist nichts zu sehen als sein Kopf und Rücken, von seinem Esel nur der Kopf, außerdem erblicken wir noch etwa 6—7 lebhaft bewegte Köpfe und einige Arme mit wehenden Palmzweigen: aber der Eindruck des lärmenden, festlichen und dabei doch tragischen Einzugs in die Stadt des Leidens ist vollständig erreicht. Und weiter: links Moses, wie er, die schwarzen Gesetzestafeln im Arm tragend,

vom Abhang des Sinai aus der lärmenden Prozession des goldenen Kalbes gewahr wird: Empörung durchschüttelt den ungeheuren Mann, während Aaron, ein unehrlicher Bruder, verkniffen und verlegen sich entschuldigt wie ein Opportunist es gegenüber radikalen Idealisten tun mag, und unten im Tal die Toren sich in läppischer Freude ergehen. Hier lautet die Überschrift: „Verwirf mich nicht von deinem Angesicht". Der Zusammenhang mit dem Gemälde ist nicht ohne weiteres klar, aber er fordert zum Nachdenken auf. Als Auflösung ergibt sich der schöne Gedanke: Gott hat selbst diesem sündigen und verworrenen Volke vergeben; so kann auch ich noch auf Gnade hoffen. — Der Zorn des Moses findet sein Gegenstück und seine Steigerung gegenüber in dem Zorne Christi; war Moses ohnmächtig, die Seinigen selbst zu strafen, so ist der Sohn Gottes, Wundertäter aus eigener Kraft, auch Richter. Wir sehen vor uns eine breite Treppe, die in die weitläufigen Vorhallen des salomonischen Tempels hinaufführt. An ihrem Fuße wird Markt gehalten; zwei Weiber keifen gegeneinander zum Jubel der Umstehenden; ein Metzger zerrt an einem störrigen Kalbe, man singt, man pfeift, schleppt Lasten, man stiehlt; die Tempeltreppe scheint überhaupt als Abkürzungsweg zur nächsten Straße zu dienen: geschäftige Leute eilen sie hinan, eine Mutter schleppt ihren Jungen, der ein Spielzeug trägt, ganz unbefangen mit sich, sie läßt sogar ihren Hund sie begleiten. Aus einer Halle dort oben ist aber Christus mit den Jüngern getreten und hat das Treiben erschaut; während jene verstummend stehen blieben, ist er in heiligem Eifer die halbe Treppe hinabgeeilt. Hier muß er strafen! Und den Mantel wirft er ab und aus dem Gürtel wird eine Geißel; die Augen sprühen Blitze, das Strafgericht wird ergehen: „Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?" — Gottes Gnade jedoch ist unerschöpflich. Das Volk Israel, dem der Götzendienst vergeben wurde, hadert und murrt, wie der Durst in der Wüste Sin es peinigt: und da wird ihm das Wunder verheißen, aus dem Felsen soll Wasser quellen. Die verschmachteten Scharen drängen sich um Moses: sein Glauben soll ihnen helfen. Doch noch hat er selbst sich zur Festigkeit des Vertrauens nicht durch-

gerungen: so sehr ihn verlangt nach Linderung der Not, so schlägt er den Fels doch nur im Kampf gegen den Zweifel an der Erfüllung des Wunders, und er schlägt, statt nur einmal, noch zum zweiten Male zu, als könnte die Kraft seiner Arme die Quelle befreien, statt daß Gott sie dem Glauben strömen ließe.*) Aus seinen Zweifeln schreit das Verlangen nach Sicherheit und nach Vereinigung mit Gott: „Meine Seele dürstet nach Gott" — so empfindet mit ihm der kämpfende Christ. Wie aber in dem vorhergehenden Bilderpaar die Freiheit Christi gegenüber der beschränkten Macht Mosis steht, so auch hier: wenn Moses zweifelnd rang, seinem Volke das Labsal zu verschaffen und in Zorn und Bitterkeit daher fuhr, so geht Christus liebreich und still daran, sein Leben für die Menschheit zu lassen und nicht mit Wasser, sondern mit seinem Blute sie zu erquicken; und nicht fremd, als ein gefürchteter Führer steht er vor den Seinigen, sondern sie sind ihm liebende, lernende Helfer, die er lehrt und liebt und von denen zu scheiden ihn mit Wehmut erfüllt: „Mich hat herzlich verlanget, das Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide." — Nun endlich das letzte dieser Bilderpaare: Moses, der zur Strafe für seinen Zweifel das gelobte Land nicht betreten soll, hat bereut und sich geläutert: da darf er vom Berge Nebo aus die Sonne über Kanaan untergehen sehen, und während der Todesengel ihn stark und freundlich umschließt, wird ihm der Trost „Es ist noch eine Ruhe vorhanden". Aber der Christ darf nicht zu frühe sich der Ruhe überlassen. Darum heißt es gegenüber: „Wachet und betet!" Christus, in Gethsemane, sieht schmerzlich besorgt auf die vor Kummer eingeschlafenen, ängstlich zusammengedrängten Jünger, die nicht eine Stunde mit ihm wachen konnten; beten und wachen hätten sie sollen wie wir.

Dienen die beiden Bilderreihen zwischen den Fenstern vor allem dazu, aus dem Leben Mosis und dem Erdenwandel Jesu Ereignisse hervorzuheben, aus denen sich religiös-sittliche, der andächtigen Gemeinde frommende Gedanken in mannigfaltig aus-

*) Von den hier abgedruckten Illustrationen sind „die Bergpredigt" und „Moses" nicht nach den Originalen in der Kirche, sondern nach im Großen und Ganzen entsprechenden Vorarbeiten aufgenommen.



E. v. Gebhardt: **Moses schlägt das Wasser aus dem Felsen.**
(Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Union, München.)

zubildenden Zusammenhängen entwickeln lassen, so führen uns die drei Hauptbilder drei wesentliche Vorgänge zu Gemüte, in denen Christus erscheint als Stifter und Führer der Gemeinde. Zunächst links vom Chor: die Taufe. Das nach Erlösung verlangende Volk, Greise, Männer, Weiber, Kinder jeden Standes, ist Johannes dem Bußprediger zugezogen, der am Jordan seine Tätigkeit begonnen hat; aber während er prophezeit und tauft, fällt sein Blick auf Christus, der ihm gegenüber, zwischen Bäumen auf einem Hügel, ruhig dasteht wie der Vollmond, der über dem Weltrande aufging; der Geist Gottes lehrt den Johannes, daß der Verheißene da sei, und er ruft erschüttert aus: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt". So geht das Amt von ihm auf Christus über, die Gemeinde Johannis wird Christi Gemeinde, und dem Lehrer, der nicht mehr verheißt, sondern die Erfüllung bringt, strömen unermeßliche Scharen zu. Wir sehen sie ausgebreitet auf der ganzen, mächtigen Ostwand, zu beiden Seiten der Orgel, die in das ungeheure Bild allerdings unorganisch eingreift und doch auch wieder hingezogen wird dadurch, daß musizierende Engelchöre und Chöre seliger Geister über den Wolken den oberen Teil des Gemäldes ausfüllen. Jene Menge aber sitzt und steht in einer weiten Landschaft und hört, mannigfaltig bewegt, der Predigt Christi zu. Die Bergpredigt ist dargestellt, und mit hocherhobenen Armen, hingerissen von feuriger Beredtsamkeit, spricht der Heiland von dem Reiche Gottes. Er ist die Liebe, und Menschen- und Engelzungen erreichen nicht die Macht seines Wortes. Dennoch fassen die Heilsbedürftigen die Offenbarung noch lange nicht: das zeigt, rechts vom Chor, das letzte Bild, die „Verklärung". Christus ist von den Seinigen gewichen und vereinigt sich auf leuchtender Bergeshöhe mit Moses und Elias im Gespräch „von dem Ausgange, den er nehmen sollte zu Jerusalem", unten aber in der Ebene stürmt das Volk mit dem besessenen Knaben auf die Jünger ein, die nun an dem Kranken zeigen mögen, was sie vom Meister lernten. Und wie der Glauben dieser Gläubigen noch flach und einfältig ist, so sind selbst die Apostel noch nicht geläutert in der Erkenntnis: sie selbst werden erst jetzt unter



E. v. Gebhardt: **Die Taufe Johannis.**

(Nach einer photographischen Aufnahme der Photographischen Union, München.)

Schrecken, Entsetzen und Verzweiflung inne, daß die Wunderkraft nicht wie ein verbrieftes Erbteil auf sie übergegangen ist. Verwirrung hüben und drüben, Spott und Beschämung; ohne Christus ist diese Christenheit noch nicht lebendig. Lebend wird sie erst sein, wenn sie im wahren Geiste des Gekreuzigten wandelt, der zwischen „Taufe" und „Verklärung" unter dem Triumphbogen hängt: so schließt der großartige Zyklus über dem Altar zusammen.

Schon aus den Wendungen dieses merkwürdigen Gedankenganges verspüren wir nicht nur die Originalität, sondern auch den echt protestantischen, tief religiösen Geist des Meisters. Im Mittelalter wurden tausend Kirchen ausgemalt, aber nie anders als mit Reihen von Bildern, deren Auswahl kanonisch feststand, ja deren Kompositionen bis ins einzelne die Kirche kontrollierte. Womöglich wurde, weltumfassend, die Geschichte des Reiches Gottes von der Schöpfung bis zum jüngsten Gericht in herkömmlichen Momenten dargestellt, sozusagen: rein historisch; auch später geschah dergleichen, und selbst ein Michel Angelo ordnete sich in der Sixtinischen Kapelle mit seiner Decke und dem Altarbilde einem Gesamtplan ein, der durch die älteren Wandgemälde und durch Wandteppiche abgerundet war. Und Michel Angelo blieb Katholik; bis auf den heutigen Tag sind zahllose religiöse Maler, die Protestanten sein wollen, auch nichts anderes als treue Söhne einer wesentlich katholischen Überlieferung. Von ihnen unterscheidet sich Gebhardt dadurch, daß er sich der Überlieferung nicht weiter anschließt als bis zu dem Punkt, da sein auf unbeugsamer Wahrheitsliebe beruhender Kunstsinn ihm einen anderen Weg weist; und ferner dadurch, daß seine Kenntnis der Natur und der Menschen ihn als Konvention und halbwahre Phrase empfinden läßt, was minder scharf und entschieden Denkende mit gutem Gewissen religiös, fromm und sinnig nennen. Schon gegen ein halbes Jahrhundert lang schafft Gebhardt so, d. h. ebenso wie er, seinem innersten Wesen nach, schaffen muß; er hat auch Schüler, Freunde, Verehrer: aber immer noch wird er von der Menge mißverstanden oder überhaupt nicht begriffen. Und doch wäre das besonders jetzt, da so viele Überlieferungen kritisiert werden und vor persönlichen Überzeugungen



E. v. Gebhardt: **Die Bergpredigt.**
(Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Union, München.)



E. v. Gebhardt: **Die Verklärung Christi.**
(Nach einer photographischen Aufnahme der Photographischen Union, München.)

zurücktreten, nicht eben gar schwer! Ein neuer Wein sprengt ja die alten Schläuche: Gebhardt, dessen innig religiöses Gemüt und auf das Seelenleben gerichtete Phantasie ihn zum Maler der christlichen Gedankenkreise vorausbestimmten, fand für die Personen der heiligen Geschichte Typen und Trachten vor, an denen Jahrhunderte, besonders aber zuletzt die kühltheoretischen Akademien gemodelt und geschliffen hatten. Sie sagten ihm nichts mehr, sie waren ihm wertlos und verbraucht; er sah die Schönheit, die den Schöpfer preist, in wahr und lebendig bewegten Menschen, in Charakteren, denen individuelle Gedanken und Gefühle die Form geben. Solche Menschen aber mit dem Ausdruck innerer Arbeit, mit dem schlichten Gebahren passen doch nicht in die römisch-antiken Gewänder, in die idealisierten, unwahren Landschaften, in die abgezirkelt komponierten Gruppen, die der sogenannte religiöse Stil vorschreibt. Solche Formen töten wie der Buchstabe, wenigstens da wo etwas zu töten ist, wo ein an sich lebenskräftiges Wesen sich ihnen unterordnet. Zur Ehre Gottes, kann man sagen, tat Gebhardt dies nicht. Er macht sich, auf seine Weise, ein klares Bild von den Personen der heiligen Schrift und von ihren Handlungen und Umgebungen; er sucht für sie genau entsprechende Formen, und müßte er sie auch von den verwitterten estnischen Bauern entnehmen, deren harte Züge er wundersam zu durchgeistigen weiß. Und diese seine Menschen kleidet er in freibehandelte deutsche Kostüme des 14.—16. Jahrhunderts und versetzt sie in Städte derselben Zeiten, weil diese Sphäre ihn am wenigsten stört, am besten zu seinen Charakteren paßt und die malerischen Wirkungen, deren er bedarf, begünstigt. Selbst die Gestalt Christi und der Mutter Maria, die auch in dem naiven, sonst immer die eignen Kostüme malenden Mittelalter konventionell-antik gewandet sind, kleidet er wie die Gelegenheit es ihm zu fordern scheint und ganz unbedenklich; wenn er dabei sich hütet, seinen Christus etwa in einen modernen sozialistischen Agitator zu verwandeln, so ist nur sein künstlerischer Geschmack das maßgebende Hindernis, weil die Tracht und das Wesen der Gegenwart seiner Empfindung nicht entsprechen.

Gewiß ist es nicht unbedenklich, so einsame Pfade einzuschlagen; ein Armer in der Kunst würde wohl bald am Wegerande liegen bleiben. Aber Gebhardt ist unbeschreiblich reich! Er umfaßt einen Gegenstand mit seiner Phantasie und neue, immer neue Seiten entdeckt er an ihm, weil er selbst sie ihm anschafft. Wie nur bildet er jene Szene auf Gethsemane in der Friedenskirche! Da liegen die drei Jünger, vom Mondlicht umspielt, in einer Höhlung, und Christus, ein Dorngestrüpp, in dem er steht, auseinanderbiegend, schaut von oben auf sie herab; hinter ihm jedoch, ganz fern, erheben sich weißblühende Obstbäume in der Frühlingsnacht. Auf dem Bilde des Abendmahls sieht man durch das offene Fenster die Sterne am Himmel und die Lichter der Stadt Jerusalem. Wie tief ergreifend ist die Angst der Eltern um den in Krämpfen liegenden Knaben, wie rührend die Pflege der um ihn Beschäftigten geschildert! Das Schönste aber ist wohl die Gruppe im Zuge der Täuflinge, der sich zum Wasser und zu Johannes hinunterbewegt: da schreitet an der Spitze in weißem Gewande, auf blühende Jugend gestützt, ein ehrwürdiger Greis, voll Demut und Gnadenhoffnung das Antlitz, dessen gefurchte Züge von einem frommen, aber leidensreichen Leben zeugen. Ganz leise erinnern sie an das edle, durchgeistigte Haupt des Meisters selber, der damit ein tiefempfundenes Glaubensbekenntnis an heiliger Stätte ablegt.

Mit Recht sind die Düsseldorfer stolz auf ihren Mitbürger, der ihnen und der Nachwelt ein solches Werk schuf; aber nicht minder kann die alte Heimat sich des Sohnes rühmen, der in ihr die Wurzeln seiner Kraft hat und ihre gute Eigenart nie verleugnet.



Gedichte

von

Carl Hunnius.

Lebens-Spruch.

(Einem Freunde.)

Lebe lang — damit das Herz
Gotttes Wege überblicke,
Leide tapfer — nur der Schmerz
Schlägt zum Himmelreich die Brücke,
Wirke viel — des Lebens Wert
Misst sich gern an fremdem Glücke, —
Ruhe einst — in Gott belehrt
Über irdische Geschicke. — —

Gewährung.

Wenn auf abendlichem Gang
Langsam ich den Wald durchschreite,
Gibt ein leiser Lenzgesang
Mir zu Häupten das Geleite.

Durch die Föhren rauscht ein Klang
Frühlingsdurstig in die Weite,
Und den stillen Wald entlang
Schwebt mir Knospenduft zur Seite.

Dunstig blaut das blache Feld
Aus der Dämm'rung mir entgegen,
Und die schwarze Scholle hält
Offen ihren Schoss dem Segen.

Sehnend drängt die junge Saat
Sich empor mit grüner Spitze,
Lebenskraft, die sie erbat,
Schenkt der Himmel ihr im Blitze.

Meerestage

an der Bucht von Narva.

Lichte Tage gibt's am Meere,
Wo die bittre Sorge schweigt —
Und der Zeiten bange Schwere
Nicht mehr an die Seele reicht:
Wo ein flutenreiches Wetter
Ausgegrollt in schwüler Nacht —
Über Blüten, über Blätter
Wundersame Ruh' gebracht.

Früh' schon spürt ich's heut' wie Glaube
Tief mein Innerstes durchdrang,
Da im morgenkühlen Laube
Scheu der Weidenzeisig sang.

Als ich dann ans Meer gegangen,
Gab es eine Flut von Licht, —,
Des Medusenhauptes Schlangen
Ruhten schon und zischten nicht.
In der Fülle dieser Gnade
Schämt man sich des Grau'ns der Nacht,
Sucht und findet neue Pfade,
Unberührt von Zweifelsmacht.

Traut dem Gott der Sturmbeschwörung,
Dass er uns zum Hafen bringt,
Wo dem Geiste die Erhörung
Und den Wogen Friede winkt.

Zwischen Wald und Meer.

Durch die Tannen fällt mein Blick auf's Meer, —
Wie aus Gottes Auge schimmert es daher,
Blau und endlos, frei von irdischem Begehr.

Mittagsglut des Juli hält den gold'nen Flor
Brütend ausgebreitet über Wald und Moor —
Und wie fernes Bienensummen trifft's das Ohr.

Ist's geheimnisvoller Ton des Waldesalls,
Ist's verträumt' Geraun des Meeresschalls,
Mit der leisen Brandung seines Wellenfalls? —

Süsse Stille wieder, fichtenduftdurchströmt, —
Der verborg'ne Drang des Lebens schweigt verschämt,
Müde ruh'n die Blätterzungen — glutgelähmt. — —

Aus des Urwalds Tiefen melancholisch bricht
Hirtenhornruf heimattraut, wie einst und schlicht, —
Lauschend stehen Meer und Wald im gold'nen Licht,

Wortlos nimmt mich die Erinn'rung an der Hand,
Führt mich fort, den stille Wehmut übermannt, —
An der Kindheit Scholle — in ein Zauberland.

Einsam horcht mein Herz — — schon kaum vernehmbar sind
Fern die Töne, deren letzter Klang verrinnt, —
Durch die Eichen meiner Jugend geht der Wind.

Am Ziel.

Der gelbe Herbst raunt in den Bäumen,
Dass bald der Sommer scheiden soll,
Und Abschied nehmend aus den Räumen
Des Waldes winkt es wehmutsvoll.

Die silberne Parnassia schimmert
Schon kalt und keusch am Wiesensaum,
Auf feuchten Waldessteigen flimmert
Des ersten Nachtreifs Silberflaum.

Durchmessen ist der Kreis des Jahres,
Die holden Freuden sind verblüht,
Im Herzen nur tönt wunderbares
Erinnern nach und wird — zum Lied.

Wiederkehr.

Im Monat war's der letzten Garben,
Als ich den Heimatwald betrat, —
In leuchtenden Septemberfarben
Streut Blätter er auf meinen Pfad.
Wie lange hab' ich ihn gemieden,
Da ich ein fremdes Land durchirrt,
Nun spür' ich wieder seinen Frieden,
Der mich nicht mehr verlassen wird.

Nun segnet seiner Schönheit Fülle
Mit Himmelskräften neu das Haupt,
Und wiedergeben soll die Stille
Mir, was des Lebens Kampf geraubt.
Es liegt auf Wegen und Geländen
Wie Kindheitsglück der Jugendzeit —
Von unsichtbaren Engelhänden
Ein süsser Rosenschein verstreut.

In seinen märchengold'nen Zweigen
Ruht ein verträumtes Dämmerlicht,
Mir wird so wundersam, so eigen,
Wenn wie Musik dies Schweigen spricht.
Nie wird der Glanz der fremden Ferne
Verdrängen mir der Heimat Bild, —
O Waldesduft, ihr alten Sterne,
Die ihr des Herzens Sehnsucht stillt! —

Auf der Neige des Lebens.

Die Biene trägt die späten Früchte
Des Herbstes ems'gen Fluges heim
Und schwärmt im Abendsonnenlichte
Noch um den letzten Blütenseim.
Bald schwindet Sonnenglanz und -wärme,
Nicht Heide mehr und Garten blühn,
Der Wandervögel dunkle Schwärme
Sieht man ins Land der Sehnsucht ziehn.

Nun gilt's dem Herzen auch, dem warmen,
Sich weich zu betten in sein Nest
Und fest zu halten in den Armen,
Was halten sich und lieben lässt.
Bald naht ein kalter Fürst der Schrecken,
Der eis'ge Frost, der alles mäht, —
Und unter winterlichen Decken
Ist Lebenslust und -glück verweht.

Herbstabend an der Bucht von Narva.

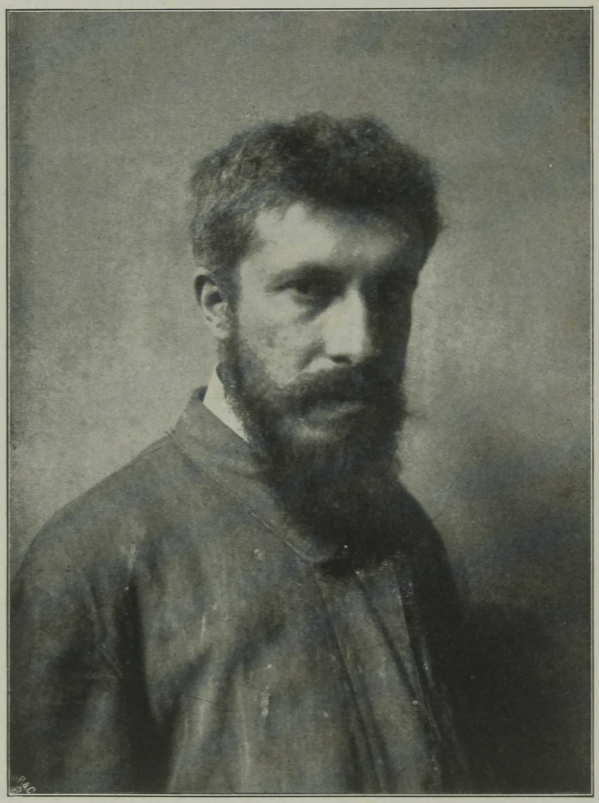
Dunkler rauscht das Heimatmeer, — die Tage
Seines Sommerfriedens sind gezählt,
Rauher harft der Wind die Totenklage,
Ruheloser wogt die Flut, wie leidgequält. —

Herbstlich neigt der Tag sich nach durchstürmten
Regenstunden und es leuchtet noch einmal
Aus gespenstisch riesenhaft getürmten
Wolkenburgen, krokusgelb — ein letzter Strahl.

Nur ein Blick! — Es ist die alte Sonne —
Und doch wiederum — sie ist es nicht,
Eine Ahnung wie vergang'ner Wonne
Schauert durch das Herz in ihrem kalten Licht. — —

Sterbend starrt aus abgrundtiefen Grüften
Blutgetränkt die Zeit mit irrem Blick,
Von der Völker sturmbewegten Triften
Zieht empört die Gnadensonne sich zurück, —

Um nach den Gerichten Gottes, den erfüllten —
Endlich doch im leisen Morgenwehn
Neuer Zeiten über den gestillten
Meereswogen leuchtend wieder aufzugehn. —



Constantin Starck.



Constantin Starck.

Von

Alfred Grass-Dorpat.

So oft ich den Skulpturensaal der Berliner Nationalgalerie betrete, fesselt mich immer wieder von neuem die auf hohem Sockel aufgestellte kleine Bronzefigur eines sitzenden Mädchens in griechischem Gewande. In einen antiken Sessel weit zurückgelehnt, ruht die schlanke Gestalt in sinnender Träumerei. Das schöne Haupt ist zur Seite geneigt und in die auf der Rücklehne ruhende Linke gestützt, während die Rechte nach hinten lässig herabhängt. Ein schleierartig feines Gewand, von einem Gürtel dicht unter der Brust gehalten, umhüllt den Oberkörper; von der rechten Schulter ist es, der Bewegung des Armes folgend, herabgeglitten, es erscheint in ungebrochener Reinheit die zarte Linie von Hals und Schulter, die sanft geschwungen in den Arm hinabfließt. Der Unterkörper und die übereinander geschlagenen Beine umfängt ein Gewand von festerem Stoff, das in lässigen Falten über den Schoß gelegt bis auf die mit Sandalen bekleideten Füße herabfällt.

Von den weit geführten Linien des Körpers, die in der Seitenansicht der Figur besser zur Geltung kommen als in unserer

Abbildung, gleitet der Blick immer empor zu dem Kopf mit dem schlicht gescheitelten gewellten Haar. Wir suchen in den sinnenden Augen zu lesen, die in die Ferne gerichtet, von verhaltenem Sehnen zu sprechen scheinen. Wie leise verklingende Musik schwebt es von dieser schönen Träumerin zu uns herüber und läßt in unserer Brust verwandte Saiten ertönen. Ein Hauch Praxitelischer Anmut umschwebt diese junge Griechin, und doch — um wieviel näher steht unserem modernen Empfinden diese Frauengestalt als jene formverwandten attischen Figuren des vierten vorchristlichen Jahrhunderts.

Dieses Werk eines modernen Künstlers ist so recht dazu angetan, uns den Unterschied zwischen antikem und modernem Kunstempfinden deutlich werden zu lassen. Bleibt jenen herrlichen Gestalten der Antike für alle Zeiten der Ruhm, in ihrer schier unbegreiflichen Vollendung der Form ein Höchstes und Letztes erreicht zu haben, so fehlt ihnen doch das, was wir Modernen seit dem Zeitalter der Romantik unter dem Begriff Gemüt zu verstehen gewohnt sind. Vollendet wie die Natur, aber auch „unfühlend" wie die Natur, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, ja fast seelenlos, schauen sie uns an wie aus der Tiefe von Jahrtausenden und widerstreben dem Versuch unser so vielfach differenziertes modernes Gefühlsleben in sie hinüberströmen und aus ihnen zu uns sprechen zu lassen.*)

Nicht ohne Grund haben wir die „Träumerei" von Constantin Starck an die Spitze unserer Betrachtung über die Kunst dieses Meisters gestellt, ist sie doch in hohem Maße charakteristisch für sein gesamtes Kunstschaffen. Antikes Schönheitsgefühl und griechische Formvollendung, gepaart mit moderner Gemütstiefe und seelenvoller Zartheit, — so etwa könnte man das Wesen dieses Künstlers zusammenfassend bezeichnen, der zu den bedeutendsten Vertretern der modernen deutschen Plastik zu rechnen ist.

---

*) Ausnehmen möchten wir bis zu einem gewissen Grade die attischen Grabreliefs und einige römische Porträtfiguren, wie die Agrippina und anderes.



E. Starck: **Träumerei.** Nationalgalerie, Berlin.

Constantin Starck, auf den wir Balten als einen Sohn unseres Landes das Recht haben stolz zu sein, ist geboren als jüngster Sohn des Pastors an der Martinskirche zu Riga, R. Starck. Schon früh zeigten sich bei dem Knaben künstlerische Regungen; er zeichnete, schnitzte in Holz und malte, ohne jedoch systematische Anleitung zu haben. Schon im Elternhause mag mitbestimmend für seine Richtung auf die Antike der Umstand gewesen sein, daß die klassischen Studien hier stets eifrige Pflege fanden. Von 1878 bis 1881 besuchte er das Gymnasium in Riga. Bald aber sah sich die Familie genötigt infolge der Kränklichkeit des älteren Sohnes für mehrere Jahre ihren Aufenthalt in Italien und darauf in Stuttgart zu nehmen. —

Auf diesen künstlerisch hochbegabten älteren Bruder Constantins, Johannes, konzentrierte sich damals das Interesse der Familie. Nach den von ihm erhaltenen Entwürfen und Zeichnungen, die er als Schüler der Zeichenklasse der Stuttgarter Akademie geschaffen, lag hier in der Tat ein starkes, ursprüngliches Talent vor und es muß als ein beklagenswerter Verlust für die Kunst bezeichnet werden, daß dieser zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Jüngling im Alter von 23 Jahren 1885 durch die Schwindsucht dahingerafft wurde.*)

Bei einem Besuch im Starckschen Hause wurde der Akademieprofessor Grünewald auf die künstlerischen Versuche des jüngern Bruders, Constantin, aufmerksam und auf seinen Rat sollte auch dieser sich der Kunst widmen. Und so bezog denn Constantin Starck nach Absolvierung des Gymnasiums in Stuttgart die dortige Kunstschule, wo er seine bildhauerische Lehrzeit unter den Professoren Grünewald und namentlich Donndorf begann. So sehr des Letzteren geistvolle Belehrung den strebsamen Schüler zu fördern geeignet war, so gefährlich drohte die despotisch strenge, unduldsame Art des Meisters für seine freie

*) Es wäre ein verdienstliches Unternehmen, den im Besitz der Familie befindlichen wertvollen künstlerischen Nachlaß des früh verstorbenen Johannes Starck durch Veröffentlichung einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

individuelle Entwicklung zu werden, und so muß es als ein Glück für seine spätere Laufbahn bezeichnet werden, daß Starck schon nach einem Jahr, 1887, an die Berliner Akademie übersiedelte, wo er zunächst in der Modellierklasse seine Studien fortsetzte unter der Leitung von Albert Wolff, dem Urheber der bekannten Gruppe des Löwentöters vor dem Alten Museum in Berlin. Da Wolff sich nur wenig um seine Schüler kümmerte und sie frei gewähren ließ, konnte sich Starcks Talent unter der Fülle der Anregungen, die die Großstadt ihm bot, rasch und ungehindert entfalten. Wie sehr dabei die teils von Natur ihm eigene, teils von Donndorf anerzogene Gründlichkeit den jungen Künstler vor Oberflächlichkeit bewahrte, zeigt schon der Umstand, daß er beim Modellieren des Porträts seines Vaters allein an dem Ohr 8 Tage arbeitete.

Es mußte dem strebsamen bescheidenen Jüngling zu freudiger Genugtuung gereichen, daß er für ein Porträt seiner Mutter den ersten Preis der Modellierklasse erhielt. Nachdem Starck ein Jahr an der Akademie gewesen, kam er in den Aktsaal zu Schaper, dem Schöpfer des prächtigen Goethedenkmals im Tiergarten. In 3 Jahren ernster Arbeit fühlte er hier seine Kräfte mächtig wachsen. Es folgten weitere 7 Jahre des Studiums 1890 bis 1897 in dem Meisteratelier von Reinhold Begas, dem weit überragenden Haupt der damaligen Berliner Bildhauerschule.

Die Zeit bei Begas mag für die künstlerische Entwicklung Starcks wohl die bedeutsamste gewesen sein: die Wucht der Persönlichkeit und das eminente Können des damals noch in voller Frische wirkenden Meisters mußten auch den Widerstrebenden mit fortreißen. Und in diesem Sinne ist es auch zu verstehen, wenn man Starck zu den Schülern Begas' rechnet, und zwar zu den hervorragendsten. Man wird vergeblich in Starcks Schaffen Anklänge an die Formensprache seines Meisters suchen: er hat ihn weder nachgeahmt noch seine Art weiter entwickelt, sondern ist auch hier seiner Individualität treu geblieben. Das wird ihm um so eher möglich gewesen sein, als er nie im Atelier seines Lehrers selbst gearbeitet hat, wie eine

Reihe anderer Begasschüler, die denn auch mehr oder weniger in den Bann seiner Kunstübung geraten sind.

Schon eine oberflächliche Vergleichung der Kunstweise Starcks und seines von ihm stets verehrten Meisters Begas zeigt uns die Grundverschiedenheit der ganzeu Richtung sowie des künstlerischen Temperaments beider. Während Begas entsprechend der leidenschaftlichen, ungestümen Veranlagung seiner Natur in seinen Werken den ausgesprochenen Charakter der Barockkunst, zum Teil in üppigster Entfaltung zeigt, herrscht bei Starck durchaus das maßvoll Schlichte, zart Anmutige, von antikem Kunstgeist Herstammende vor. Es bedarf hier nur des Hinweises auf die für Starck so sehr charakteristische „Träumerei", die wir an den Beginn unserer Betrachtung gestellt haben. Sie stammt aus dem Jahre 1898, nachdem Starck 7 Jahre bei Begas gearbeitet hatte und spricht doch von einer gänzlich anderen Eigenart, als wir sie bei seinem Lehrer finden.

Schon während seiner Studienjahre bei Begas beginnt für den jugendlichen Künstler die Reihe der öffentlichen Auszeichnungen und der sich immer mehr häufenden Aufträge. Gleich die erste größere selbständige Arbeit, die Figur eines jugendlichen Flötenbläsers, mit der er im Jahre 1892 die große Berliner Kunstausstellung beschickte, wurde mit einer ehrenden Anerkennung bedacht. Im nächsten Jahr erhielt Starck den Auftrag, für die Lutherkirche in Berlin einen überlebensgroßen Christus in Marmor auszuführen. An der Außenseite der Kirche, hoch über dem Portal, ist die Figur aufgestellt, die Rechte segnend erhoben, die gesenkte Linke in einladender Geberde bewegt, das Antlitz gesenkt, so daß der Eintretende den vollen Anblick der milden Züge hat.

Das nächste Werk war ein Grabmal für die Familie Bohnenberger in Stuttgart, ausgeführt im Jahre 1896. Aus geöffnetem Sarkophag fliegt mit weit gespannten Schwingen eine Gestalt empor, die Hände über der Brust verschränkt, den Kopf wie in verzücktem Schauen hinaufgewandt. Die Figur ist nicht nur durch die schöne Innigkeit des Ausdrucks bemerkenswert, sondern auch durch die Meisterschaft, mit welcher der Künstler

das schwierige Problem der Gewandbehandlung in einer von der üblichen Schablone weit abliegenden Weise gelöst hat.*)

In demselben Jahre beteiligte sich Starck an dem Wettbewerb um die plastische Ausschmückung des preußischen Abgeordnetenhauses. In der Eintrittshalle des neu erbauten Regierungspalastes sollten je 2 überlebensgroße Figuren die links und rechts hinaufführenden Haupttreppen flankieren und zwar sollten sie die Haupttugenden der Landtagsboten allegorisch verkörpern: die Weisheit, die Beredsamkeit, die Gerechtigkeit und die Königstreue. Es will nicht wenig bedeuten, daß in diesem Wettbewerb Starcks Entwürfe den Sieg davontrugen und ihm somit die Ehre zuteil wurde, seine Schöpfungen an so hervorragendem Ort zur Aufstellung zu bringen.

In weiser Abwägung hat der Künstler es verstanden bei der Verkörperung dieser abstrakten Begriffe, die unzähligemal bereits vor ihm durch weibliche Figuren dargestellt worden waren, Abwechslung hineinzubringen, indem er für jede Seite je eine männliche und eine weibliche Figur entwarf. Dabei ist eine gewisse kompositionelle Gleichförmigkeit dadurch gewahrt, daß jeder Figur ein Postament in halber Höhe der Gestalt beigeordnet ist, das einerseits in seiner verschiedenen Ausgestaltung als Attribut die Figur näher kennzeichnet, andererseits den Eindruck größerer Monumentalität der Komposition hervorruft.

Der die Halle Betretende erblickt auf dem rechten Aufgang auf der einen Seite die Figur der Weisheit. (Siehe Abbildung.) Eine imponierend hohe Frauengestalt in voller Gewandung, die Rechte mit der Fackel der Wissenschaft auf einen geöffneten Folianten gestützt. Dieser ruht auf einem Postament, das mit der Eule, dem Vogel der Pallas Athene, in Relief geschmückt ist. Die Linke hat den das Haupt verdeckenden langen Schleier mit großer Geberde erfaßt und enthüllt das Antlitz, das mit tiefem Blick ins Weite schaut. Höchst machtvoll wirken die in weitem

*) Die Christusfigur und das Stuttgarter Grabmal sind beide abgebildet in dem Album „Baltische Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts" von W. Neumann, wo der Künstler übrigens unrichtig mit dem Hauptvornamen Karl statt Constantin bezeichnet wird.

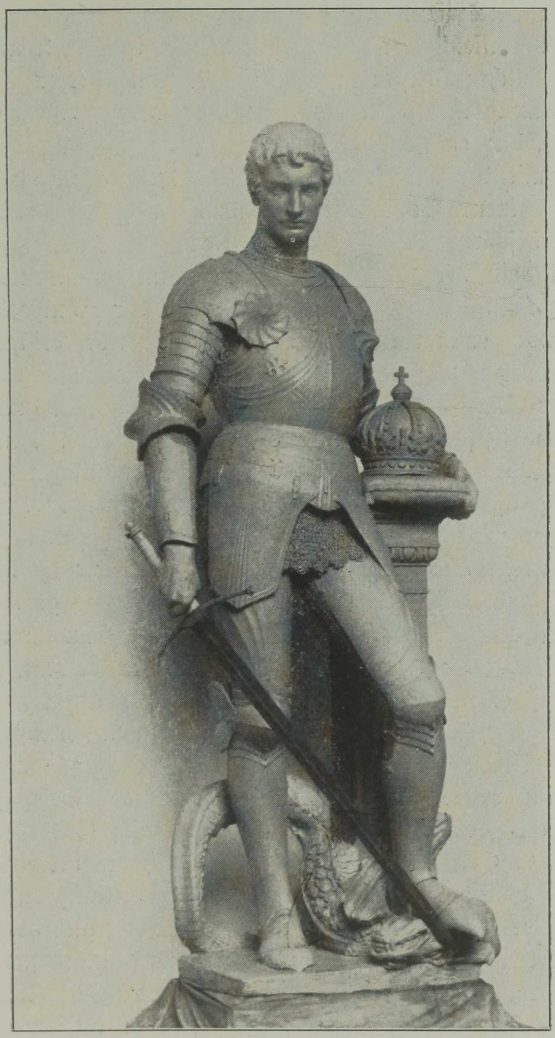


C. Starck: **„Die Weisheit“.** Bronzefigur im Preuss. Abgeordnetenhaus.

Schwunge geführten Linien des Gewandes, die von der gesenkten Rechten zur erhobenen Linken hinaufleiten. In energischer langer Vertikale durchschneidet der von der andern Seite des Kopfes herabfallende Saum den weichen Bogen des Schleiers, ein Motiv, wodurch der hohe Ernst der ganzen Erscheinung aufs Wirksamste betont wird. Letzteres wäre vielleicht noch mehr erreicht worden, wenn der Künstler für diese Figur einen herberen, weniger lieblichen Gesichtstypus gewählt hätte.

Der Weisheit entspricht auf der anderen Seite der Treppe die kraftvoll männliche Gestalt der Beredsamkeit: ein Rhetor in antiker Tracht, die eine Hand in sprechender Geberde bewegt, die andere auf ein Buch gelegt, das auf einem niedrigen Rednerpult liegt.

Die Treppe links vom Eingang zeigt links die weibliche Figur der „Gerechtigkeit", rechts die männliche der „Königstreue", also in umgekehrter Anordnung im Vergleich zu den Figuren der rechten Treppe. Wie schwer mag es für den Künstler sein, da, wo die Überlieferung in tausendfacher Wiederholung einen Typus geprägt hat, den Banden dieser Überlieferung sich zu entwinden und eigene Wege zu wandeln. Wer kennt nicht jene unzähligen Gestalten der Gerechtigkeit mit den ewig wiederholten Symbolen: der Wage, dem Schwert und der Binde vor den Augen. Ganz abweichend davon ist die Art, wie Starck hier die Gerechtigkeit charakterisiert: eine mächtige Frauengestalt in archaisierender Haartracht stützt mit der Rechten ein Schwert auf ein Postament. Das Schwert trägt die Inschrift suum cuique, ein glücklich gewähltes Symbol der jedem das Seine erteilenden Gerechtigkeit. Die andere Hand ist beschwörend zur Erde hinabgewendet eine vom Boden sich erhebende züngelnde Schlange bannend, das Sinnbild der Falschheit und Ungerechtigkeit. Auf dem Postament, dessen eine Seite die Gesetzestafel mit den Ziffern der zehn Gebote ziert, steht eine Urne. Dadurch will der Künstler vielleicht ausdrücken, daß vor der blind hineingreifenden Hand alle Lose gleich sind, und was diese Hand lenkt, doch nicht blinder Zufall, sondern eine in höherem Sinne waltende Gerechtigkeit ist. Ich wüßte keine andere Darstellung der Gerechtigkeit zu



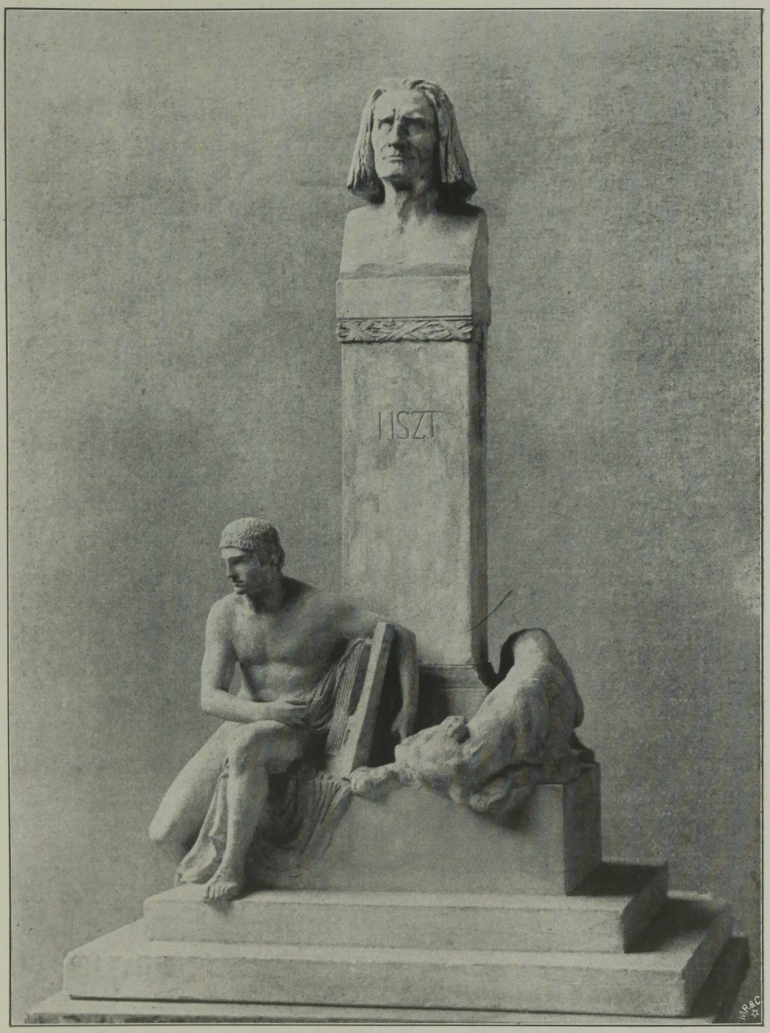
C. Starck: **„Die Königstreue“.**
Bronzefigur im Preuss. Herrenhause.

nennen, in der die Idee so eigenartig und durchaus selbständig neu formuliert wäre.

Die Parallelfigur auf derselben Treppe ist die „Königstreue", als jugendlicher Krieger in römischer Rüstung personifiziert. In Schreitstellung und schöner Wendung des Körpers steht er kampfbereit da, das entblößte Schwert mit der Spitze auf den Boden gestützt, mit der Linken das königliche Feldzeichen haltend und die auf einem Postament ruhenden Insignien, Krone und Szepter, beschirmend.

Es ist ein beredtes Zeugnis für die nie erlahmende Phantasie des Künstlers, daß er dieselbe Idee der Königstreue bald darauf noch einmal in anderer Fassung verkörpert hat. Auch in dem an das Abgeordnetenhaus stoßenden preußischen Herrenhause hat Starck den Skulpturenschmuck der Vorhalle auszuführen gehabt, jedoch stehen hier nur zwei Figuren: die „Königstreue" und die „Vaterlandsliebe". In hohen Wandnischen gegenüber dem Eingang erheben sich die beiden gleichfalls in Bronze gegossenen überlebensgroßen Gestalten. Es sind jugendliche männliche Figuren, und zwar hat der Künstler hier nicht das antike Kostüm, sondern eine mittelalterliche Ritterrüstung gewählt. Die „Vaterlandsliebe", ein in seiner Abstraktheit kaum plastisch zu formulierender Begriff, ist gefaßt als jugendlicher Ritter, der die Arme auf einen zu Boden gestellten Schild aufstützt und die Hand an der Wange voll innerlicher Konzentrierung vor sich hinblickt. Unten am Sockel ein Relief: der Auszug eines antiken Kriegers in den Kampf, dem die Seinigen das Geleit geben.

Bei der „Königstreue" (siehe Abbildung S. 243) hat der Künstler den Gedanken des Beschirmens der Krone beibehalten, nur fehlt das Zepter; im Übrigen aber ist die Darstellung durchaus abweichend. Nicht stürmischer Kampfesmut beseelt hier den jugendlichen Ritter, sondern die sichere Ruhe nach erkämpftem Siege. Einem Drachen galt sein Streit, dem Symbol der königsfeindlichen Mächte; den gepanzerten Fuß setzt er auf das noch in Todeszuckungen sich windende Scheusal. Sinnend blickt der schöne Jüngling vor sich hin, das unbehelmte Haupt leicht vorgeneigt. Den Gesichtstypus von fast individueller Bestimmtheit



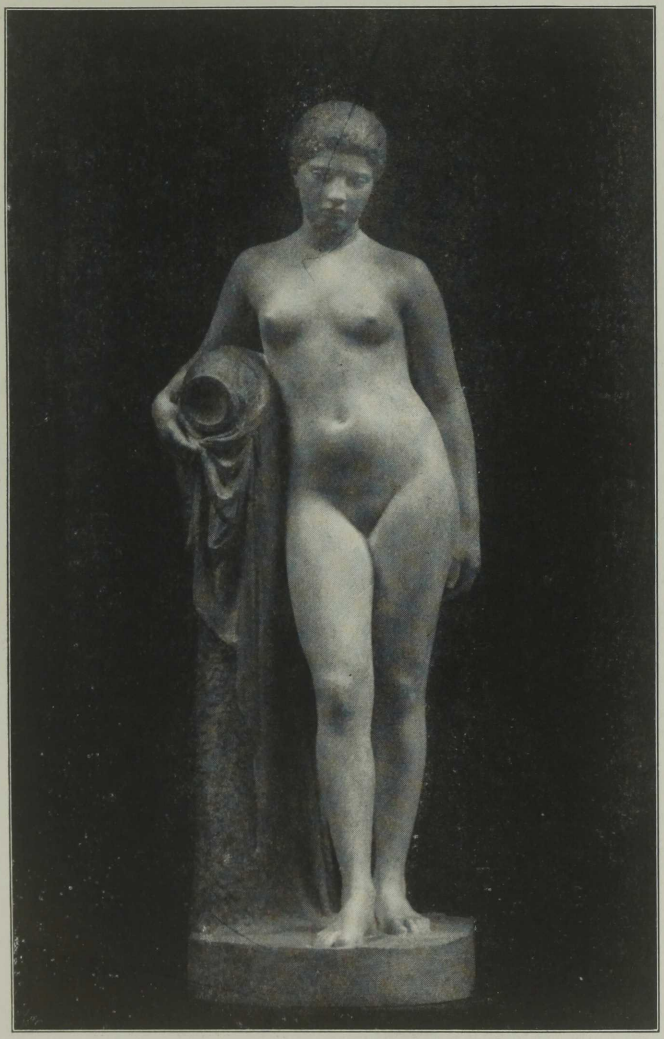
C. Starck: **Entwurf zu einem Liszt-Denkmal.**

hat der Künstler übrigens völlig frei ohne Anlehnung an ein Modell gestaltet. In dem Adel der ganzen Erscheinung erinnert die prächtige Figur an das Idealbild aller Rittergestalten, an den König Arthur von Peter Vischer in der Hofkirche zu Innsbruck. Auch hier am Sockel ein Relief: drei antike Krieger leisten auf eine vorgehaltene Standarte den Fahneneid.

Es folgte im Jahre 1898 die bereits gewürdigte „Träumerei" (siehe Abbildung S. 235), die vom Staat angekauft und in der Berliner Nationalgalerie aufgestellt wurde. Die etwa anderthalb Fuß hohe Figur ist in Bronze ausgeführt, unsere Abbildung stammt von einer in halber Lebensgröße angefertigten Wiederholung in Marmor, die in diesem Sommer in der Düsseldorfer Ausstellung zu sehen war. Einen Abguß in Originalgröße, wohl den einzigen in Rußland, besitzt der Schreiber dieser Zeilen.

Aus demselben Jahre stammt der im Modell vorhandene Entwurf zu einem Brunnen: drei mit dem Rücken gegen einander gewandte Mädchen halten in hoch erhobenen Händen eine Schale. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser graziöse und doch stilstrenge Entwurf einmal zur Ausführung gelangte und damit der vergänglichen Existenz als zerbrechliches Modell entrissen würde.

In viel höherem Maße gilt das von dem Entwurf zu einem Liszt*denkmal*, mit dem der Künstler sich an dem für Weimar ausgeschriebenen Wettbewerb im darauffolgenden Jahre, 1899, beteiligte. (Siehe Abbildung S. 245.) Von den zahlreich eingesandten Entwürfen ist bekanntlich der von dem Münchener Hermann Hahn stammende zur Ausführung gekommen. So eindrucksvoll das Hahnsche Werk in seiner Schlichtheit ist, das den Meister in ganzer Figur in der langen Abbeetracht zeigt, so möchten wir doch dem Starckschen Entwurf als dem weitaus phantasievolleren und schöneren den Vorzug geben. Der prachtvoll modellierte Charakterkopf des genialen Tonkünstlers erscheint hier nur mit der Büste auf hohem, schlichten Pfeiler. Unten an den Stufen hat sich als Sinnbild der alles bezwingenden Macht der Töne die jugendlich schöne Gestalt des Orpheus niedergelassen. Das Spiel ist zu Ende, träumend schaut der Sänger zur Seite, von rechts her aber, hinter dem Pfeiler hervorkommend, schmiegt sich



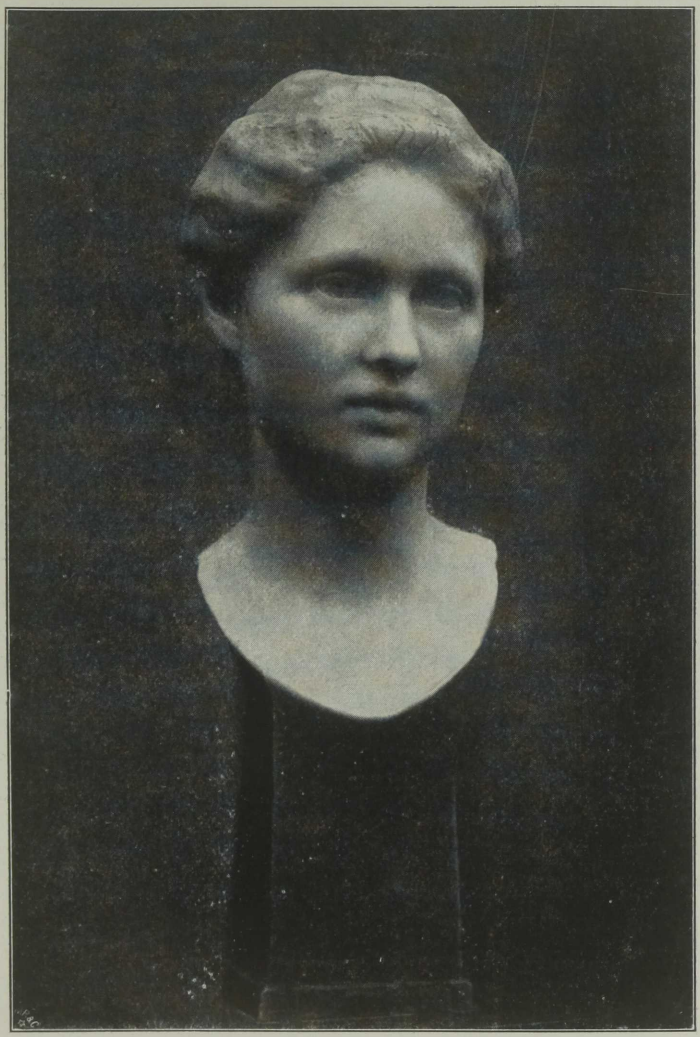
C. Starck: **„Die Quelle“.** Nationalgalerie, Berlin.

ein Tiger zu ihm heran und leckt ihm die schlaff über die Leier herabhängende Hand. Man weiß nicht, was man bei dieser prächtigen Komposition mehr bewundern soll, die Intuition des Künstlers, der diesen Moment erschaut hat, oder die linien- und formenschöne Ausführung, die bei allem Zusammenschluß des Ganzen zu einem pyramidalen Aufbau doch jede eintönige Symmetrie vermieden hat. Wir freuen uns ganz besonders dieses noch nirgends abgebildete Werk mit liebenswürdiger Erlaubnis des Künstlers hier zum erstenmal veröffentlichen zu können.

Zwei große Erfolge brachte Starck das Jahr 1904. Die von ihm in Berlin ausgestellte Figur eines jungen Mädchens, betitelt „Die Quelle", wurde mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet und vom Staat für die Nationalgalerie angekauft. (Siehe Abbildung S. 247.) Somit ist Starck einer von den ganz wenigen Künstlern, die mit zwei Werken in dieser verhältnismäßig kleinen, aber erlesenen und vornehmsten Sammlung moderner deutscher Skulptur vertreten sind. Was der „Quelle" ihren hohen Wert verleiht, ist nicht eine besondere Originalität der Auffassung; symbolische Darstellungen der Quelle als nacktes jugendliches Mädchen gehören zu den häufigsten Werken der Skulptur, besonders der modernen französischen; es ist vielmehr der Zauber reinster, holdester Mädchenhaftigkeit, der so quellfrisch von dem Bildwerk zu uns herüberströmt. Dieser Eindruck wird nicht zum wenigsten erreicht durch die ungesuchte Natürlichkeit und Schlichtheit der Stellung und Vermeidung einer jeden Pose. Es ist eine besondere Feinheit des Künstlers, die der beabsichtigten Wirkung zugute kommt, daß er die Gestalt mit beiden Sohlen fest auf dem Boden stehen läßt, den einen Fuß leicht vorgeschoben, und das so nahe liegende, hundertfach verwandte Motiv des Aufstützens auf den Baumstamm in ein leichtes Anlehnen gemildert hat. So steht diese Menschenblüte mit der ganz im Sinne der Antike empfundenen Naivität eines Naturprodukts vor uns. — Zum erstenmal hat der Künstler hier die Wirkung des Marmors durch Hinzunahme der Farbe zu erhöhen versucht. Das Haar ist leicht getönt und auch der

Baumstamm, der Mantel und die Urne, die absichtlich rauh behandelt sind, erscheinen stofflich verschieden, wodurch das Weiß des zarten Körpers noch mehr gehoben wird. Einen zweiten Erfolg errang der Künstler in demselben Jahre, 1904, auf der internationalen Kunstausstellung in Dresden. Ein von ihm in Wachs modellierter Porträtkopf seiner Frau wurde mit der goldenen Plakette prämiiert und zugleich vom sächsischen Staat für die Sammlung des Albertinums in Dresden erworben. (Siehe Abbildung S. 251.) Wieviel individuelles Leben, welche Unmittelbarkeit des Ausdrucks in den beseelten Zügen spricht aus diesem Kopf! Und mit welch geringem Aufwand von äußeren Mitteln ist das erreicht! Bemerkenswert ist die wunderbar weiche, malerische Behandlung der Form, eine Weichheit, die nicht bloß in der Wahl des Materials begründet ist, sondern vielleicht auch in der Absicht des Künstlers sich in jener malerischen, impressionistischen Art der Modellierung zu versuchen, wie sie die modernste, von Rodin ausgehende Richtung der französischen Skulptur vertritt, die freilich mit dem Ineinanderfließen der Formen und Flächen in ein Extrem verfällt, das nicht selten der plastischen Klarheit entbehrt und zu unerfreulicher Verschwommenheit führt. Wie schön dieses Prinzip in gewissen Fällen bei maßvoller Anwendung wirken kann, sehen wir in diesem Wachskopf von Starck, wo übrigens wie bei der Quelle der malerische Eindruck noch durch die leichte farbige Tönung gesteigert wird.

Neben diesen Hauptwerken entstanden noch zahlreiche kleinere Entwürfe, ein Beweis für die erstaunliche Fruchtbarkeit des nie ruhenden Meisters. Zwei schreitende weibliche Figuren entstammen dieser Zeit, eine Blumen streuende Flora und eine mit dem Siegeskranz herbeieilende Viktoria. In diesen antikisierenden Gestalten ist Starck dem Problem des bewegten, die Figuren umspielenden Gewandes weiter nachgegangen und ist dabei zu interessanten eigenartigen Motiven gekommen. Dasselbe gilt von der Statuette der berühmten Tänzerin Isadora Duncan, jener Vorkämpferin einer Renaissance der Tanzkunst auf antiker Grundlage. Die Berliner Bildhauer haben sich fast im Wetteifer bemüht, den Zauber ihrer eigenartigen Grazie statuarisch fest-



L. Starck: **Wachsbüste der Frau des Künstlers**
im Albertinum, Dresden.

zuhalten, und neben Walter Schott ist besonders Starck ein begeisterter Verehrer ihrer Kunst. Es ist das leicht erklärlich bei einem Meister, der so von der Schönheit der Antike erfüllt ist wie Starck, und in der Tat ist es einem, wenn man die Duncan tanzen sieht, als hätte hier eines jener herrlichen antiken Reliefs Leben gewonnen, auf denen sich attische Mädchen in dionysischen Reigen schwingen. Wenn das Wort: „Anmut ist psychische Ausdrucksfähigkeit des ganzen Körpers", nicht früher geprägt worden wäre, es hätte sich bei jedem Tanz der Duncan einem auf die Lippen drängen müssen.

Außer in statuarischen Werken hat der Künstler jederzeit auch in Reliefdarstellungen seine Ideen verkörpert, wie wir das schon bei den Reliefs am Sockel der „Königstreue" und der „Vaterlandsliebe" gefunden haben. Eine seiner jüngsten Schöpfungen auf diesem Gebiet ist ein in diesem Jahr entstandenes Relief, das drei Mädchen mit einer Rosengirlande darstellt und das hier erstmalig veröffentlicht wird. (Siehe Abbildung auf Seite 253). Die drei Gestalten sind in eine kreisförmige Fläche hineinkomponiert. Die stets Schwierigkeiten bietende Aufgabe, eine solche Fläche zwanglos zu füllen, ist hier spielend gelöst.

Es könnte eine gewisse innere Verwandtschaft gefunden werden zwischen diesem Relief und der Gruppe der drei Grazien, die von Sokrates an bis zu Thorwaldsen und vielen Neueren als ein Hymnus auf die Schönheit und Anmut des weiblichen Körpers immer wieder gestaltet worden ist, und doch ist es etwas Neues, was Starck hier bietet. Die Figuren umschlingen sich nicht gegenseitig, sondern entfalten sich eine jede völlig frei für sich. Aus der Aktion des Hebens der Girlande ergeben sich dann die mannigfaltigen Wendungen und Stellungen, an denen das Auge einen außerordentlichen Reichtum von fließenden Linien und fein korrespondierenden Richtungen findet. Man achte z. B. auf die Art, wie der Künstler es verstanden hat, die so leicht sich ergebende Monotonie in der Stellung der sechs nebeneinander stehenden Beine zu vermeiden. Eine eingehende Analyse der Schönheiten des Reliefs, die an einem Lichtbilde so leicht sich demonstrieren ließen, in Worten geben zu wollen, wäre zu

umständlich und würde vielleicht der Selbsttätigkeit des kunstgenießenden Betrachters vorgreifen. Es kann hier um so eher davon abgesehen werden, als das graziöse Werk für sich selbst spricht. Erwähnt sei nur noch, daß auch hier die Farbe in dezenter Weise die Wirkung verstärkt: der Grund ist leicht blau und die Rosengirlande gelblich getönt.

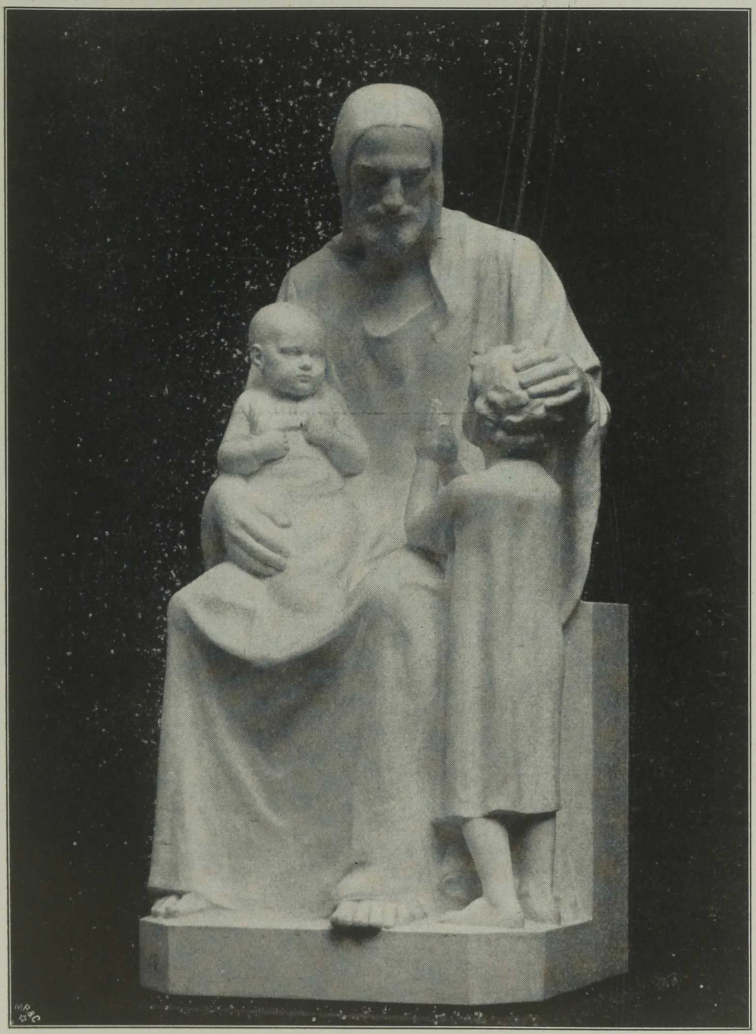


L. Starck: **Mädchen mit Rosengirlande.**

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir die Darstellung zarter weiblicher Schönheit als die eigentliche Domäne Starcks bezeichnen. Daß er indes auch auf anderem Gebiet Großes leisten kann, haben jene schon erwähnten Rittergestalten, das Liszt-Denkmal und der Christus an der Lutherkirche zur Genüge er-

wiesen. Der religiösen Kunst gehört auch das neuste Werk des Meisters an, die hier abgebildete Marmorgruppe, betitelt: Lasset die Kindlein zu mir kommen (s. Abbildung). Sie ist für den Taufstein einer Kirche in Nauheim bestimmt und war im Sommer dieses Jahres auf der großen Berliner Kunstausstellung zu sehen. Abgebildet ist die Gruppe bereits in der Leipziger illustrierten Zeitung Nr. 3335 des laufenden Jahrgangs. Die Vorzüge Starckscher Kunst: ungesuchte Natürlichkeit der Erscheinung und warme Innigkeit des Ausdrucks sind auch diesem Werk eigen. Christus hat sich auf einen Steinsitz niedergelassen, ein kleines, etwa zweijähriges Kind in den Schoß genommen und legt die Hand segnend auf das Haupt eines größeren Kindes, das zu ihm herangetreten ist, indem es die Hände zum Gebet erhebt und vertrauend zu ihm hinaufblickt. Güte und friedevolle Milde strahlt aus dem geneigten Antlitz des Erlösers, eine wunderbare Stille ruht über der ganzen Gruppe, die in dem weihevollen Raum einer Kirche wohl noch viel erhebender wirken wird als unter der Masse zahlloser verschiedenartigster Gestalten einer Ausstellung. In der Gewandbehandlung hat der Künstler eine fast hieratisch anmutende Einfachheit walten lassen, womit das schlicht gescheitelte Haar der Christusgestalt gut zusammenstimmt. Wenn irgendwo diese Strenge der Form am Platz ist — sie findet sich bei den Modernen häufig, man möchte sie als eine Art künstlerischer Askese bezeichnen — so ist sie es bei solchen religiösen Stoffen, wo sie, wie in diesem Fall, von großer stimmunggebender Kraft sein kann.

Wir würden nur ein unvollständiges Bild von dem Schaffen des Meisters geben, wollten wir nicht eines Zweiges seiner Tätigkeit gedenken, der bei aller äußeren Unscheinbarkeit keine geringere Schönheit und Gedankenfülle birgt als seine großen Werke. Es ist das sein Wirken auf dem Gebiete der Medaille und Plakette. Dieser uralte, in neuerer Zeit leider sehr vernachlässigte Zweig der Skulptur ist erst seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, zuerst von den Franzosen wieder auf das eifrigste gepflegt und vom Publikum voll gewürdigt worden. Die großen Meister der Plakette in Frankreich, Chaplain und



C. Starck: **„Lasset die Kindlein zu mir kommen“.**
Marmorgruppe für Nauheim.

Roty, gehören längst der Akademie an. In Deutschland war es Lichtwark, der hochverdiente Direktor der Hamburger Kunsthalle, der durch seine bahnbrechende Schrift: Die Wiedererweckung der Medaille, 1897 mit größtem Nachdruck auf die hohe ästhetische und künstlerische Bedeutung dieses Kunstzweiges hingewiesen hat.

Da speziell in unseren Landen dieser Kunst bisher kaum die genügende Beachtung geschenkt worden ist, dürfte es nicht unangebracht sein, einiges von den Ausführungen Lichtwarks hier wiederzugeben. Er sagt unter anderem (Seite 12 ff.): „Ihrem Charakter nach ähnelt die Medaille am meisten dem Kupferstich, wie ihn Schongauer und Dürer ausgebildet haben . . . Kupferstich und Medaille sind für den intimen Genuß gedacht. Sie wollen in der Hand betrachtet sein und können deshalb nur von wenigen zugleich genossen werden. Man besieht sie am besten allein oder zu zweien, der dritte ist schon zu viel. Das gibt ihnen den Zug großer Intimität. — Dem Auge nahe gebracht, ist die kleine Fläche des Kupferstichs und der Medaille unendlich groß, monumental wie die Wand. Im Kupferstich wie in der Medaille gibt es für die Phantasie des Künstlers keine Grenzen . . . . Die Medaille kann je nach den Umständen das Wesen des Epos, des Dramas, des Lehrgedichts, der Allegorie, der symbolischen Dichtung und der Satire streifen . . . . Durch die Reproduktion, die doch immer wieder in demselben Sinne Originale gibt, wie der Abdruck der Kupferplatte oder des Holzschnitts, erlangt das Werk des Medailleurs unermeßliche Verbreitung, und das unvergängliche Metall verleiht ihm ewige Dauer. Aus allen diesen Eigenschaften ergibt sich die unvergleichliche Bedeutung der Medaille für die künstlerische Erziehung und für die künstlerische Erbauung weiter Kreise . . . Das Volk hat die Medaille von je geliebt. Sie ist die eigentlich volkstümliche Form, man könnte sie das Volkslied der Skulptur nennen . . . Jahre der Not oder des Überflusses wurden durch die Medaille gekennzeichnet . . . Krieg und Friede, große politische Ereignisse . . . wurden durch die Medaille registriert . . . Dem Fürsten war sie daneben eine eherne Chronik seiner Taten: zum letzten Male im großen Stil unter Napoleon I.“

Im Anschluß an die vorbildliche Tätigkeit der großen Franzosen auf diesem Gebiet haben in Deutschland Begas, Schaper und Siemering die ersten Versuche zur Wiederbelebung dieses Kunstzweiges unternommen und neben ihnen ist Starck einer der hervorragendsten und bahnbrechenden Meister in dieser Richtung gewesen.

Der uns nur knapp bemessene Raum verbietet uns leider, ausführlicher auf Starcks Medaillenkunst einzugehen. Wenn wir die Entwürfe, die wir in dem Atelier des Meisters gesehen haben, mitrechnen, dürften es im Ganzen über 20 Medaillen und Plaketten sein, die Starck bisher geschaffen. Das will nicht wenig bedeuten, wenn man erwägt, welche Summe von intensivster Arbeit und unablässig neu formulierender Erfindungskraft dazu gehört, die dem gegebenen knappen Raum sich am besten einfügende, die Ideen am präzisesten wiederspiegelnde Ausdrucksform zu finden. Die wenigen hier abgebildeten Beispiele mögen das erläutern.



L. Starck: **Medaille zur Jahrhundertwende 1900.**

Die Medaille zur Jahrhundertwende (siehe Abbildung) zeigt auf der einen Seite eine Sphinx mit der Jahreszahl 1900, auf der anderen eine ganz statuarisch wirkende Frauengestalt: die mit der Linken die große Fackel der Zukunft aufrichtet, während sie mit der gesenkten Rechten die kleine Fackel der Vergangenheit auslöscht. Ein schleierartig dünnes Gewand, das nichts verhüllt, umfließt die wunderschöne Gestalt. Kühn und eigenartig komponiert ist die in gewagtester Verkürzung erscheinende Flügelsphinx der anderen Seite. Zur 700jährigen Gedenkfeier der Stadt Riga hatte Starck den Auftrag, die Jubiläumsmedaille zu entwerfen. (Siehe Abbildung.) Auf der einen Seite sehen wir eine Tafel mit dem Reliefbilde der Stadt in den Zweigen eines

mächtigen Baumes, auf der anderen Seite die Verkörperung der Handelsstadt in Gestalt einer Frau mit einer Mauerkrone und dem Schlangenstab des Hermes. Vom Baum des Ruhmes bricht sie einen Lorbeerzweig. Am Sessel ist das Wappen von Riga angebracht. Auch bei dieser vorzüglich gelungenen Komposition ist die etwas archaische Strenge der Figur sehr am Platz.



L. Starck: **Medaille zur 700jährigen Gedenkfeier der Stadt Riga.**

Ganz zart und weich gehalten ist dagegen die Plakette, die Starck im Auftrag der Stadt Berlin im Jahre 1906 für die Schwesternschaft Berlins zu schaffen hatte. (Siehe Abbildung.) Die Komposition besteht im wesentlichen aus zwei in das Rund geschlossenen Köpfen, und doch, wieviel erbarmende Liebe in dem madonnengleichen Schwesternhaupt und welch' rührender Ausdruck des Leidens in dem Mädchenkopf mit den halbgeschlossenen Augen, über das sich die Schwester beugt. Die Rückseite enthält nur die Inschrift.



L. Starck: **Plakette für d. Schwesternschaft Berlins.**

Zum Schluß dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß in unserer Heimat sich mehrere Originale von Starcks Hand befinden. Im Auftrage der Gilde hat der Künstler die Figur des um Riga hochverdienten Hollander modelliert. Sie ist nach dem Modell Starcks in Riga in Kupfer getrieben worden, leider nicht unter der Aufsicht des Künstlers. Man beurteile daher die Figur nicht nach der außen an der Gilde aufgestellten Form in Kupfer, sondern nach dem glücklicherweise in den Räumen der Gilde aufbewahrten Original-

modell, das die Vorzüge des Werkes in viel höherem Maße erkennen läßt.

Gleichfalls in Riga im Besitz des Architekten Reinberg befinden sich drei Figuren in Bronze, die als Schmuck eines Bücherschranks entworfen sind: eine als Bekrönung dienende Büste und 2 allegorische Gestalten, die Kunst und Wissenschaft darstellend. Es sind in der Geschlossenheit der Form und der des Ausdrucks hervorragende Schöpfungen, die in einer Monographie des Künstlers einst nicht werden fehlen dürfen.

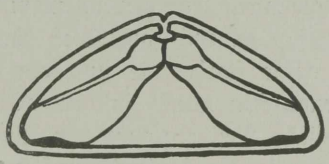
Das ist in kurzen Zügen ein Bild von dem Schaffen eines Meisters, der noch auf der Höhe des Lebens, in der Vollkraft des Wirkens steht und von dem wir noch vieles werden zu erhoffen haben.

Weit draußen in Wilmersdorf bei Berlin, fern vom gar zu geräuschvollen Treiben der Großstadt und doch im Bereich ihrer vielfachen Anregungen, hat der Künstler sein trauliches Heim und sein selbstgeschaffenes Atelier. Welchen Wert Starck selbst dem Einfluß der Großstadt auf den schaffenden Künstler beilegt, geht aus einer interessanten Meinungsäußerung hervor, die gelegentlich der Rundfrage einer Berliner Zeitung bei einer Anzahl hervorragender Künstler, meist Bildhauer, zum Abdruck gelangte. Er sagt da unter anderem: „Vergegenwärtigt man sich, welche außerordentliche geistige Anregung gerade die Großstadt, und namentlich eine solche mit alter Kultur und Geschichte, dem Künstler durch ihre Galerien, Museen und durch die Berührung mit hervorragenden Persönlichkeiten wie auch mit dem Mäcenatentum bietet, so wird man ein gut Teil versöhnlicher und milder über die Großstadt urteilen, selbst im Hinblick auf die Gefahren, welche die Großstadtluft in sich birgt. Mag der Einfluß der Großstadt auf die Kunst im allgemeinen verschiedenartiger Beurteilung unterliegen, für die bildende Kunst jedenfalls ist er nicht wegzuleugnen, ja geradezu unentbehrlich! Wohl kann der Dichter fern vom Weltgetümmel unbeschadet seinem Genius leben. Nicht so der bildende Künstler. Beweis dafür sind die jahrein jahraus aus allen Teilen des Reichs nach Berlin strömenden Kunstjünger, von denen nur

ein kleiner Teil die Hauptstadt wieder verläßt; sie bleiben in ihr nicht um des „schnöden Mammons“ willen allein, sondern aus einem dunklen Gefühl, fast möchte ich es Grauen nennen, vor dem „Versauern“. Große, wahrhaft starke Persönlichkeiten werden gewiß allen Gefahren zum Trotz, wo sie auch wirken mögen, ihre unverwischbaren Spuren hinterlassen . . . . .“

Nach dieser Äußerung des Künstlers, der man ohne weiteres beipflichten darf, müßten wir in seinem Interesse wünschen, daß er der Großstadt erhalten bliebe, anstatt vielleicht an die Akademie einer kleineren Kunstzentrale verschlagen zu werden. —

Was Starck in seiner Kunst der Welt zu sagen hat, davon reden seine Werke; wer das Glück gehabt hat, ihn als Persönlichkeit kennen zu lernen, dem tritt seine Kunst in ein eigenes Licht als Ausdruck der sympathischen Individualität eines bedeutenden und so bescheidenen Künstlers, eines liebenswürdigen und warmfühlenden Menschen.

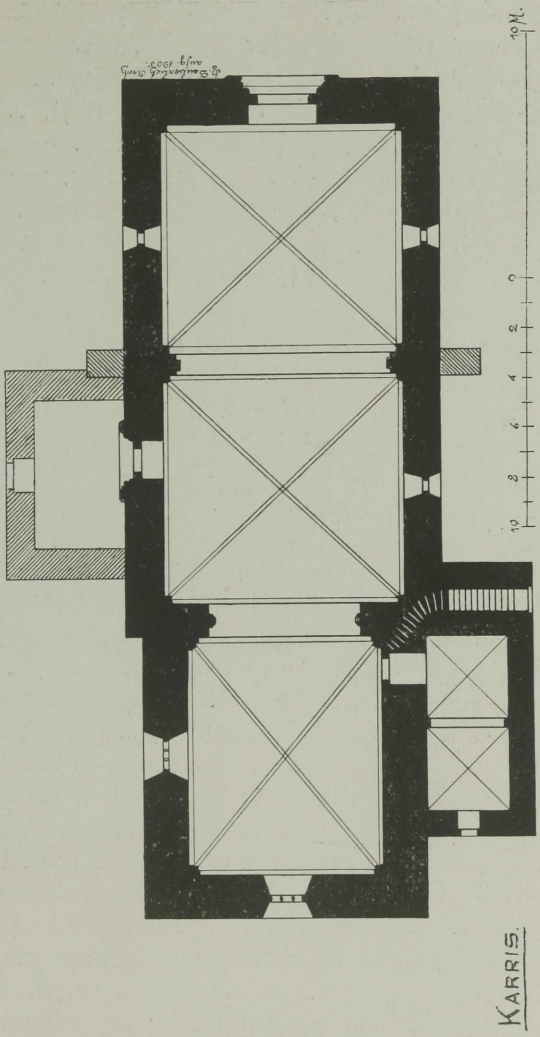


Die mittelalterlichen Kirchen auf Ösel.

Von

Dr. **Wilhelm Neumann**-Riga.

Der päpstliche Legat Bischof Wilhelm von Modena hatte im Jahre 1234 die Grenzen des Bistums Ösel-Wiek festgesetzt und in der Person des Dominikaners Heinrich einen Bischof für diese Diözese geweiht, gleichzeitig auch Dänemark zum Verzicht auf seine Ansprüche auf Ösel und die Wiek bewogen. — Bischof Heinrich gründete seine Kathedrale und das Kapitel im Jahre 1251 an der Pernauschen Bucht in dem alten Perona. 1263 wurde diese bischöfliche Residenz von den Litauern zerstört und nur geringe Mauerreste, die heute schon fast völlig hoher Flugsand deckt, erinnern an diese Stätte. Bischof Heinrich hatte den Untergang seiner Gründung nicht mehr erlebt; er war 1260 gestorben. Sein Nachfolger Hermann verlegte Dom und Kapitel an die Hapsalsche Bucht und damit zugleich so ziemlich in den Mittelpunkt seines Bistums. 1279 war der umfangreiche Burgbau, der die bischöfliche Kathedrale und das Stift umschloß, vollendet oder doch der Vollendung nahe, denn der Bischof machte in diesem Jahre bekannt, daß er in der Nähe der Burg einen Ort zu einer Stadt bestimmt habe, zu dessen Besiedlung er aufforderte unter der Verheißung verschiedener Rechte und Privilegien.



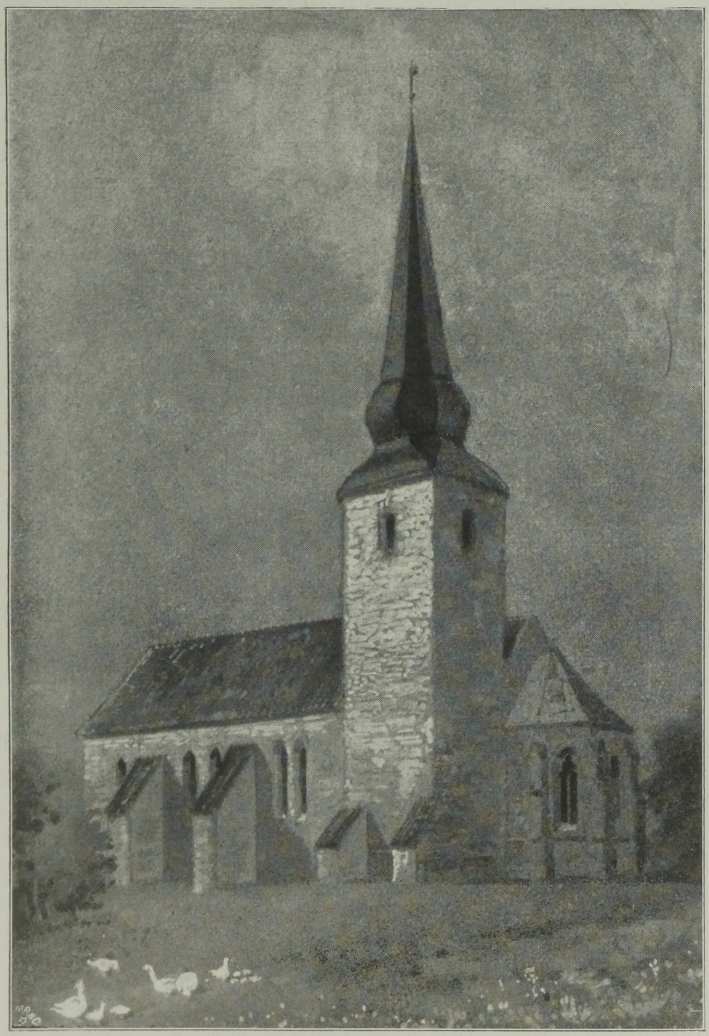
Grundriss der Kirche zu Karris.

Nur noch einmal wurde das Christianisierungswerk und die Befestigung der deutschen Herrschaft unterbrochen: durch den Estenaufstand im Jahre 1343. Was die Ösel-schen Kirchen von den Landkirchen des Festlandes, vielleicht mit einziger Ausnahme der Landkirchen zu Ampel, Turgel, St. Petri und Maria-Magdalenen im ehemaligen Ordensgebiet auszeichnet, ist die sorgsame und architektonisch anziehende Durchbildung des Innern. Das fügsame, leicht zu gewinnende Baumaterial kam einer solchen Ausstattung sehr entgegen. In strengem Widerspruch zur archi-

tektonisch feinen Ausbildung des Innern steht das Äußere, das fast immer ernst und düster erscheint, aber immer malerisch ist. Diese Anspruchslosigkeit des Äußern ist offenbar beabsichtigt, denn unmöglich war eine reichere Architektur nicht, wie beispielsweise der Chorbau der Kirche zu Wolde beweist.

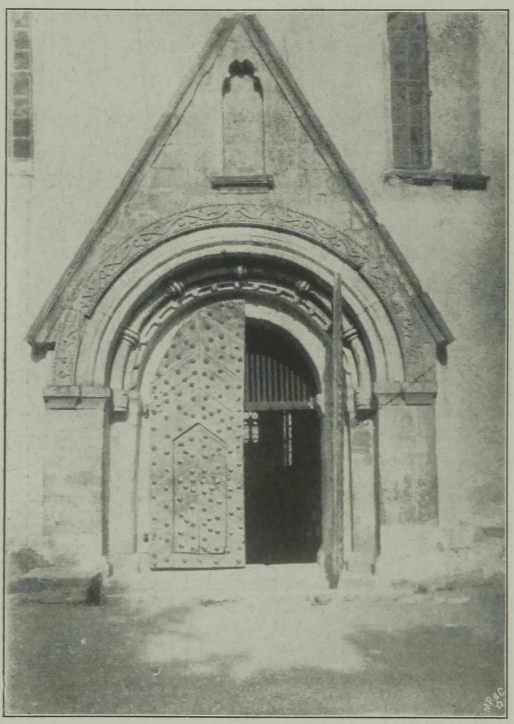
Der Grundrißtypus der Öselschen Kirchen, wie unserer meisten Landkirchen in den ehemaligen bischöflichen Gebieten überhaupt, ist der des einschiffigen gewölbten Langhauses mit daranstoßendem gradlinig geschlossenem Chor (s. d. Grundriß S. 263). Im Ordensgebiet dagegen ist die dreischiffige Hallenkirche bevorzugt worden. Zweischiffige Kirchen sind fast nur in den von den Dänen beherrscht gewesenen Landschaften Harrien und Wierland zur Ausführung gekommen.

Wenig später als der bischöfliche Schloßbau in Hapsal oder fast gleichzeitig mit ihm wird die Kirche zu Wolde auf Ösel entstanden sein, wie sich aus den übereinstimmenden architektonischen Formen schließen läßt. Das Schiff hat drei oblonge Kreuzgewölbe und in jedem Gewölbjoch ein für die Cistercienserbauten charakteristisches Fensterpaar, dessen Einwölbungen sich fast dem Kreise nähern. Der quadratische Chorbau ist mit einem acht wulstartige Rippen besitzenden Gewölbe geschlossen, von denen vier im Scheitel gegen einen kreisrunden Wulst laufen, während die vier Diagonalrippen den Kreis überschneiden und im Scheitel in einem skulptierten Schlußstein zusammenstoßen. Dieselbe Gewölbanordnung kehrt im Chor der nur wenige Werst von Hapsal entfernten Kirche zu Röthel wieder, deren Schiff jedoch erst in späterer Zeit vollendet worden zu sein scheint. Der aus dem Achteck geschlossene Anbau an den Chor der Kirche zu Wolde gehört dem 16. Jahrhundert an. Das Innere ist überaus schlicht. Die breiten Gurtbogen der Gewölbe sind unprofiliert und erheben sich in einem nur unmerklich vom Halbkreise abweichenden Spitzbogen. Spuren von Malerei, die in jüngster Zeit aufgedeckt wurden, lassen auf eine reiche malerische Ausschmückung des Innern schließen. Eine verständnisvolle völlige Aufdeckung der Malereien unter fachmännischer Leitung wäre sehr erwünscht. — Das Äußere hat nicht mehr die ehemalige Gestalt. Schwere unschöne Strebepfeiler an den Seiten



Kirche zu Wolde.

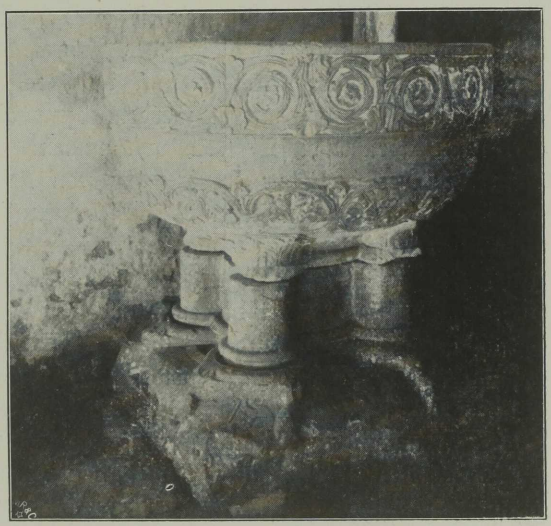
und ein Turm über der Sakristei, vielleicht dem 18. Jahrhundert angehörend, willkürliche Erniedrigung der Dächer und der Giebel, haben von dem Bild des 13. Jahrhunderts wenig übrig gelassen. Nur die Westfassade zeigt mit Ausnahme des verstümmelten Giebels den ehemaligen Zustand. Das im Rundbogen geschlossene Portal besitzt eine anmutig profilierte Laibung, an der ein mit Ringbündeln versehener Rundstab kräftig hervortritt. Leider sind der innere Ringwulst und die Eckſäulen, die einst zu seiner Stütze dienten, nicht mehr vorhanden. Ein mit einem gewellten Blattwerk geschmückter Fries bildet die äußere Umrahmung des Portalbogens. Wie einst an der Hapsaler Domkirche ist auch hier ein wimpergartiger Abschluß über dem Portal angebracht. Hier fehlt ihm leider die Spitze, dort hat man ihn erst vor wenigen Jahren in unverständigem Purifizierungseifer ganz beseitigt.



Portal der Kirche zu Wolde.

Erhalten, doch schon mehr gotisiert, ist ein solcher Wimperg an der Kirche zu Röthel. Im Giebeldreieck hier wie dort die Nische für die Statuette des Titelheiligen. Zu den

Seiten des Portals der Woldeschen Kirche sind noch zwei Fenster in der Höhe der Seitenschiffenster angeordnet und über dem Wimperg, wie in Hapsal, ein Rundfenster, hier gegen die Portalachse etwas nach links verschoben. Die ganze in den Verhältnissen gut abgewogene Partie faßt ein auf Konsolen aufsetzender Bogen zusammen. Die Nischendekoration des Giebels ist bedauerlicher Weise im Jahre 1860 bei der Neuherstellung des Daches, das nicht wieder zu der ehemaligen Höhe aufgeführt wurde, verstümmelt worden. — Von den Kirchengeräten ist nur ein prächtiger spätromanischer Taufstein zu erwähnen. Spätromanische Anklänge zeigen sich noch in der Ausbildung der Gewölbstützen im Chor der Kirche zu St. Peter und Paul zu Karmel und am Nordportal dieser Kirche.



Taufstein in der Kirche zu Wolde.

Ihre ursprüngliche Grundrißbildung ist der der Kirche zu Wolde fast ganz ähnlich, nur sind die Abmessungen hier weit größere und anstelle der Fensterpaare in den Wänden sind hier einfache, schon schlankere im Spitzbogen geschlossene Fenster getreten. Der bei den vergrößerten Abmessungen des Schiffs größere Druck der Gewölbe auf die Außenmauern scheint ein Ausweichen dieser zur Folge gehabt zu haben, und vielleicht mag ein Einsturz der Gewölbe befürchtet worden, oder sogar erfolgt sein — es fehlt

darüber an jeder Nachricht — jedenfalls entschloß man sich, die einschiffige in eine zweischiffige Kirche umzuwandeln und dem Gewölbdruck durch äußere Strebepfeiler zu begegnen. Im Westjoch wurden sogar die Fenster vermauert und die Wände sowohl durch innere als durch äußere Widerlagspfeiler gefestigt. Neue Fenster wurden eingebrochen. Diese Maßregel und die nahezu — bis auf das Portal — völlige Vermauerung der Westwand, die dann gleich zur Errichtung eines Turmes ausgenutzt wurde, deuten auf eine Katastrophe. — Die in sprachlicher Hinsicht vielfach angestrittene estnische Inschrift über dem Portal, die den Peter-Paulstag des Jahres 1407 als den Tag der Vollendung der Kirche nennt, kann mit dem Umbau sehr gut in Verbindung gebracht werden, denn die Architektur des Schiffs entspricht dieser Zeit vollkommen. Die Rippen des Kreuzgewölbes im Chor erheben sich von kleinen Diensten, die auf schlanken Eckſäulen stehen. Die Formen sind hier noch sehr zierlich; weit schwerfälliger dagegen erscheinen sie im Langhause, wo die Längs- und Quergurten das den Revaler Bauten eigentümliche Profil — zwei birnenförmige Stäbe mit einem Wulst dazwischen — zeigen und die Gewölbe auf den scharfen Grat zusammengewölbt sind. Die beiden schlanken Pfeiler des Langhauses sind von achteckigem Querschnitt, haben aber unterhalb des Bogenanfangs eine kreuzförmige Ausbildung erhalten, die durch die Vermittlung eines kleinen dekorativen Blattwerks sehr ansprechend entwickelt ist. An den über einem Rundstab schräg anlaufenden Basen der Pfeiler finden sich plastische symbolische Darstellungen, und zwar an der dem Chor zunächst stehenden Säule eine Jagdszene, an der andern ein Weinberg mit daraus hervorwachsenden von Blättern umgebenen Trauben, an denen ein Vogel pickt. Am Schafte der Mittelsäulen finden sich außerdem die Reliefbildnisse der Titelheiligen der Kirche, der Apostel Petrus und Paulus, und zwischen ihnen ein Wappen mit einem gefluteten Querbalken. Am vorderen Pfeiler ist ein Wappen mit einem nach rechts gewendeten aufrecht stehenden Bären gemeißelt. — Die Umgestaltung des Triumphbogens ist dem Baumeister bei der Zweiteilung nicht sonderlich geglückt, doch

macht das Innere trotzdem durch seine schlanken Verhältnisse einen wohltuenden Eindruck.

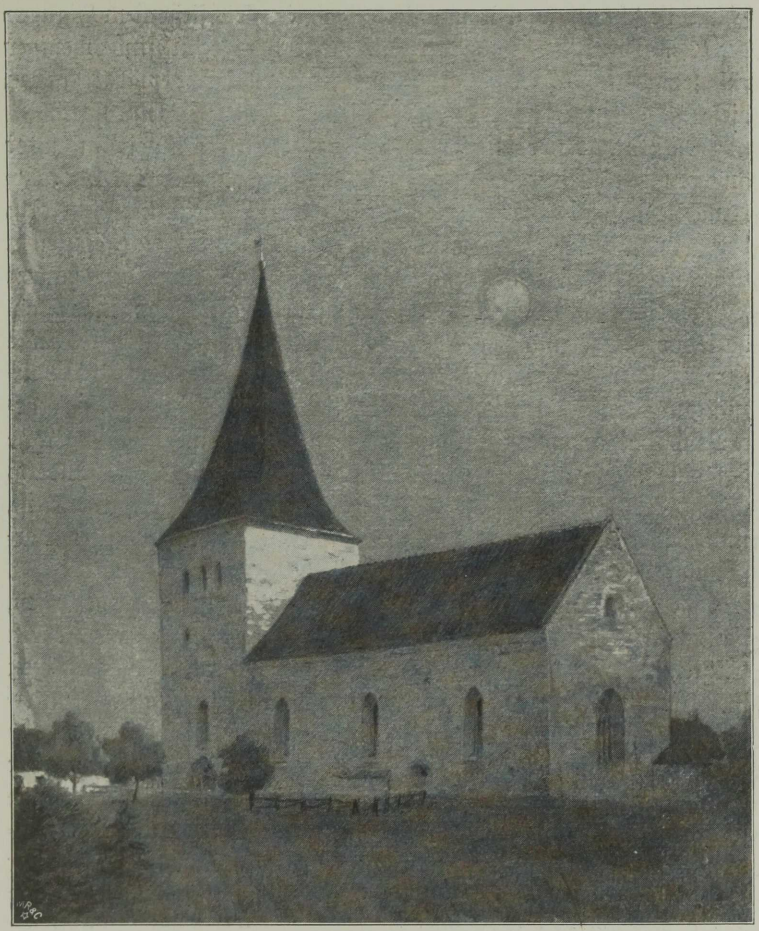
Die Kirche ist durch eine hübsche Kanzel aus dem 17. Jahrhundert und einen Schnitzaltar, ein Triptychon, ausgezeichnet, dessen Bestandteile allerdings verschiedenen Zeiten angehören. Nach einer auf der Außenseite des rechten Flügels erhaltenen Inschrift wurde der Altar 1547 von Bernt Berch in die Kirche gestiftet. Außer der Inschrift haben sich die Wappen der Familien Berg auf Karmel und Uexküll erhalten. Diesem ältesten Altar gehören aber nur die Schnitzereien der Bekrönung an, deren Ornamentik schon stark mit Renaissancemotiven durchsetzt ist. Unter Korbbögen sieht man eine mater dolorosa, den salvator mundi, ein Jüngstes Gericht und die vier Kardinaltugenden. Die Apostelfiguren je sechs zu den Seiten des Mittelbildes sind offenbar Bauernarbeit vom Ende des 18. Jahrhunderts, vielleicht älteren Arbeiten nachgeschnitzt. Das gemalte Mittelbild, Christus am Kreuz mit Maria, Maria Magdalena und Johannes ist inschriftlich von „Andreas Simonsen Schielder up Trondiem" gemalt. 1791 ließ „Sr. Exellenz d. w. H. Etatsrath e. g. v. Güldenstubbe" den Altar durch den genannten Maler restaurieren. — Der durch mehrere Abbildungen bekannte Rest eines schön geschnitzten Altarschreines, eine Krönung Mariä durch Gottvater und Sohn, vom Ende des 15. Jahrhunderts verdiente aus der Kirche vor gänzlichem Untergang in ein Museum gerettet zu werden, bevor es zu spät ist. —

Zu den ältesten frühgotischen Kirchen gehört die zu Peude. Der Bau weicht auffällig von allen übrigen Kirchenbauten ab, indem Schiff, Chor und Turmpartie im Grundriß nicht besonders betont sind, wie es sonst der Fall ist. Die Kirche hat die außergewöhnliche äußere Länge von 52,75 Meter, bei nur 13,4 Meter äußerer Breite. Das Innere ist in vier gleiche Joche zerlegt, von denen das westliche den Turm, die beiden folgenden das Schiff und der östliche Teil den Chor bildet. Diese eigentümliche Form mag hervorgerufen sein durch die nordwärts von der Kirche belegen gewesene Burg der einstigen Ordensvogtei Poida, die zwischen 1255 und 1290, wahrscheinlich um 1275 erbaut

wurde. Nach den von dem verstorbenen Oberlehrer J. B. Holzmayer unternommenen Ausgrabungen und veröffentlichten Plänen bildete die Burganlage nahezu ein Trapez, dessen nach Süden gelegene längste Seite wahrscheinlich von einem Bauwerk, ähnlich dem an der Ostseite, eingenommen wurde, auf dessen Fundament heute die Kirche steht. Dadurch allein ließ sich ihre außergewöhnliche langgestreckte Gestalt erklären und zugleich ein Anhalt für die Zeit ihrer Erbauung gewinnen. Man könnte diese — und die Architektur spricht völlig dafür — in die Mitte des 14. Jahrhunderts setzen, in die nächsten Jahre nach der Zerstörung der Burg während des Estenaufstandes von 1343. — Die Außenwände sind nur von schmalen, sehr hohen Fenstern durchbrochen, wodurch die Massigkeit des Bauwerks noch gesteigert wird, und der niedrige zweigeschossige mit einem Zeltdach versehene Turm gibt dem ganzen Bau ein düsteres, trutziges Gepräge.

Das Innere besitzt schöne Verhältnisse, die Rippen des Gewölbes im Chor erheben sich von kräftig vortretenden Pfeilern, in die schlanke Ringsäulen eingeschnitten sind. An ihren Kapitellen überrascht das fein stilisierte Ahorn- und Rosenblatt. Die Rippen der Schiffgewölbe steigen an der Chor- und Turmseite von Eckkonsolen mit knollenartigem Blattdekor auf, in der Mitte des Schiffs von konsolartig gebildeten kräftig aus der Wand vortretenden Trägern, die im allgemeinen die bei den Kirchen im estländischen Gebiet beliebte Form der Gurtbogenunterstützung zeigen, hier aber eine künstlerische Ausbildung empfangen haben, die jenen in der Regel abgeht. Besonders zierlich ist der untere Abschluß dieser Träger behandelt: auf der einen Seite ein von Weinlaub umranktes Konsol, auf der andern ein Öselsches Bauernpaar, dessen Gewandung bis auf die Ringfibel am Gewande getreu nachgebildet ist. Mit gleicher künstlerischer Feinheit sind die beiden Portale der Kirche behandelt, besonders dem Südportal ist durch geriefelte Dreiviertelsäulen mit Ahornlaubkapitellen ein hübsches Motiv eingefügt. Auch das Fenstermaßwerk mit seinen frühgotischen Formen ist von schöner Zeichnung. Neben dem Altar hat sich das Depositorium für die heiligen Öle erhalten. Er ist von

einem Dreipaßbogen überdeckt, dessen äußere Umrahmung in ein Jerusalemkreuz ausläuft.



Kirche zu Peude.

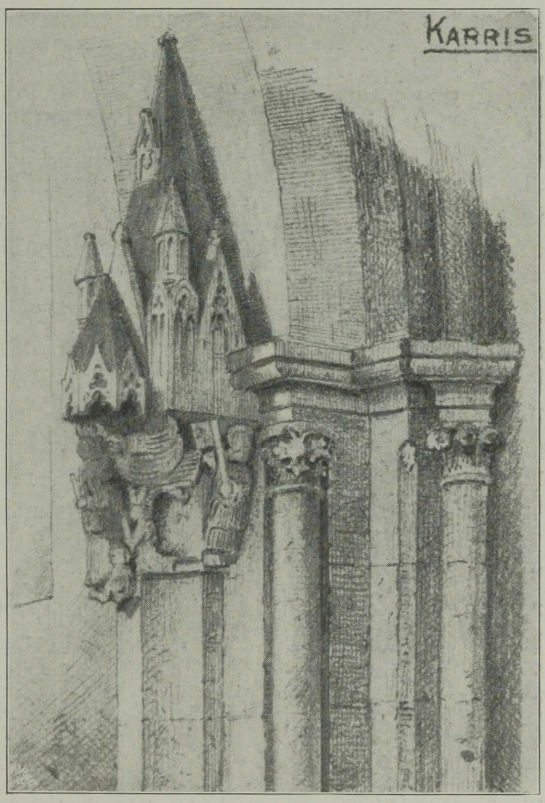
Der Spätzeit des 17. Jahrhunderts gehört die hübsch geschnitzte Kanzel an, deren säulengeschmückter Rumpf auf der

Figur eines St. Petrus ruht. Der Schalldeckel baut sich als luftige Laterne auf. — Der Altar stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Das Ornament, namentlich der obere Abschluß ist schwungvoll komponiert; die seitwärts stehenden Figuren des St. Johannes und des St. Petrus dagegen sind weniger rühmenswert. Einen recht traurigen Anblick gewährt gegen diese stilvollen Werke der gotisch sein sollende Orgelprospekt.

Die St. Martinskirche zu Kielkond erinnert in ihrer äußeren Architektur an die zu Peude, (Mitte des 14. Jahrhunderts), zeigt aber im Grundriß die allgemein übliche Form des einschiffigen Langhauses mit dem gradlinig geschlossenen Choranbau. Hier ist dem Schiff noch eine etwa der halben Länge eines Gewölbjoches des Langhauses gleichkommende Vorhalle vorgelegt und der Chor erscheint übermäßig in die Länge gereckt. — Wie verlautet, droht auch diesem Bau durch die Hinzufügung eines Turmes, ohne den er mehr als ein halbes Jahrtausend hat auskommen können, die Verunstaltung. Die Kirche hat eine hübsche Kanzel aus dem Ende des 17. Jahrhunderts mit später hinzugefügtem Schalldeckel, der schlechter stilisiert ist, und einen triptychonalen Altarschrein mit einer gemalten Darstellung des Abendmahls im Mittelfelde.

In den Abmessungen die kleinste der Öselschen Landkirchen, baulich aber die anziehendste, ist die Kirche zu Karris, deren Entstehung in das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts zu setzen ist. Im Äußeren ist sie von der Kirche zu Kielkond wenig unterschieden; schon das überall gleiche Baumaterial verleiht diesen Bauten, wenn außerdem noch ihre Grundrißbildung einander ähnlich ist, ein einheitliches Aussehen. Dagegen unterscheidet sie sich durch ihre hübsche und eigenartige architektonische Ausbildung des Innern von den übrigen Kirchenbauten. Im Chor dieselbe Anlage der Unterstützung der Rippen und Wandbogen des Gewölbes wie in Peude uud Kielkond: schlanke Ringsäulen, die in den kräftig vortretenden Eckpfeilern eingeschnitten sind mit prächtigen Kapitellen und hier außerdem mit reich profilierten Basen, deren unterer Wulst weit über den Plynthus vortritt und von kleinen Tragsteinen, zuweilen in Form von Menschen-

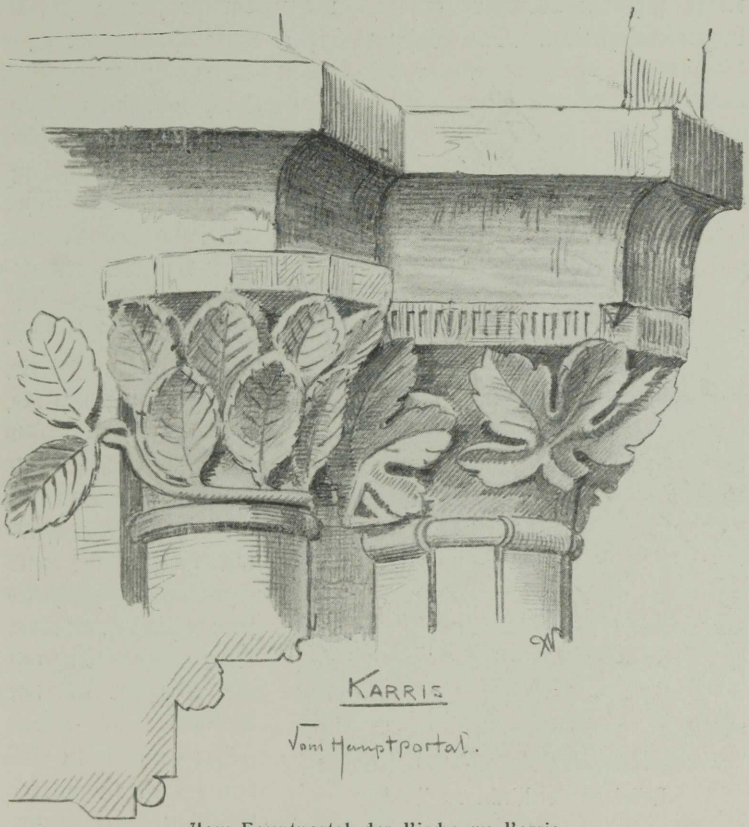
oder Tierköpfen, getragen wird. Man wird an französische Vorbilder, oder doch süddeutsche Einflüsse erinnert. Eigenartig und in den baltischen Kirchen als Unikum dastehend ist die Dekoration des Triumphbogens. Über reich profilierten Sockeln erheben sich Dreiviertelsäulen mit blattgeschmückten Kelchkapitellen als seitliche Begrenzung der Laibungen. Zwischen ihnen steigt ein fünfseitiger Pfeiler mit flach ausgehöhlten Begrenzungsflächen auf, der in der Höhe des Bogenansatzes über einer Verbreiterung in eine pyramidale Spitze ausläuft. Diese Turmpyramiden sind von Dreiecksgiebeln umfaßt und seitlich von je zwei kleineren Türmen begleitet, an denen Spitzbogenblenden, Drei- und Vierpässe in reicher Fülle auftreten. An den Vordergiebeln der Turmpyramiden sind kräftig vorspringende Baldachine herausgearbeitet, unter denen, als Kapitellschmuck der Pfeiler behandelt, die Titelheiligen der Kirche stehen, und zwar auf



Triumphbogenskulptur in der Kirche zu Karris.

der Südseite St. Nikolaus, auf der Nordseite der heilige Laurentius, umgeben von szenischen Darstellungen aus ihrer Legende. Zur Rechten des heiligen Nikolaus steht ein Turm, das symbolische Zeichen der Unanfechtbarkeit, der Keuschheit, seitlich sieht man die drei Jungfrauen, die er zum Christenglauben bewog. Zur Linken des Heiligen hält ein Mann in langer Gewandung einen Gegenstand, der wie ein Segel erscheint, oder ein Boot darstellen soll, wahrscheinlich als Hindeutung auf den Patron der Seefahrer, als welcher St. Nikolaus verehrt wurde. Neben dieser Figur erscheint der Bischof noch einmal mit einem Kinde als Beschützer der Kinder. Auf der gegenüberliegenden Seite steht der heilige Laurentius mit Rost und Palmenzweig, auf einer halb liegenden Figur mit großem Kopf, die ein gekröntes Haupt im Schoß hält. Zu seinen Häupten schweben Engel, die ihm die Märtyrerkrone auf das Haupt drücken und zu seinen Füßen zwei gekrönte anbetende Figuren. Links von der Gruppe steht St. Paulus, rechts St. Petrus. Die Skulpturen sind unbeholfen, die bekrönende Architektur erscheint wie aus Teig geschnitten und dennoch machen die Arbeiten gerade durch die Naivität, womit sie zur Ausführung gebracht und mit der Architektur dekorativ verbunden sind, einen angenehmen Eindruck. Die ganze Ausführung erinnert an die Tonplastik der norddeutschen Ziegelbauten. Das hat seinen Grund wohl in dem verwendeten Material, dem örtlichen Kalkstein, der frisch aus dem Bruch kommend sehr weich ist und wie der lufttrockene Ton mit dem Messer geschnitten werden kann. Die Höhe dieser Figurengruppen beträgt von den Füßen der Figuren bis zu den Spitzen der Fialenbekrönungen etwa zwei Meter. — Originell wie diese Triumphbogenskulpturen sind auch die der Bogenunterstützungen im Schiff. Flach vortretende Lisenen, die unterhalb des Bogens mit einem einfachen Profil abschließen, nehmen den Gurtbogen und die Rippen auf, wobei der Gurtbogen außerdem noch durch eine zierliche Dreiviertelsäule, die ihre Stütze auf einem Konsol findet, getragen wird. Mit großem Fleiß sind die Kapitelle dieser Säulchen ausgeführt: einmal ein figurales Motiv, zum anderen ein Knollenkapitell. Die Wand-

bögen erheben sich von kleinen, an die Lisene sich anlehnenden Konsolen, die von Menschenköpfchen getragen werden. Das figurale Motiv des Säulenkapitells läßt sich schwer deuten; es stellt eine langgewandete männliche Figur dar, die, gefolgt

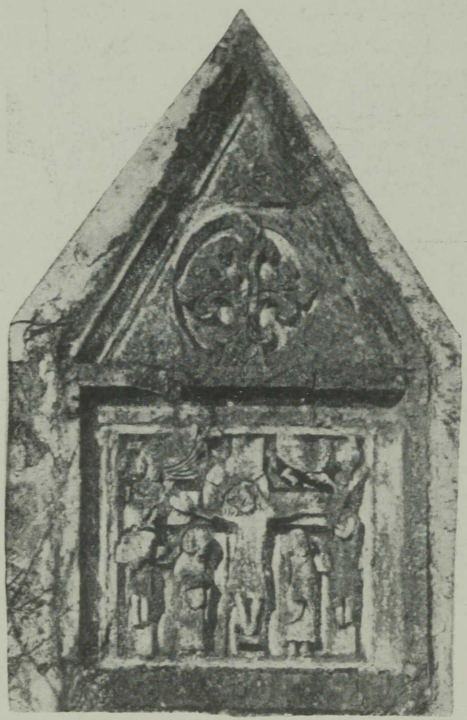


Vom Hauptportal der Kirche zu Karris.

von einem Drachen, stürmisch eine Frauengestalt umfängt. Die sehr realistisch behandelte Gewandung ist die der estnischen Bauern. Soll es die Flucht vor dem Bösen in die Arme der Kirche, oder die Versuchung vorstellen?

Ein seltener Reichtum in Ornamentation und Gliederung ist

auch an den beiden Portalen entwickelt. Am inneren Südportal tragen Dreiviertelsäulen mit ähnlichen Sockelbildungen wie am Triumphbogen und zierlichen Ahorn- und Rosenlaubkapitellen ein aus Hohlkehle und Platte gebildetes Gesims, worüber sich ein Wimperg erhebt, in den der profilierte Portalbogen einschneidet. Das Westportal ist etwas einfacher und ohne Wimperg ausgeführt, doch ebenfalls schön profiliert, die Säulen sind verschiedenartig kanneliert und ihre Kapitelle mit Linden- und Weinblättern geschmückt. Wie alle Skulpturen sind auch die Fenstermaßwerke, die Gewölbschlußsteine, die Einfassung des Depositoriums für die heiligen Öle und der alte erhaltene Taufstein mit Verständnis und eigenem Schönheitssinn behandelt worden. Über dem Eingang zur Vorhalle an der Südseite — einem später angefügten Anbau — ist ein älteres Relief der Kreuzigung, das vielleicht ehemals an anderer Stelle stand, eingemauert. Es zeigt eine schwächere Hand, als diejenige war, die die Triumphbogenskulpturen schuf, macht aber den Eindruck größeren Alters. In einer rechteckigen Umrahmung sieht man den Gekreuzigten an einem fast gleicharmigen Kreuze hängen; daneben Maria und Johannes. Links und rechts die Schächer,



Relief an der Kirche zu Karris.

deren Seelen in Kindergestalt ihrem Munde entfliehen und von einem Engel und einem gehörnten Teufel in Empfang genommen werden. Über der Tafel ein Dreiecksgiebel, dessen Feld durch ein Lilienkreuz und einen achtstrahligen Stern ausgezeichnet ist. Die sichtliche Anlehnung an die Innenarchitektur der Kirche zu Peude und die direkte Herübernahme einzelner Motive von dort, der Versuch ferner, Einzelnes künstlerisch weiter zu bilden und reicher zu gestalten, macht den Eindruck, als sei bei diesem Bau ein Schüler des älteren Meisters von Peude tätig gewesen, der Gelegenheit hatte, sich im Anschauen guter Werke in Deutschland zu bilden und, von der Wanderschaft heimgekehrt, hier Gelegenheit fand, die Früchte seines Studiums zu verwerten.

Spuren gotischer Wandmalerei finden sich im Chor. Sie aufzudecken und von kundiger Hand restaurieren zu lassen, wäre ein verdienstvolles Unternehmen. Die Kanzel gehört dem Ausgang des 17. Jahrhunderts an und ist eine Stiftung örtlicher adliger Familien, deren Wappen am Kanzelrumpf angebracht sind. Zu welchen Verirrungen die mißverstandene Gotik führen kann, beweist der jetzige Altar. Er wirkt in dieser Kirche mit den vornehmen architektonischen Formen geradezu abschreckend.

Am schmucklosesten erscheint die Kirche auf der Insel Mohn, die nur dadurch bemerkenswert ist, daß der gradlinig geschlossene Chor noch eine Erweiterung durch eine Aedicula erfahren hat, als einzigstes Beispiel dieser Art im mittelalterlichen baltischen Kirchenbau.



Mia Holm-San Remo.

Komm herein!

Komm herein, du liebe Sonne,
Komm herein zum offnen Fenster,
Lächle fort die schwarzen Sorgen,
Alle Gram- und Schreckgespenster!

Küsse mir die dummen Tränen
Vom verweinten Angesichte,
Sing mit deiner goldnen Stimme
Mir ein Lied vom ew'gen Lichte! . . . .

Sonne tut, wie ich gebeten,
Und der goldne Strom der Töne
Gleitet ruhig, leuchtet, funkelt,
Blitzt in wunderbarer Schöne.

Auch mein Herz beginnt zu strahlen
Und ich atme hellen Segen
Werf mich in den Strom und schwimme
Gott, dem ew'gen Licht, entgegen.

Sterben.

Kommt die Stunde der Erlösung?
Bist du da, ersehnter Tod?
Dein geliebtes Haupt umstrahlet
Ew'ger Sonne Morgenrot.

Legst mit leisem süssem Singen
Mir aufs Herz die warme Hand,
Und beglänzt von ew'ger Sonne
Seh ich nie geschautes Land.

Ew'ger Sonne Glanz verzehret
Meines Lebens dunkle Pein,
Meine Seele staunt, erzittert,
Löst sich los und schwebt hinein —

Schwebt hinein ins Land der Stille,
Fort von kalter dunkler Zeit
In die wunderbare Helle
Gotterfüllter Ewigkeit.

An ihrem Grabe.

Gib mir Blumen! gib mir Blumen!
War dein letztes müdes Wort,
Und so bringe ich dir Blumen,
Toter Liebling, fort und fort.

Seele warst du, da du lebtest,
Seele ganz, mein liebes Kind,
Bring dir Tulpen nicht, Azalien,
Die doch farbenprächtig sind.

Eine Blume ohne Seele,
Tote Blume ohne Duft —
Veilchen, Goldlack und Reseden
Leg ich still auf deine Gruft.

Glaube.

Hilflos ach, von Angst verwirrt,
Wie ein Kind, das sich verirrt,
Wie in schwerem Fiebertraume
Dreh ich mich im Erdenraume;
Erdenlichter, wie sie strahlen,
Sind für mich nur dunkle Qualen,
Mich verlangt nach ew'gem Licht,
Und ich such es, find es nicht,
Dennoch glaube ich, ich glaube,
Glaube an das ew'ge Licht!

Und mein starker Glaube gibt
Plötzlich mir gewalt'ge Flügel:
Über Wälder, Ströme, Hügel,
Über Meere, Bergesspitzen,
Mitten durch der Sonne Blitzen
Flieg ich über Leid und Streit
Über Raum und über Zeit
Mit verklärtem Angesicht
Selig in das ew'ge Licht.

— — — — — — — — — —

Und des ew'gen Lichtes Flammen
Schlagen über mir zusammen,
Ihr geheimnisvoller Glanz
Füllet meine Seele ganz,
Eine helle Stimme spricht:
„Werde göttlich! werde Licht!"

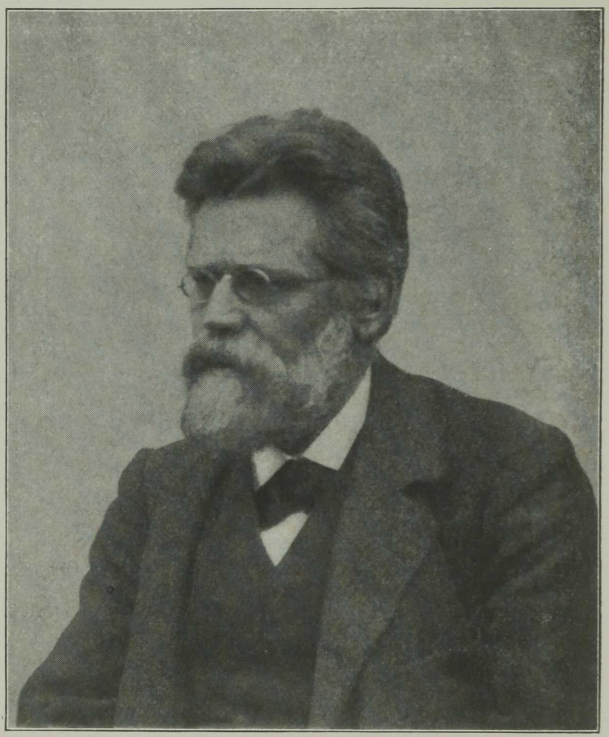
— — — — — — — — — —

Licht geworden, steig ich wieder
Auf die dunkle Erde nieder,
Nicht verwirrt mehr und verloren,
Selig, frei und neu geboren!

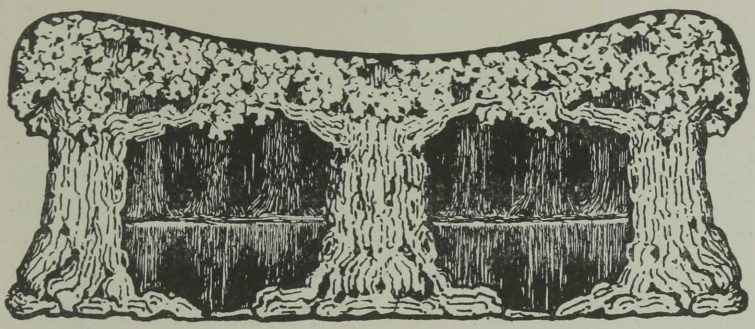
— — — — — — — — — —

Meine Brüder, meine Schwestern,
Die ihr ringt, wie ich noch gestern,
Glaubt nur, glaubt ans ew'ge Licht,
Das aus Gottes Herzen bricht
Und die tiefste Nacht erhellt:
Glaube nur erlöst die Welt.

— — — — — — — — —



Geh. Rat Prof. Dr. Otto Seeck.



Der älteste Mysterienglaube*).

Von

Geheimrat Professor Dr. **Otto Seeck**-Greifswald.

Die Epoche, in der die Homerischen Gedichte entstanden, war erfüllt mit wilden Kämpfen und großen politischen Umwälzungen. Aus der Sklaverei hatte sich ein halbfreies Kliententum entwickelt, das im Laufe der Zeit an Menschenzahl und Wohlstand wuchs und so allmählich das Selbstgefühl erlangte, um nach Gleichberechtigung mit dem Herrenstande zu streben. Zu den ersten schüchternen Schritten auf dem langen Wege, der es noch von seinem Ziele trennte, hatte es den Mut gefunden, weil die Könige der einzelnen Staaten sich ihm als Schützer und Leiter darboten; denn sie meinten, dem stolzen Adel gegenüber ihre Macht nicht besser erhalten zu können, als indem sie sich auf die Masse stützten. Noch aber war der gemeinsame Feind stark genug, um das Königtum selbst zu stürzen und ein hartes aristokratisches Regiment an seine Stelle zu setzen. Doch diese Erschütterung des Altüberlieferten sollte auch dem Sieger zum Verderben werden; denn seine eigene Macht beruhte ja wesentlich darauf, daß jahrhundertelange Gewöhnung sie geheiligt hatte. Die Revolution, die der Adel selbst entfesselt hatte, machte auch vor seinen Rechten

*) Bruchstück aus dem noch unvollendeten dritten Bande der „Geschichte des Untergangs der antiken Welt".

nicht Halt, ja das Volk konnte sich rühmen, daß es seinerseits die fromme Väterſitte herſtelle, wenn es das Königtum in der Form der Tyrannis erneuerte. Doch die neuen Gebieter ſtützten ihre Gewalt nicht auf ererbtes Recht, deſſen unvordenkliches Alter Ehrfurcht gebot, ſondern nur auf ihre mächtige Perſönlichkeit; ihre mittelmäßigen Nachfolger vermochten die Herrſchaft nicht zu behaupten. Aber ſo lange ſie währte, hatten die Tyrannen ſyſtematiſch den Adel geſchwächt und herabgedrückt, und während ſcheinbar Ariſtokratie und Monarchie im Kampfe lagen, wurde ſo die Demokratie zur eigentlichen Siegerin. Allmählich fühlte ſie ſich ſtark genug, um den Kampf auch ohne die Stütze eines Königtums ſelbſtändig aufzunehmen. Lange ſchwankte er hin und her, doch auf die Dauer gelang es nur in wenigen Staaten Griechenlands, die Gewalt des Herrenſtandes aufrecht zu erhalten.

Eine Zeit, in der die Formen der Verfaſſung immerfort ſchwanken und alle politiſchen Überlieferungen der Vergangenheit in Frage geſtellt ſind, wird auch auf dem religiöſen Gebiete zur Aufnahme neuer Ideen geneigt ſein. Und die Not der harten Kämpfe ſteigerte das Glaubensbedürfnis und regte die Spekulation über die göttlichen Dinge an. Denn wo Gut und Leben täglich in Gefahr ſind, da ſucht man in der Unſicherheit alles Irdiſchen mit doppelter Inbrunſt bei den göttlichen Schützern einen Halt. Am ſtärkſten aber war dieſe religiöſe Stimmung bei den Herren des Adels, denen ihr Unterliegen als herbe Ungerechtigkeit erſchien. Sie nannten ſich die „Schönen und Guten“ und glaubten wirklich, es zu ſein; denn nur ihr Daſein, das mit Jagd, Krieg und Politik ausgefüllt war und niedere Arbeit nicht kannte, hielten ſie für menſchenwürdig und blickten mit Hohn und Verachtung auf den armen Bauern herab, der ſich mit ſchwieliger Fauſt ſein Stückchen Brot verdienen mußte. Daß dieſer Unſchöne und Schlechte jetzt die Volksverſammlungen beherrſchte und dem Manne von echter Vornehmheit ſeinen Willen aufzwang, betrachteten ſie als eine Umkehrung der von den Göttern eingeſetzten Weltordnung. So flüchteten ſich ihre Hoffnungen aus dem irdiſchen Jammertal, wo ſo Unwürdiges möglich war, hinüber in ein beſſeres Jenſeits. Denn die Gottheit mußte gut

und gerecht sein; wenn sie es duldete, daß hienieden die niedrige Gemeinheit sich breit mache, so mußte eine andere Welt den Ausgleich bringen. Das Erdenleben wurde daher mit finsterem Pessimismus angesehn, wie er namentlich in dem Satze zum Ausdruck kam, daß der Leib nur das Grab der Seele sei. Erst wenn sie sich aus ihm befreit hatte, sollte der gerechte Zustand eintreten, in dem der „Gute" und der „Schlechte" den Platz angewiesen erhielten, der ihnen zukam. Athen war der erste griechische Staat, in dem die Demokratie den entscheidenden Sieg errang; schon in der Königszeit scheint hier der Handel mächtig emporgeblüht und durch ihn die früher rechtlose Masse zu einem Einfluß gelangt zu sein, wie sie ihn in den anderen Staaten Griechenlands sich erst viel später eroberte. In Athen fanden daher die frommen Wünsche des depossedierten Adels auch zuerst ihre religiöse Ausprägung.

Die Eleusinischen Mysterien, an welche die neue Jenseitshoffnung anknüpfte, scheinen ursprünglich das jährlich wiederkehrende Familienfest eines altadligen Geschlechtes gewesen zu sein. Der Seelenkult, den die Nachkommen ihren verstorbenen Ahnen widmeten, schuf aus jedem Verwandtenkreise eine Kultgemeinschaft, der es nicht verwehrt war, auch anderen Gottheiten ihre frommen Dienste zu weihen. So hatten die Eumolpiden von Eleusis neben ihren eigenen Vorfahren, Demeter und deren Tochter Persephone zu ihren besonderen Schutzpatronen gewählt und erzählten über den Ursprung dieses Gottesdienstes folgende Sage. Als der Herr der Unterwelt sich die Gattin geraubt hatte, war deren Mutter verzweiflungsvoll durch die Länder der Erde geirrt, um ihr verlorenes Kind zu suchen, ohne daß irgend ein Sterblicher die Göttin erkannt hätte. In ein altes Weib verwandelt, setzte sie sich in Eleusis bei einem Quell am Wege nieder, um ein wenig auszuruhen, und dort fanden sie die Töchter des Königs Keleos, als sie Wasser schöpfen kamen. Auf deren Fragen gab sie sich für eine Kreterin aus, die von Seeräubern entführt und diesen dann entsprungen sei, worauf die Jungfrauen sie mitleidsvoll in das Haus ihres Vaters einluden. Dort wurde sie wohl gepflegt und von der Königin

Metaneira zur Hüterin ihres kleinen Sohnes Demophon gemacht. Unter ihrer Obhut gedieh das Kind wunderbar; des Nachts aber legte sie es ins Feuer, um sein menschliches Teil wegzubrennen und es zum Unsterblichen zu machen. Doch der Fürwitz der Königin zerstörte diesen Plan; eines Nachts belauschte sie das Tun der Göttin und unterbrach es mit lautem Zuruf. So war diese gezwungen, die Reinigung des Demophon unvollendet zu lassen und selbst aus dem Hause zu weichen, dem sie so viel Segen gebracht hatte. Doch als letztes Gastgeschenk gab sie dem Keleos noch eine Anweisung über die Riten, durch welche ihre Gunst und die ihrer Tochter zu gewinnen sei, und auf diese göttliche Belehrung gründeten sich die Mysterien von Eleusis.

Die Geschichte des Demophon wiederholt sich bekanntlich bei Achill, nur daß hier die göttliche Pflegerin des Kindes nicht als Magd, sondern als Gattin des Sterblichen erscheint und der Vater es ist, der ihr heimliches Tun belauscht und stört. Und das gleiche Märchen, das noch ganz in den Gedankenkreis des Animismus gehört, findet sich auch in tausend anderen Formen verbreitet. Sein Kern besteht darin, daß ein Weib von übermenschlicher Art bald als Geliebte, bald als Magd in die Dienste eines Menschen tritt und ihm so lange unnennbares Glück bringt, bis ein unbesonnenes Reden oder Handeln sie verscheucht. Ich erinnere nur an die schöne Melusine, die uns Deutschen unter den zahlreichen Gebilden dieser Art das bekannteste ist. Indem aber an die Stelle der Nixe oder Dryade, die sonst in diesem Zusammenhange aufzutreten pflegt, die große Erdgöttin gesetzt wurde, verlieh ihr Dienst dem Hause des Keleos eine ganz besondere Weihe.

Mit diesem Gedankengange verbindet sich in dem Eleusinischen Mythus ein zweiter, der gleichfalls bis in das primitivste Altertum zurückreicht. Der Zauberer beherrscht die Geister, indem er sie bei ihrem tief geheimen Namen anruft und gewisse Zeremonien kennt, die ihre Gewalt ihm untertan machen. Eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so zwingende Wirkung schreibt man aber auch dem Kultus zu, nur muß er in den Formen ausgeübt werden, welche den Göttern genehm sind. Bei diesen Formen

nun regt sich das erste naive Verlangen nach Offenbarung; denn wie kann man sicher sein, daß sie dem göttlichen Wesen entsprechen, wenn sie nicht durch irgend jemand, der mehr als menschliches Wissen besitzt, ihre Beglaubigung erhalten haben? Vielfach ist daher die Sage verbreitet, daß man irgend einem klugen Waldteufel durch List die heiligen Geheimnisse entlockt habe. Numa macht den Picus und Faunus betrunken und schlägt sie dann in Fesseln, damit sie ihm gewisse Riten mitteilen; im übrigen ordnet er den Gottesdienst nach den Ratschlägen der Nymphe Egeria. Wie diese den römischen König, so macht Demeter den eleusinischen mit den wirksamsten Formen des Kultus bekannt.

Auch daß diese tief geheim gehalten und nur den Auserwählten unter feierlichem Zeremoniell mitgeteilt werden, ist nichts ungewöhnliches. Der eigentliche Zauber ist ja zu allen Zeiten geheim gewesen, und je mehr von seiner zwingenden Gewalt man einem Kultus zuschrieb, desto mehr Grund hatte man, auch ihn in Dunkel zu hüllen. Hätten doch sonst auch Feinde sich diese mächtigen Formen zu eigen machen und durch sie Schaden stiften können. Von diesem Gedanken dürfte die Verheimlichung der Mysterien ausgegangen sein; später tritt er freilich ganz zurück, und ihr Ausschwatzen gilt einfach als Frevel gegen die Götter, ohne daß eine Begründung dafür noch nötig erschiene.

Über die Einzelheiten dieses Kultus können wir nicht unterrichtet sein, weil jedem, der ihn geschaut hatte, Schweigen auferlegt war. Doch seine Bedeutung ergibt sich unverkennbar aus dem ältesten Zeugnis, das wir über die Mysterien besitzen, dem Homerischen Hymnus auf Demeter. Hier läßt der Dichter den Hades zu seiner Gattin sagen:

> Höchste Ehren sind dir im Kreise der Götter beschieden;
> Wer an dir sich vergeht, wird ewige Strafen erleiden,
> Wer nicht deine Gewalt mit reinen Opfern versöhnet,
> Unbefleckt dir nahend mit vorgeschriebenen Gaben.

Es handelte sich also nur um das bekannte do ut des, wie es im Verkehr mit der Geisterwelt von alters her üblich war.

Man erwies der Persephone diejenigen Ehren, welche nach der Belehrung ihrer Mutter ihr genehm waren, und rechnete dafür auf ihre Dankbarkeit im Jenseits. Wie uns die Andeutungen von Eingeweihten verraten, bestanden sie teils in Opfern, teils in szenischen Schaustellungen. Was der Inhalt der letzteren war, ist ziemlich gleichgiltig; denn daß sie ursprünglich keinen anderen Zweck hatten, als die Göttin zu belustigen, wie man durch Leichenspiele der Seele des Verstorbenen ein Vergnügen bereitete, läßt sich kaum bezweifeln. Der ganze Gedankenkreis, in dem sich der eleusinische Kult bewegt, ist also von ursprünglichster Roheit; etwas neues bietet er nur insofern, als er nicht, wie die andern Gaben, die man den Göttern darbringt, durch Reichtum und Glück in diesem Leben vergolten werden soll, sondern die Hoffnungen auf das Jenseits hinüberweist.

Diesem niedrigen Standpunkt entspricht auch sonst der Demeterhymnus, der uns von den Anschauungen eines frommen Mysten Kunde gibt. Seine Auffassung der Götter steht tief unter demjenigen, was uns schon in manchen Teilen der Ilias und Odyssee entgegentritt. Ihm leben sie noch nicht in ewig heiterer Seligkeit, sondern bleiben dem tiefsten Jammer unterworfen; ja selbst Sterbliche können ihnen ein Leid antun. Auch ihr Wissen erhebt sich kaum über das Menschliche: als Persephone geraubt wird, sehen es nur die Götter der Sonne und des Mondes, weil ihr Strahlenblick sich über die ganze Welt erstreckt; die anderen Unsterblichen wissen nichts davon, ja Demeter nimmt sogar zu Vogelzeichen ihre Zuflucht, um über das Schicksal ihrer Tochter etwas zu erfahren. Als sie dann in ihrem Zorne der Erde die Ackerfrucht entzieht, da hilft Zeus nicht aus Mitleid mit der hungernden Menschheit, sondern nur, weil auch die Götter auf Opfer und Gaben verzichten müßten, wenn jene zugrunde ginge. Er ist also gleich einem irdischen Könige auf die Steuern seiner Untertanen angewiesen, und wenn er diese rettet, so leitet ihn dabei nicht göttliche Barmherzigkeit, sondern ein ganz naiver Egoismus.

So wurde denn auch der Anspruch auf die ewige Seligkeit nicht durch makellosen Wandel erworben, sondern einfach da-

durch, daß man sich an dem geheimen Kulte der Unterwelts-göttin in den vorgeschriebenen Formen beteiligte. Von denjenigen, welche die Weihen empfingen, forderte man nichts weiter, als daß sie von griechischer Zunge und rein von Blutschuld seien, und auch dies brauchte nicht zu bedeuten, daß der Mörder ausgeschlossen war. Denn man verlangte ja nicht sittliche, sondern nur rituale Reinheit, und diese ließ sich wahrscheinlich durch gewisse Sühnungsformen wiedergewinnen, auch wenn man vorher seine Hände mit Bürgerblut befleckt hatte. Außerdem mußte, wer sich an den Mysterien beteiligen wollte, eine bestimmte Anzahl von Tagen auf eheliche Gemeinschaft und gewisse Speisen verzichten und noch andere „Reinigungen" ähnlicher Art über sich ergehen lassen, die alle ganz äußerlich waren. Es hatte also keine besonderen Schwierigkeiten, durch die Weihen ins Himmelreich einzugehen; nichts weiter gehörte dazu, als daß man die Zustimmung der Eumolpiden gewann, die den Schlüssel zu der heiligen Pforte führten, wie jetzt der alte Herr in Rom. Hierin aber lag es, daß die Jenseitshoffnung einstweilen fast ganz auf den Adel beschränkt blieb. Allerdings war dies kein heiliges Gesetz und konnte es nicht sein; denn da es sich ursprünglich um eine Familienfeier handelte, mußten alle, die zum Hause der Eumolpiden gehörten, mithin auch ihre Sklaven, daran Anteil haben. Aber die als Fremde zu den Weihen zugelassen wurden, waren gewiß nur Standes- und Parteigenossen des vornehmen Geschlechtes. Dem politischen Gegner, mit dem man auf Tod und Leben im Kampfe lag, die Tore des Himmels zu öffnen, das wäre eine Großherzigkeit gewesen, deren jene Zeit nicht fähig war.

In seinem aristokratischen Parteihaß sieht der Dichter des Demeterhymnus in den Leiden der Unterwelt eine Strafe für diejenigen, welche der Persephone nicht die ihr wohlgefälligen Opfer dargebracht haben. Doch diese Anschauung ist zu ungerecht, als daß sie selbst damals für die allgemeine gelten könnte. Denn da es gar nicht von dem freien Willen des Einzelnen abhing, sich in die Mysterien einweihen zu lassen, konnte derjenige, der ihnen notgedrungen fern blieb, nicht als

strafbar betrachtet werden. So erscheinen denn auch die Eingeweihten als bevorzugte Ausnahmen, während die übrigen Menschen nicht eigentliche Höllenstrafen erleiden, sondern nur dem allgemeinen Lose der Sterblichkeit verfallen. Man sagt ihnen nach, sie müßten ewig im Schlamme liegen und der Kerberos oder irgend ein anderes Ungeheuer der Tiefe fresse ihnen das Fleisch von den Knochen ab. Dies klingt sehr furchtbar, ist aber in Wirklichkeit nichts anderes, als was jedem Leichnam bevorsteht. Denn wenn er begraben wird, so kommt er ja in feuchte Erde, d. h. in Schlamm, zu liegen, und im Laufe der Zeit wird sein Fleisch durch die Verwesung verzehrt, so daß nur die Knochen übrig bleiben. Diese Idee beruht also nur auf jener unklaren Anschauung, welche die Seele einesteils vom Leibe trennt, anderenteils an ihn bindet oder auch beide ganz zusammenwirft, wie uns dies in der religiösen Entwicklung der Urzeit auch sonst begegnet. Wenn der Adel seine Genossen von jenem Schicksal befreit glaubte, so mag neben den Mysterien auch die neue Feuerbestattung dazu beigetragen haben, die natürlich zuerst in den höchsten Kreisen Eingang fand. Denn wer von den Flammen emporgetragen wurde, verfiel allerdings weder der nassen Erde noch der Verwesung, sondern schwang sich aufwärts wie ein Gott. Und daß das Feuer eine reinigende Kraft habe, daß es den irdischen Teil des Leibes verzehre und den göttlichen läutere, kommt schon in dem Märchen von Demeter und Demophon zum Ausdruck und war auch sonst eine weitverbreitete Anschauung.

Nach den Lehren des Animismus war jeder Leib, ob er einem Baum, einem Stein oder einem Menschen gehörte, bewohnt von einem Dämon, der zwar nicht die gleiche Macht besaß, wie die Seelen des Himmels, der Erde oder der Sonne, aber doch mit ihnen gleichen Wesens war. Die spätere Religionsentwicklung hatte Götter und Menschen scharf getrennt; die Mysterien schlugen wieder eine Brücke zwischen ihnen, nahmen aber die Göttlichkeit nur für diejenigen Verstorbenen in Anspruch, welche die Weihen empfangen hatten. Doch jene Scheidung wurde schon zu lebhaft empfunden, als daß man, wie dies früher

möglich gewesen wäre, die Menschenseele ohne jede Vermittelung in den Gott hätte überleiten können. Es bedurfte dazu einer besonderen Heiligung des irdischen Leibes, und diese wurde wahrscheinlich durch eine Zeremonie herbeigeführt, von der sogleich die Rede sein soll.

Das Stichwort, mit dem sich die Mysten von Eleusis gegenseitig zu erkennen gaben, wie die Freimaurer mit ihrem gegeheimen Zeichen, lautete: „Ich habe gefastet, ich habe den Mischtrank getrunken, ich habe aus der Ciste genommen, ich habe gekostet und es in das Körbchen gelegt und aus dem Körbchen in die Ciste.“ Bei den Mysterien der großen Mutter hieß die Formel: „Aus der Kesselpauke habe ich gegessen, aus der Cymbel getrunken, ich habe die Opferschüssel getragen, ich habe mich unter das Götterbild gebeugt.“ Bei der bachisch-orphischen Feier trank man Wein. Danach war es bei allen Mysterien, von denen wir genügende Kunde haben, ein ganz wesentliches Moment, daß die Geweihten einen heiligen Trank und eine heilige Speise empfingen, die schon von den kirchlichen Schriftstellern des Altertums zu dem Abendmahl in Parallele gesetzt werden. In Eleusis aß man ein bestimmtes Gebäck und trank dazu Wasser mit Weizenmehl, das durch ein starkriechendes Kräutlein gewürzt war. Nun wird aber der Gegenstand, in dem eine Gottheit gegenwärtig ist, mag es der Sonnenball, der Himmel oder auch ein Klotz oder Stein sein, als ihr Leib gedacht. Nachdem Demeters Tochter in den Hades entführt war, kehrte sie alljährlich als junge Ackerfrucht auf die Erde zurück. Die Kornähre war also ihr heiliger Leib, und wer von deren Mehl unter den nötigen Weihen aß und trank, der nahm damit einen Teil des göttlichen Wesens in seine Menschlichkeit auf und läuterte so auch diese zu künftiger Auferstehung. Und diese Wirkung sollte dadurch noch gesteigert werden, daß das vorhergehende Fasten den Leib des Mysten von jeder befleckenden Speise gereinigt und zum Empfang der Göttin vorbereitet hatte.

Das Götterdasein der Zukunft konnte man sich noch nicht anders denken, denn als ein fröhliches Gelage, bei dem man ewig im Rausche war. Und diese Hoffnung ununterbrochener

Festfreude vermischte sich mit dem Bilde jener seligen Insel im Westen, auf der die Sonne von ihrer Tagesfahrt ausruhte. Waren Achill und Menelaos dahin gekommen, weil jener der Sohn der Thetis, dieser der Schwiegersohn des Zeus war, so hatten die adligen Herren von Attika keinen geringeren Anspruch darauf; leiteten doch auch sie ihren Stammbaum von Göttern ab oder waren doch mit Götterenkeln verschwägert. So dachten sie sich denn ihre abgeschiedenen Seelen wie den Sonnengott selbst, leuchtend in weißen Kleidern und strahlenden Angesichts. Und um sie her war ein Land, das gleich dem schönsten Garten köstliche Früchte aller Art hervorbrachte; da gab es weder Schnee noch Regen, weder Sturm noch glühende Hitze, sondern immer kühlte ein leichter West die Wangen der trunkenen Einherier.

Nur eine sittliche Anschauung verband sich mit diesem Jenseitsbilde: die Bewohner der glücklichen Insel waren alle unsträflich und gerecht. Dies hatte zunächst wohl nur den Sinn, die Seligkeit in ihrer Mitte als ganz ungetrübte darzustellen; denn daß ein Zechgelage mit Streitsüchtigen und Ungerechten auf die Dauer nicht froh und friedlich sein konnte, wußten die Herren vom Adel natürlich aus vielfacher Erfahrung. Um seinen Zweck zu erfüllen, brauchte also jener tugendsame Wandel erst nach dem Tode anzufangen; doch daß man ihn überhaupt als nötig betrachtete, konnte auch auf das Diesseits herüberwirken. Denn der Glaube, daß die befreite Seele die Eigenschaften behalte, die den lebenden Menschen ausgezeichnet hatten, war nicht untergegangen. Wenn man im Lande der Seligen nur Gerechte brauchen konnte, durfte, wer hingelangen wollte, auch auf Erden kein Ungerechter sein. Doch ob man diese Konsequenz gleich von Anfang an gezogen hat, ist mehr als zweifelhaft; denn Folgerichtigkeit liegt nicht im Wesen des religiösen Denkens. Immerhin bot sich hier eine Handhabe, an die eine sittliche Entwicklung des Mysterienkultus anknüpfen konnte.

Wenn dieser schon in seiner frühesten Gestalt die Seelen mächtig ergriff, so lag dies nicht allein an den Hoffnungen, die er erweckte, sondern vielleicht noch mehr an den neuen künstlerischen Formen, mit denen er sich umgab. Wenn wir die

Andeutungen der Quellen richtig verstehen, wurden die Schicksale der Demeter und ihrer geraubten Tochter dramatisch vorgeführt. Es war die erste Tragödie, die, unterbrochen von feierlichen Gesängen, im roten flackernden Strahl der Fackeln vor den Augen andächtig lauschender Mysten vorüberzog. So trat die Dichtungsart, die anschaulicher als jede andere ist und eben darum das Gemüt des Menschen am mächtigsten ergreift, zuerst ins Leben und wirkte mit der überwältigenden Kraft des ganz neuen Eindrucks. Und dieser konnte sich niemals abstumpfen, weil nur einmal im Jahre sich das hehre Schauspiel, lang erwartet, den Gläubigen darbot. Dazu wurde es durch Zeremonien vorbereitet, die im höchsten Grade die Phantasie erregten und das Nervenleben steigerten. Lange mußte die Schar der Mysten in nächtlichem Dunkel harren; dann erschienen vor ihnen, von plötzlich aufblitzendem Lichte grell bestrahlt, Götterbilder und heilige Symbole, deren jähes Hervorleuchten aus tiefer Nacht die lichtentwöhnten Augen erschreckte. Am mächtigsten aber wurde der Neuling ergriffen, wenn er zum erstenmal der tief geheimen Weihen teilhaft wurde. Voll brünstigen Schauers genoß er das göttliche Fleisch der Persephone und empfing mit ihm die Gewißheit, daß auch er selbst nach seinem Tode als Gott auferstehen werde.

Aus der schnöden Welt, wo der „Schlechte" herrschen durfte, hatte sich der attische Adel in ein besseres Jenseits gerettet; doch auch hierher sollte ihn die arge Demokratie verfolgen. Je stolzer er auf die Heilskraft der Mysterien war, je verzückter er von ihren geheimen Wundern flüsterte, desto mehr wurde auch im gemeinen Manne der Wunsch nach ihnen rege, und seine politische Übermacht gestattete ihm die Befriedigung desselben. Schon durch Solon, ja vielleicht sogar noch früher, wurde die eleusinische Feier unter die attischen Staatskulte aufgenommen und zugleich der ausschließlichen Verfügung der Eumolpiden entzogen. Sie mußten mit dem athenischen Geschlechte der Keryken, das keineswegs die Tendenzen der starren Aristokratie vertrat, die Leitung des Festes teilen, und diese Nebenbuhler erhielten gleichfalls das Recht, den Gläubigen, welche darum

nachsuchten, die Weihen zugänglich zu machen. Bei dieser Gelegenheit verschmolz man wohl auch die Eleusinien mit einem andern Geheimkult, der vielleicht in Nachahmung derselben und zugleich in Opposition dazu entstanden war, um auch denjenigen, welche die Eumolpiden abwiesen, die Tore des Himmels zu öffnen.

Dionysos und Orpheus waren zwei nah verwandte Formen des Sonnengottes, die durch den thrakischen Savazioskult stark beeinflußt waren. Von beiden erzählte man, sie seien in Stücke zerrissen worden; der frühe, plötzliche Tod, den sie freilich mit sehr vielen Sonnengestalten gemein hatten, wurde daher unter den Zügen ihres Mythus besonders stark betont. So stellten sie den Gott namentlich in seiner finsteren, unterweltlichen Gestalt dar, in der er über die Seelen der Abgeschiedenen herrschte, und konnten dadurch leicht zu Trägern des Unsterblichkeitsglaubens werden. Im Laufe der Entwicklung war Orpheus zum Heroen geworden, während Dionysos seinen Platz im griechischen Olymp behauptete; doch ließ man ihre Verbindung bestehen, indem man den einen zum Propheten des andern machte. Der göttliche Sänger hatte den Gott verkündigt; er hatte die Zeremonien angegeben, durch welche man dessen Gunst gewann, und die Hymnen gedichtet, die bei seiner geheimen Feier zu singen waren. So wurde die Offenbarung, die in Eleusis von der Göttin selbst ausgegangen war, hier auf den Doppelgänger des Gottes übertragen. Aber Orpheus war ja auch selbst in den Hades hinabgestiegen und wieder von dort zurückgekehrt; er kannte also die Geheimnisse der dunklen Tiefe und konnte von demjenigen, was die Seelen dort erwartete, die sicherste Kunde bringen.

Wie der orphische Kult darin an den eleusinischen anknüpfte, daß er auf der festen Grundlage einer Offenbarung zu stehen vorgab, so hatten sie auch sonst vieles gemein. Die Klage der Demeter, die ihr verlorenes Kind suchte, bildete den Mittelpunkt des einen; bei dem andern klagten die Mänaden laut um den erschlagenen Gott. Hier wie dort war es der Jammer des Todes, aus dem die Hoffnung auf ein neues seliges Leben

hervorging. Beide Feiern umgaben sich mit dem Dunkel der Nacht, und wenn der bacchische Schwarm auch anfangs durch Wälder und Schluchten tobte, also nicht das Geheimnis des abgeschlossenen Hauses suchte, so hat man später doch wenigstens einen Teil der orphischen Zeremonien den Augen der Menge entzogen. Und jenes mystische Mahl erhielt noch eine tiefere Beziehung, seit das rote Blut des Gottes es belebte.

Die Titanen, so erzählte der Mythus, hatten die Stücke des zerrissenen Dionysos unter sich verteilt und aufgezehrt. Da hatte der rächende Blitz des Zeus sie in Flammen gesetzt, und aus der blutigen Asche ihrer Leiber war die Menschheit entstanden. Mithin hatte diese Anteil an dem Fleische des Gottes, das ja in seinen Feinden verbrannt war und so zu den Grundstoffen gehörte, aus denen sie sich gebildet hatte; doch mischte sich in ihr mit diesem heiligen Bestandteil das böse Titanenblut. Dieses wurde gereinigt und verdrängt, wenn von neuem unter der Gestalt von Wein und Brot der Gott in den menschlichen Leib aufgenommen wurde.

Bis soweit hatte die orphische Lehre zwar manchen feinen Zug aus dem thrakischen Mythus aufgenommen, oder richtiger durch echt hellenische, sinnvolle Deutung in ihn hineingetragen, erhob sich aber noch nicht über die grob sinnliche Auffassung des eleusinischen. Ihren sittlichen Inhalt sollte sie erst durch eine Beimischung empfangen, die ihr aus weiter Ferne zugeführt wurde. Auch der ägyptische Osiris beherrschte die seligen Geister der Abgeschiedenen; auch er war von seinen Feinden in Stücke gerissen worden. Die Griechen haben ihn daher ihrem Dionysos gleichgesetzt, und bei der hohen Achtung, die sie vor der Weisheit der Ägypter hegten, waren sie sehr bereit, Züge, die man am Nil von dem Gotte berichtete, auch in ihren Glauben aufzunehmen. Die Gattin des Osiris war die Erd- und Mondgöttin Isis, die, wie die gleichbedeutende Hekate der Griechen, allen Zaubers kundig war. Sie hatte die zerstreuten Glieder ihres Gemahls wieder zusammengefügt und ihn durch die Macht ihrer Sprüche lebendig gemacht, damit er über die Scharen der Unterwelt gebiete. Die wundertätigen Formeln, durch welche

die Göttin dies bewirkt hatte, meinten die Ägypter zu kennen und sprachen sie auch über jedem ihrer Toten, der dadurch gleichfalls zum lebendigen Osiris werden sollte. Die Anschauung der eleusinischen Mysterien, daß der als Mensch Verstorbene als Gott wiedererwachen werde, wenn die nötigen Zeremonien mit ihm vorgenommen würden, war also auch bei ihnen heimisch. So treten uns schon vor Jahrtausenden im fernen Nillande die Keime eines Gedankens entgegen, der uns noch heute geläufig ist: wie der Gott gestorben und auferstanden ist, so wird nach seinem Vorbild auch der Mensch sterben und auferstehen.

Auch die Griechen haben den Zug des Osirismythus, daß der Leichnam wieder zusammengeflickt worden sei, aus Ägypten übernommen, obgleich er mit ihrer Version, daß die Titanen ihn gefressen hätten, unvereinbar war; doch bei der Göttersage, die sich ja doch über alles menschliche Verständnis erhob, ließ man sich Unmögliches gern gefallen. An die Stelle der Isis wurde anfangs Rhea gesetzt, die als Nacht- und Erdgöttin jener gleichbedeutend war. Später hat die delphische Priesterschaft, die alle Großtaten für ihren Gott in Anspruch nahm, Apollon zum Wiedererwecker des Toten gemacht und das Wunder an die Stätte des pythischen Heiligtums verlegt. Jene Zusammenfügung des Dionysos ist nur insofern von Bedeutung, als sie in ihrem unlösbaren Widerspruch gegen die thrakisch-griechische Überlieferung das Eindringen ägyptischer Lehren beweist. Um so sicherer dürfen wir auf diese auch wichtigere Züge des Jenseitsbildes zurückführen, die ihm zum erstenmal den sittlichen Inhalt verleihen sollten, von dem wir oben gesprochen haben.

Die Ägypter pflegten ihren Toten eine Schriftrolle in das Grab mitzugeben, in der alle Regeln und Zauberformeln verzeichnet waren, deren Kenntnis man brauchte, um sicher den gefährlichen Weg ins Jenseits anzutreten. Dies Totenbuch, das uns noch in mehreren Exemplaren erhalten ist, war aus den Lehren der verschiedensten Zeiten und Orte zusammengeflossen und bietet daher ein tolles Wirrwarr der widersprechendsten Anschauungen. Natürlich konnten die Griechen seinen Inhalt, von dem sie durch die ägyptischen Priester dies und das erfuhren,

noch weniger verstehen, als die heutigen Ägyptologen, was ihre andächtige Scheu vor dieser geheimnisvollen Weisheit nur steigerte. Gern übertrugen sie diese in ihren eigenen Glauben, aber nur soweit sie sie verstanden, d. h. soweit sie der zeitweiligen Entwicklung ihrer religiösen Ideen angepaßt war. Seit diese eine sittliche Richtung genommen hatten, mußte namentlich ein Kapitel des Totenbuches auf sie Eindruck machen. Es berichtete, wie der Verstorbene vor das Gericht des Osiris trat und feierlich erklärte, indem er alle Sünden einzeln aufzählte, er habe sie nicht begangen. Auch dies negative Bekenntnis war den Ägyptern zu einer Folge leerer Zaubersprüche geworden; nach ihrer Ansicht kam es nicht darauf an, daß man wirklich rein von Sünden sei, sondern es genügte, wenn man dies mit der richtigen Formel zu beteuern wußte und sie mit dem richtigen Ton der Stimme und den vorgeschriebenen Geberden aussprach. Aber so traurig die Lehre vom Totengericht auch veräußerlicht war, sie setzte doch voraus, daß die Götter der Unterwelt sittliche Reinheit verlangten und den Frevler zur Strafe zogen, wenn er sie nicht durch seine Kenntnis der rettenden Sprüchlein betrog. Die Griechen aber haben jenes Gericht in seinem frommen ursprünglichen Sinne in ihre Religion aufgenommen und damit auch ihren Hoffnungen auf das Jenseits eine neue, tief bedeutungsvolle Begründung gegeben. In Eleusis wurde durch den Herold zu den Weihen gerufen, „wer rein von Händen und verständlich von Sprache ist", in andern Mysterien hieß die Formel: „wer heilig ist von allem Frevel und dessen Seele sich keines Bösen bewußt ist." Ob dies die orphischen waren, ist leider nicht festzustellen; doch hat es einige Wahrscheinlichkeit. Denn bald ist es in Attika allgemeiner Volksglaube geworden, daß die Strafen des Hades nicht nur den Ungeweihten, sondern auch den Frevler erwarten, und daß diese Lehre, von der Homer noch nichts weiß, an den Kultus des Osiris-Dionysos anknüpfte, läßt sich nicht ohne Grund vermuten.

Ein höchst merkwürdiger Ritus ist uns zufällig nur aus den Mysterien von Samothrake überliefert; aber da alle späteren Weihen dieser Art sich mehr oder weniger an die attischen anlehnten,

könnte auch er auf diese zurückgehen. Wer in die heilige Gemeinschaft der Mysten aufgenommen wurde, mußte vorher seine schwerste Sünde bekennen. Wahrscheinlich knüpft auch dies an das Bekenntnis an, das nach dem Totenbuche die Seele vor den Höllenrichtern abzulegen hatte; aber der Ägypter behauptet stolz seine Fehllosigkeit, der Grieche beichtet demütig sein Vergehen. Es ist eine tief sinnvolle Umgestaltung des überkommenen Gedankens, wie sie des hellenischen Geistes würdig war, daß Reinheit nicht durch das Herbeten selbstgerechter Formeln, sondern nur durch freimütiges Anerkennen der Schuld erlangt werden könne.

Denn jetzt zum erstenmal stellte sich die griechische Religion die Aufgabe, den Sünder selig zu machen, und bildete, wie es scheint, zugleich die Lehre aus, daß jeder Mensch ein Sünder sei. Denn das Verlangen, daß jeder sein schwerstes Vergehen nenne, ging doch von der Voraussetzung aus, daß keiner ohne Fehl sein könne. Als man in Athen den orphisch-bachischen Kultus mit dem eleusinischen vereinigte, wurde daher verordnet, daß die Feier mit einer Reinigung eingeleitet werde, die den eigentlichen Mysterien vorangehen müsse. Daß sie äußerlich genug war, versteht sich von selbst; ihr wichtigster Ritus scheint in einer Abwaschung des befleckten Leibes im Wasser des heiligen Meeres bestanden zu haben, die den nötigen Ablaß für alle vergangenen Sünden gewährte. Doch daß ein solcher erforderlich schien, ehe die eleusinische Feier ihren Eingeweihten das Himmelreich aufschloß, bezeichnet dennoch einen wichtigen Fortschritt des sittlichen Empfindens.

Und vielleicht prägt sich ein noch größerer in jenem Bekenntnis aus, insofern es dazu dienen sollte, die allerschlimmsten Sünder von den Weihen auszuschließen. Denn wie es scheint, hatte sich schon damals die Erkenntnis durchgerungen, daß nicht jedes Verbrechen durch rituellen Hokuspokus abzuwaschen sei. Jedenfalls kennen die Mysterien der späteren Zeit den Begriff des unsühnbaren Frevels, und manches weist darauf hin, daß er sich schon in der alten orphischen Lehre gebildet hatte. Er kann begangen werden gegen die Götter, gegen Verwandte, namentlich

die Eltern, und gegen den Gastfreund. Was man dem gewöhnlichen Mitmenschen antut, mit dem man in keinem näheren Verhältnis steht, kann immer gesühnt werden, selbst wenn es ein Mord ist; galt dieser doch sogar für verdienstlich, falls er an einem Tyrannen oder seinen Helfershelfern begangen wurde, und auch bei anderen politischen Gegnern scheute man nicht leicht davor zurück. Und wie die Scheu vor dem Blutvergießen, die sonst zu den ältesten Regungen der Sittlichkeit gehört, durch die wilden Parteikämpfe jener Zeit zurückgedrängt ist, so werden sie auch daran die Schuld tragen, daß die Verbrechen gegen das Vaterland nicht den unsühnbaren zugerechnet wurden. War es damals doch gar nichts seltenes, daß man den Landesfeind unterstützte, um mit seiner Hilfe die inneren Gegner niederzuschlagen. Übrigens verrät sich die steigende Sittlichkeit auch darin, daß man jenen drei Arten des Frevels, die als die schlimmsten gelten, eine immer weitere Auslegung gibt, bis sie zuletzt nicht nur den Mord, sondern auch viel unschuldigere Dinge mitumfassen.

Was zunächst die Verbrechen gegen die Götter betrifft, so scheint anfangs nur der Meineid und wahrscheinlich auch der Tempelraub für unsühnbar gegolten zu haben. Doch was beide so furchtbar machte, war mehr Aberglaube als Sittlichkeit. Denn wer das Eigentum der Himmlischen antastete, der machte sie zu seinen persönlichen Feinden, und durch den Eid rief man, wenn er falsch geschworen war, ihre Strafe selbst auf sich herab. Die fest vorgeschriebenen Worte, in denen er gesprochen wurde, die feierlichen Zeremonien, die ihn nicht selten vorbereiteten, schienen ihm die Kraft einer Zauberformel zu geben, die um so furchtbarer wirkte, als man sich ihren Schrecken freiwillig unterworfen hatte. Später freilich hat er diese schaurige Gewalt ganz verloren, weil sie sich durch gar zu häufigen Gebrauch abstumpfte. Denn Wahrheitsliebe gehörte nicht zu den nationalen Tugenden der Griechen; wie hätte auch sonst der immer flunkernde Odysseus ihr Lieblingsheld werden können! Der germanische Recke des Mittelalters kannte kaum eine schwerere Beleidigung als den Vorwurf der Lüge; der Grieche spricht ihn ebenso unbekümmert

aus, wie er ihn gleichmütig hinnimmt. Jedes Versprechen, jede Versicherung, mochte sie noch so unbedeutend sein, glaubte man daher durch den Eid bekräftigen zu müssen, wodurch er gleich einer Münze, die täglich von Hand zu Hand geht, sein Gepräge ganz verlor. In der Zeit, von welcher wir jetzt reden, war diese Folge noch nicht eingetreten; als sie sich aber geltend machte, konnte die Religion die Heiligkeit des Eidschwurs nicht schützen, obgleich sie zunächst an Kraft eher gewann als verlor. Denn schon im Laufe des fünften Jahrhunderts scheint auch dauernde Vernachlässigung des Opfers unter die unsühnbaren Frevel aufgenommen zu sein, während der Meineid immer milder beurteilt wurde und endlich wohl ganz aus diesem Kreise ausschied.

Von den Sünden gegen die Verwandtschaft führte anfangs vielleicht nur Vater- und Muttermord unrettbar zur Hölle; später ist auch die tätliche Mißhandlung der Eltern und der Mord der Kinder und nächsten Seitenverwandten hinzugetreten. Dies Verdammungsurteil ging aus wirklicher, wenn auch nicht sehr hoch gesteigerter Sittlichkeit hervor, obgleich es zum Teil durch abergläubische Gründe motiviert wurde. Wer einen Fremden erschlug, fiel der Blutrache von dessen Verwandten anheim, und wenn sie sich zur Annahme eines Wehrgeldes bereit erklärten, konnte er damit sein Verbrechen abkaufen und dann auch rituelle Reinigung erlangen. Wurde man dagegen von dem eigenen Sohn erschlagen, der selbst die Rache hätte üben oder die Buße empfangen müssen, so hörte jede Möglichkeit der Sühnung auf. Die Seele, von jedem menschlichen Helfer verlassen, mußte sich selbst ihr Recht nehmen und tat es als schaurige Erinys; denn dieser Rachedämon steigt ursprünglich nur aus verwandtem Blute auf. Da er aber in der Unterwelt hauste, hörten die Plagen, mit denen er seinen Mörder verfolgte, auch dort nicht auf und ließen daher eine ewige Seligkeit unmöglich erscheinen. In der Zeit des Peisistratos war das Wehrgeld außer Übung gekommen und die Blutrache der Verwandten zum Blutgerichte des Staates geworden. Doch die Anschauungen, die sich an ihr gebildet hatten, blieben bestehen und wurden durch die gesteigerte Sittlichkeit erweitert und vertieft.

Der Schutz des Gastfreundes beruht nicht etwa auf der Heiligkeit des Treuwortes, das man ihm gegeben hatte, sondern auch er hat eine abergläubische Wurzel. Als in der Odyssee der bettelnde Held von Antinoos mißhandelt wird, da sagen die übrigen Freier:

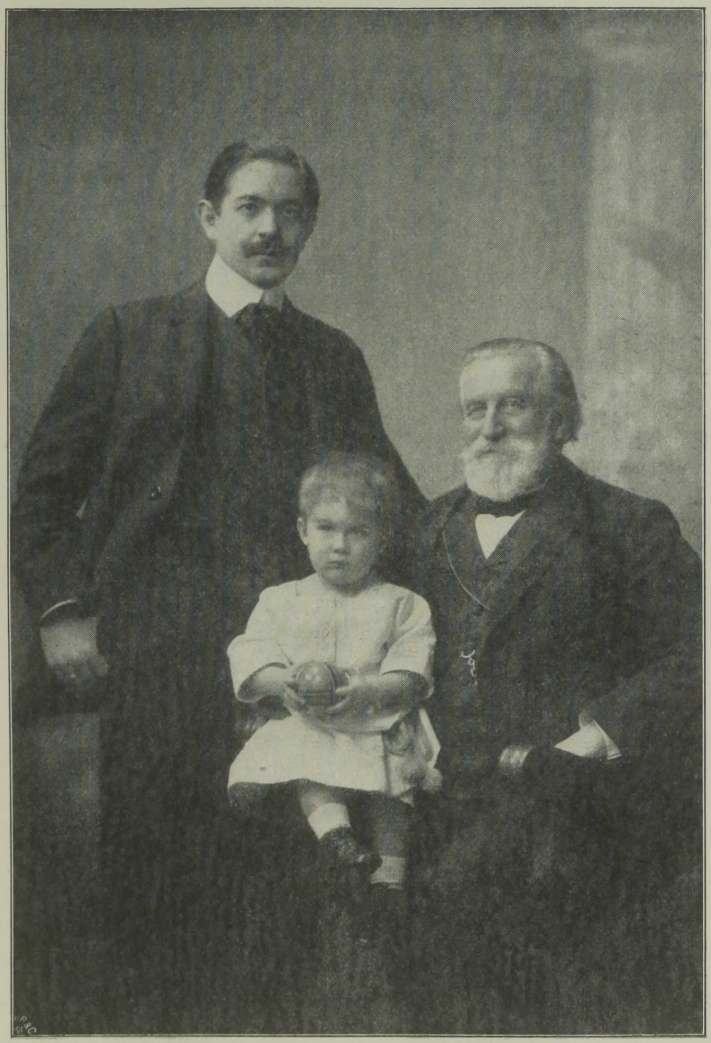
Übel, Antinoos, war's den armen Bettler zu werfen!
Heilloser! Wie, wenn der Mann ein im Himmel heimischer Gott ist?
Denn auch Götter durchzieh'n gleich fernher kommenden Wandrern,
Wechselnd in jeder Gestalt die Länder und Städte und schauen
Selber, ob frevelhaft, ob fromm die Gesinnung der Menschen.

Antinoos steht hier in keinem Treuverhältnis zu dem Bettler; denn dieser ist nicht in seinem Hause, sondern im Palaste des Odysseus eingekehrt, in dem auch jener Gast ist. Wenn trotzdem seine Mißhandlung des Fremden als schwere Sünde erscheint, so wird dies damit motiviert, daß auch Götter mitunter niedere Menschengestalt annehmen. Diese Anschauung erklärt sich leicht genug aus den kleinen Verhältnissen der ältesten griechischen Gemeinden. Wenn in einem Städtchen, wo jeder den andern kannte, plötzlich ein wildfremdes Gesicht erschien, mußte dies begreiflicherweise Aufsehen machen, und alles Seltsame regt den Aberglauben an. Was konnte nicht alles hinter dem Unbekannten stecken? Wenn es kein verkleideter Gott war, so doch vielleicht ein mächtiger Zauberer, dessen Rache man zu scheuen hatte. Da fand man es denn angemessen, ihn mit vorsichtiger Scheu zu behandeln. Als der Verkehr sich ausdehnte und das Erscheinen eines Fremden nichts Auffälliges mehr hatte, mußte diese abergläubische Furcht freilich schwinden; aber jetzt unternahm der Bürger selbst Handelsreisen und nahm sich des Gastes schon deshalb an, weil er in dessen Heimat bei ihm Vergeltung erhoffte. So fand eine Sittenregel, die anfangs auf religiöser Scheu beruhte, später im praktischen Bedürfnis ihre Stütze und konnte sich daher auch im Wechsel der Zeiten behaupten.

Es ist sehr beachtenswert, daß diejenigen Verbrechen, welche auch der neuere Mysterienglaube am schärfsten verurteilt, noch alle mehr oder weniger auf abergläubischen Vorstellungen be-

ruhen. Er ist von der Sittlichkeit nicht mehr unberührt, vermag aber seinerseits kaum auf sie einzuwirken. Und dies ändert sich auch später nicht; denn waren seine Forderungen anfangs gar zu milde, so steigern sie sich dann zu einer Strenge, die sie unerfüllbar macht und damit ihre Kraft wieder aufhebt. Aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. sind uns drei Regeln als der Inbegriff der eleusinischen Sittengesetze erhalten, die man natürlich in ferne Urzeit zurückdatierte, so jung sie in dieser Form tatsächlich sind. Sie lauten: „Die Eltern ehren, die Götter durch Fruchtopfer verherrlichen, Lebendes nicht verletzen." Unverkennbar knüpfen sie an die drei Kapitalverbrechen der älteren Lehre an, haben deren Auffassung aber wesentlich umgestaltet. Den Göttern gegenüber beschränken sie sich auf den Befehl, Opfer zu bringen; aus dem Meineide wird nicht viel Wesens mehr gemacht. Dagegen ist es ein unverkennbarer Fortschritt, daß an die Stelle des Verbotes, die Eltern zu töten oder zu mißhandeln, die positive Vorschrift tritt, sie zu ehren. Ganz undurchführbar aber war es, wenn man den Schutz des Gastfreundes auf alle lebenden Wesen ausdehnte, womit es auch im Zusammenhange steht, daß die blutigen Opfer durch Früchte ersetzt werden. Hatte der Mysterienglaube früher nicht einmal von dem Mitbürger Mord und Totschlag abgewehrt, so nahm er sich jetzt selbst der Tiere an. Natürlich beruhte auch dies auf einem Aberglauben, und zwar knüpfte derselbe an die Lehren der pythagoräischen Sekte an, durch welche die griechische Religion ihre letzte tiefgreifende Umgestaltung erfuhr.





Drei Generationen von Bergmann.



Meine Beziehungen zu Ernst von Bergmann.

Von

Dr. E. Moritz-St. Petersburg.*)

Meine Beziehungen zu Ernst Bergmann sind sehr alt. Als er im August des Jahres 1854 die Universität Dorpat bezog, um dort Medizin zu studieren und als Fuchs bei der Livonia einsprang, war ich seit einem Semester bereits dort — ebenfalls stud. med. und Fuchs bei den Livonen. Da er von der Hollanderschen Privat-Erziehungsanstalt in Birkenruh kam, fand er auf der Universität eine große Anzahl Schulkameraden in älteren Semestern vor, die es ihm leicht machten, seine gewinnende Persönlichkeit rasch zur Geltung zu bringen, so daß er im ersten Semester die Farben erhielt. Ich war aus ganz heterogenem Milieu nach Dorpat gekommen und wurde erst sehr spät aufgenommen, dennoch lebte ich im Korps mit einer Freundesgruppe sehr intensiv, zu welcher auch Bergmann gehörte.**) Besonders

*) Die folgenden Erinnerungen sind nicht für den Druck verfaßt, — sie wurden unmittelbar nach Bergmanns Tode niedergeschrieben, zunächst nur um sie für mich selbst festzulegen. Daher ihr rein persönlicher Charakter. Auf Aufforderung der Herausgeber der „Heimatstimmen" habe ich sie dann im Einverständnis mit der Familie Bergmann diesen zur Verfügung gestellt. Der Verf.

**) Das etwa im April 1859 aufgenommene Gruppenbild weist, von links nach rechts gesehen, folgende Personen auf:

Untere Reihe: Ernst von Bergmann, geb. 1836; Emanuel

in unsern letzten Semestern haben wir vieles Schulter an Schulter durchlebt und durchkämpft. Bei einigen Mensuren auf Hieber und Pistolen habe ich ihm sekundiert, zu den Stiftungstagen haben wir mit andern (bes. J. Eckardt, P. Walter, R. Auning, R. Guleke) gemeinsame Verse geschmiedet, in der G. S. F. S. Comität, die uns zugleich 1857 zu Gliedern ernannte, wurde er mein unmittelbarer Nachfolger auf den Posten des Sekretärs und Präsidenten.*) In einer Revue der S. C. des Jahres 1859 wurden wir beide humoristisch kritisiert (Alb. Eckardt).

In der Examenzeit wurden wir durch die Umstände erst recht zusammengekittet. Wir waren 5 Livonen, die gleichzeitig vorgingen: Ed. Meyer (später Poltawa), Piers Walter, E. Bergmann, C. Semmer und ich. Da Bergmann und Semmer die letzten Jahre zusammen wohnten, war deren Wohnung das Zentrum dieser Examinanden-Gruppe. Das Haus gehörte den Erben des weil. Professors der Chemie G . . . ., und seine ältlichen Töchter wohnten im Haupthause. Das Studentenquartier von Bergmann und Semmer war im Nebenhause. Dort habe ich mit B. einige Fächer zum Examen zusammen durchgenommen und dabei sein eminentes Gedächtnis bewundert. Dort haben wir auch viel frohe Abende verbracht — besonders „Perdixs" (Bergmanns Spitzname) Geburtstag, der ein Speispaudel von Muttern aus Rujen mit vielen guten Sachen brachte, wurde festlich begangen.

Unsere Examina machten wir an zwei Terminen (erst Ed.

Moritz, geb. 1836, Verfasser dieses Aufsatzes, bis 1906 Direktor des deutschen Alexander-Hospitals in Petersburg, gegenwärtig Chefarzt zweier Versicherungs-Gesellschaften; Karl Semmer, geb. 1837, Badearzt in Bolakowo, † 1867; Oskar Kühn, geb. 1835, Lehrer, † in Riga.

Obere Reihe: Julius Eckardt, geb. 1836, Jurist, Schriftsteller, zuletzt Deutscher General-Konsul in Zürich, jetzt pensioniert; Fritz Jung (von Jung-Stilling), geb. 1836, Statistiker, † zu Riga 1888; Julius Balding, geb. 1835, Landwirt und Gutsbesitzer †; Emil Kroeger, geb. 1836, stud. med., fiel im Pistolenduell am 5. Sptbr. 1859.

*) In der Livonia tritt alljährlich einen Monat vor dem Stiftungstage ein literarisches Fest-Komitee (G. S. F. S. C.) zusammen, welches Themata für ernste und humoristische Arbeiten ausschreibt, die einlaufenden kritisiert und Preise verteilt.



Livonengruppe aus der Studienzeit von Bergmanns.

Meyer und ich, eine Woche später Piers Walter, E. Bergmann und C. Semmer) im Januar 1860. Sogleich wurde ich Assistent der chirurgischen Klinik bei G. v. Oettingen und während des Jahres wurden unsere verschiedenen Dissertationen geschrieben. Bergmann bearbeitete ein pharmakologisches Thema bei Prof. Buchheim, der damals Dekan war, in dessen Wohnung also die Examina stattgefunden hatten und der uns überhaupt sehr freundlich gesinnt war, vielleicht, weil P. Walter, der Sohn seines Kollegen, des alten Professors der Geburtshilfe Piers Uso Walter, zu unserer Gruppe gehörte. Unsere Dissertationen gehörten zu den ersten, für welche die deutsche Sprache gestattet war — bis dahin waren sie lateinisch — doch war für die Thesen Latein noch obligatorisch und sie mußten also auch in dieser Sprache bei der Promotion verteidigt werden. Obgleich wir alle auf der Schule ganz gute Lateiner gewesen waren, empfanden wir doch ein gewisses Grauen bei der Aussicht, vom Katheder herab lateinisch zu reden. Unser guter Buchheim, der lateinisch ganz fließend sprach, veranstaltete in seinem Hause gratis einige Abende zur Übung im Lateinisch-Sprechen; seine Nichte, ein nettes junges Ding (die wir die Adiposa nannten) machte den Tee und sorgte für einige Unterhaltung in sächsischem Deutsch. Ende des Jahres wurden wir promoviert. Die frisch gebackenen Dorpater Doktoren der Medizin pflegten damals, wenn's möglich war, auf ca. 1 Jahr zur Fortbildung ins Ausland zu gehn. Piers Walter und ich reisten nun auch in den letzten Novembertagen ab. Bergmanns Vater konnte ihm die nötigen Mittel nicht zur Verfügung stellen, denn obgleich die Pfarre Rujen zu den besten gehörte, brauchte der alte Herr bedeutende Mittel zur Erziehung der zahlreichen heranwachsenden jüngern Geschwister. Ich verhandelte nun mit Bergmann wegen der chirurgischen Klinik. Zum Jahresanfang 1861 wechselten die Professoren der Chirurgie in der Leitung der Klinik: Professor von Oettingen übernahm die theoretischen Vorlesungen und Professor Adelmann, der 1860 gelesen hatte, übernahm die Klinik. E. Bergmann hatte als Praktikant in Adelmanns Jahrgang gearbeitet, war ihm also voraussichtlich als Assistent genehm. Ich proponierte daher Bergmann, ihm

schon im November meinen Posten zu übergeben, der ihm dann während des Adelmannschen Jahres 1861 gesichert blieb, unter der Bedingung, daß er mir, wenn ich Januar 1862 zurückkäme, die Assistentschaft wieder abtreten sollte. So geschah es, daß Bergmann Chirurg wurde, es war eine Folge äußerer Umstände, nicht etwa einer Vorliebe für dieses Fach.

Das Jahr 1861 verging. Bergmann war als Assistent tätig, ohne jedoch etwas Bedeutenderes zu leisten; er verkehrte noch viel mit den alten Freunden in der Livonia und war auf Mensuren als „Flicker" sehr beliebt.

Als ich im Januar 1862 aus dem Auslande zurückkehrte, brachte ich keine große Bereicherung meines Wissens heim, höchstens in der Augenheilkunde hatte ich bei Gräfe einiges profitiert. Bergmann als ehrlicher Freund war bereit den Assistentenposten mir wieder abzutreten. Als ich ihn fragte, was er denn nun selbst zu tun gedenke, erwies es sich, daß er keinerlei Zukunftspläne gemacht hatte. „Nun", meinte er, „ich gehe nach Rußland und verdiene viel Geld!" — Da ich Rußland besser kannte als er, der die Sprache nur ungenügend beherrschte, sah ich, daß ein solcher Schritt für ihn bei seinem Temperament sehr bedenklich gewesen wäre. Wir beschlossen die Entscheidung zwischen uns beiden Prof. Oettingen zu überlassen, der soeben für 1862 die Klinik von Prof. Adelmann übernommen hatte.

Wir gingen also zusammen ins Direktor-Kabinet zu Prof. G. v. Oettingen und fragten ihn, welchen von uns beiden er für das bevorstehende Lehrjahr zum Assistenten haben wolle, wir seien gute Freunde und seine Entscheidung werde den nicht Gewählten durchaus nicht kränken. Prof. Oettingen tat, was wir eigentlich hätten voraussehen können, er sagte uns beiden allerlei freundliche Worte und erklärte, wir seien ihm beide gleich genehm. Da gingen wir zurück ins Assistentenzimmer und nach kurzer Überlegung entsagte ich meinem Anspruch; ich sagte ihm: wenn ich nach Petersburg gehe, finde ich ein mir bekanntes Milieu und persönliche Beziehungen, du dagegen bist in Gefahr im Innern von Rußland wie in einer Wildnis zugrunde zu gehen. Außerdem bist du geeignet zu akademischer Karrière,

ich nicht, also bleibe du! ich gehe! — Dieser denkwürdige Tag hat uns beiden für das ganze Leben die Richtung gegeben. Keiner von uns hat es zu bedauern gehabt, ich habe alles erreicht, was ich damals wünschte, und er sehr viel mehr, als er hoffen durfte. Es war kein schweres Opfer, das ich dem Freunde brachte, indem ich mein Näherrecht auf die Assistentschaft aufgab, denn ununterbrochenes Weiterstudieren, das doch notwendig war für Erfolg in der akademischen Karrière, war für mich, der ich nach äußerer Tätigkeit strebte, keine angenehme Perspektive und ich erkannte in ihm schon damals die höhere Begabung neidlos an.

Unsre Lebensschiffe gingen nun für Jahre ganz getrennte Bahnen. Im Herbst 1864 trafen wir uns zu meiner Hochzeit im Pastorat Jewe, er war einer der Marschälle. Bald darauf (im Frühjahr 1866) heiratete er selbst die Tochter seines Chefs, die liebliche Hildegard Adelmann, und gehörte seitdem als Privatdozent dem Lehrkörper der Universität Dorpat an, — während ich in Petersburg festen Fuß faßte. Bergmanns erste Frau habe ich nicht näher gekannt, sie starb im Jahre 1868.

Erst das Kriegsjahr 1870 führte uns wieder zusammen. Bergmann, der schon 1866 im böhmischen Feldzuge mitgewirkt hatte, eilte von Amsterdam, wo er wissenschaftlich arbeitete, auf den Kriegsschauplatz und erhielt vom Deutschen Roten Kreuz die Leitung eines Reservelazarets in Mannheim. Das Russische Rote Kreuz entsandte eine Anzahl jüngerer Ärzte, darunter auch mich, nach beiden kriegführenden Ländern. In Mannheim war eine Zentrale des Roten Kreuzes. Dort trafen wir Bergmann schon im Beginn seiner Tätigkeit als Chefarzt des Lazarets „Seilerbahn" jenseit des Neckar, und er nahm mich und meinen Kollegen E. Seesemann (nachmals Oberarzt der Finn. Eisenbahn in St. Petersburg) als ordinierende Abteilungsärzte an sein Lazaret. Dort haben wir volle 2 Monate — Mitte August bis Mitte Oktober — zusammen gearbeitet. Das Lazaret wurde von der Stadt Mannheim unterhalten, deren Bürgermeister Scipio und Stadtverordneter Bassermann das Lazaret oft besuchten; für Verpflegung und Kassa hatte Herr Kaufmann Neßler zu sorgen, einige Damen der Stadt hatten Küche und

Keller unter ihrer Leitung. Das Hospitalgebäude war eine langestreckte überdachte Seilerbahn, deren Seitenwände durch dünnen Bretterverschlag und aufrollbare Leinvorhänge gebildet wurden. Das Licht drang von oben durch die hellen Vorhänge genügend ein, bei schönem Wetter standen sie offen. Fenster gab es nur in dem Ordinationszimmer in der Mitte. Die Operationsbaracke war getrennt. In dieser Zeltbaracke konnten in 2 Abteilungen zu je 50 im ganzen 100 Betten plaziert werden, die denn auch meist belegt waren. Jeder Baracke stand ein Ordinarius mit einem Assistenten vor, die Krankenpflege wurde geleitet von einer freiwilligen hochgebildeten Pflegerin (geprüften Oberwärterin) mit einigen Dienern, Wärterinnen und geprüften Lazaretgehilfen.

In meiner Abteilung lagen die verwundeten Franzosen, mein Assistent war Dr. Spiegel (nachmals Arzt im Elsaß), leitende Pflegerin Fräulein Auguste von Selteneck, — in der anderen Abteilung wirkten Dr. Seesemann mit Dr. Thoma (nachmals Professor in Dorpat) als Assistent und Fräulein P. v. Porbeck als Oberwärterin. Bergmann machte die Visite im ganzen Hospital und operierte meistens selbst. Nach getaner Arbeit versammelte sich das ganze freiwillige Personal zum gemeinsamen Mahle im Speisesaal, welcher in der großen, aus Brettern gezimmerten Verwaltungs- und Wirtschaftsbaracke belegen war. Wir Abteilungsärzte und der Direktor Prof. Bergmann hatten in der Stadt bei wohlhabenden Bürgern freie Wohnung und Kost, benutzten aber meistenteils nur das Nachtlager und auch das nicht immer, weil unsere Anwesenheit im Lazaret oft noch spät abends nötig war und in der Verwaltungsbaracke ein Bett für uns zur Verfügung stand.

Die 2 Monate gemeinsamer Arbeit an der Seilerbahn waren eine schöne Zeit: das ganze Personal war von hoher patriotischer Begeisterung getragen und arbeitete freudig und freundschaftlich zusammen. An den gemeinsamen Mahlzeiten fanden sich lauter hochgebildete, gleich fühlende und denkende Menschen — Männer und Frauen — zusammen, die meist in lebhafter Unterhaltung die großen Tagesereignisse besprachen. Die großen Entscheidungen fielen in diese Zeit: die furchtbaren

Schlachten bei Metz — 14., 16., 18. August, am 1. September Sedan, am 27. September Straßburgs Eroberung; von allen diesen Schlachtfeldern wurden uns nach rückwärts evakuierte Verwundete zugestellt. In solcher Zeit treten die Menschen sich näher. Da wir mit Bergmann alles nach alter Weise teilten, sah ich schon damals in seinem Herzen die ersten Keime einer jungen Liebe aufkommen, die sich später während seiner Tätigkeit in Raon l'Étape und in Karlsruhe voll entfaltete und zu seiner Verlobung mit Fräulein von Porbeck führte.

Ende Oktober wurde es zu kalt — das Lazaret in der Seilerbahn wurde evakuiert, Bergmann ging zunächst nach Westen und blieb am Kriegsschauplatz tätig — ich trat am Tage der Übergabe von Metz die Heimreise an. — Ende Dezember übernahm Bergmann auf Wunsch der Großherzogin von Baden die in Karlsruhe von ihr erbauten musterhaft eingerichteten Friedrichsbaracken und leitete dieses Lazaret bis zum Einzug des siegreich heimkehrenden badischen Heeres. Nach dem Friedensschluß fand seine Hochzeit mit Pauline von Porbeck statt, ein Ereignis, das aufs Glücklichste sein ganzes späteres Leben beeinflußte.

Er ging mit seiner Frau nach Dorpat zurück und dozierte als ordentlicher Professor mit immer steigendem Ruf als Forscher und Operateur. Listers epochemachende Verbandsmethode wurde in Rußland zuerst auf der Dorpater chirurgischen Klinik geübt. Um dieselbe kennen zu lernen, reiste ich im Frühling 1874 dorthin, wo Bergmann und sein Assistent Reyher mich in die neue Methode einführten, die ich ins Obuchow Hospital importieren wollte.

Der Türkenkrieg führte uns beide wieder mehrmals auf einige Tage zusammen. Bergmann besuchte mich sowohl auf seiner Hin- als auf der Rückreise. Während er auf dem Kriegsschauplatz weilte, war seine Frau anfangs bei der Familie zurückgeblieben. Später reiste sie, — die ja aus 2 Kriegen Erfahrungen in der Organisation freiwilliger weiblicher Krankenpflege im Felde besaß, — allein ihm nach; unterwegs machte sie für einige Tage in unserm Hause in Petersburg Station wegen Audienzen bei fürstlichen Frauen. Bei seiner Rückkehr hatte Bergmann in Petersburg wiederholt Konferenzen mit dem damaligen General-

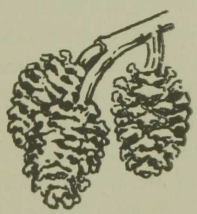
tabsdoktor, Chef des Militärsanitätswesens und als solcher auch der medico-chirurgischen Akademie, Dr. Koslow, der ihn durch glänzende Versprechungen nach Petersburg zu gewinnen suchte. Ich tat mein möglichstes, um ihn davor zu warnen, sich in das Wespennest der medico-chirurgischen Akademie zu setzen, an welcher damals Personalintrigen und Cliquenwesen in Blüte standen. Bei dem wissenschaftlichen Ruf, den er durch seine Arbeiten bereits gewonnen, sei ihm eine Berufung nach Deutschland sicher und eine kleine Klinik dort werde ihn mehr befriedigen als eine große hier. Er selbst dachte wohl ebenso, dazu kam die Sprachenschwierigkeit; so lehnte er ab und ging im Frühjahr 1878 wieder nach Dorpat zurück.

Binnen kurzer Zeit erfolgte seine Berufung nach Würzburg. In der neuen Stellung gewann er sehr bald Anerkennung und Liebe bei seinen Kollegen und besonders bei seinen Hörern. Als er nach einer schweren pyämischen Erkrankung genesen war, wurde er Gegenstand begeisterter Ovationen.

Im August 1882 erfolgte seine Ernennung nach Berlin auf den Lehrstuhl Langenbecks. Im Sommer 1883 verbrachte er einige Wochen mit Frau und 3 kleinen Kindern in Kissingen und dort traf ich ihn, als ich selbst zur Kur hinging; wir sahen uns häufig und unternahmen zusammen allerlei Fußwanderungen in die Umgegend. Besonders erinnerlich ist mir eine Wanderung über Abtei Aura nach der Trimburg. Dort im Rempter des alten Schlosses trafen wir mit Bismark zusammen, der von der Saline herübergekommen war. Unseren respektvollen Gruß beantwortete er schweigend durch leichtes Neigen des Kopfes. Er sah entsetzlich krank aus: schwer ikterisch gelb, abgemagert, die Kleider schlotterten auf seinen breiten Schultern, — langsam sich bewegend. Nachdem er fort war, tauschten wir mit Bergmann unsre diagnostischen und trüben prognostischen Vermutungen aus und waren dadurch auf dem Rückwege recht verstimmt. Glücklicherweise hatten wir uns geirrt!

Seit 1883 haben wir nicht längere Zeit zusammengelebt. So oft ich in Berlin war (besonders in der Tuberkulinperiode 1890) oder er in Petersburg (1898 zum Jubiläum der med.-chirurg. Akademie und öfter zu Konsultationen) waren wir na-

türlich zusammen und wechselten auch persönlich oder durch unsere Frauen einige Briefe im Jahr. Bergmann hat als wahrer und treuer Freund auch meinen Söhnen sein Wohlwollen zugewandt. Meine letzte Begegnung mit ihm war Mitte (resp. n. St. Ende) Oktober 1906, als ich nach Übergabe des Deutschen Alexanderhospitals an meinen Nachfolger auf eine Winterreise in den Süden mich begab und 2 Wochen in Berlin Station machte. Besonders werde ich des Abends am 18./31. Oktober gedenken: Bergmann hatte mich zu einer Sitzung der Berliner med. Gesellschaft, welcher er präsidierte, als Gast eingeführt und nach der Sitzung verbrachten wir $1^1/_2$ Stunden in einem Separatzimmer bei Hiller unter den Linden — mit Rückblicken auf unsere Schicksale während der 53 Jahre unserer Freundschaft. Zu seinem Jubiläum (4/16. Dezember) schrieb ich ihm von Clarens und erhielt von ihm eine vom 12. Januar 1907 datierte längere Antwort, die ich als Reliquie aufbewahre. In derselben betont er wieder, — wie er sich eigentlich nie ein bestimmtes Ziel gesetzt, — „aber wenn ich in eine Stellung ohne mein Zutun, wie damals, als ich von dir in die Chirurgie geschoben wurde, — kam, — habe ich alle Kräfte dran gesetzt, sie würdig auszufüllen, vielleicht deswegen, weil ich mich ihr nicht gewachsen fühlte. So war es im Kriege, wo mich der glühende Wunsch meiner, d. h. der mir untergeordneten russischen Ärzte, etwas zu leisten, alle Kraft dransetzen ließ, sie zu fördern, — und so noch, als ich in Langenbecks Stelle gesetzt wurde. Ich bemühte mich ehrlich und schonungslos gegen mich selbst, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und so kam ich immer weiter und höher.“ . . . .



Helene von Engelhardt-Pabst-Wiesbaden.

Abrahams Tod.

(Arabische Legende.)

Kennst du die Mär so fremd und wundersam,
Wie einst der Engel Asrael, der bleiche,
Zum Patriarchen unter Mamres Eiche,
Als unerkannter Greis geschritten kam?

„Ruf meinen Knecht", war der Befehl ergangen:
„Doch sollst du sanft und ungeahnt ihm nahn;
Und lass ihn deines Schwertes Streich empfahn,
Nach seines Herzens eigenstem Verlangen." — —

Die Eb'ne glüht in sattem Sonnenschein,
Und leise rauschte Mamres Eichenhain.
Fern ragten, überstrahlt von Sonnenduft,
Die Berge Judas hoch in blauer Luft;
Und dort, — mit Quadern, Zinnen, Steinkolossen, —
Die blendendweissen Mauern lichtumflossen,
In Glanz getaucht lag Arba-Kiriath,
Der Enakssöhne alte Riesenstadt,
Am Horizonte schimmernd hingegossen. — —

Auf seinem Lieblingssitz, im tiefen Schatten
Gewalt'ger Bäume ruhte Abraham,
Gelehnt an knorrigkühnen Eichenstamm,
Und freute sich des Bildes, das im satten
Hochsommerschein vor seinen Augen lag; —
Er lauschte auf den leisen Wellenschlag
Des kühlen Bornes, der dem Grund entquoll;
Und seine sinnendstillen Blicke schweiften
Zur Palmengruppe, da die Früchte reiften,
Und helles Zwitschern in den Zweigen scholl.

Dann flog sein Blick von Kiriath-Arbas Toren
Hin zu den Bergen, wo von steilem Hang
Der Aar sich kreischend in die Lüfte schwang;
Und endlich glitt sein Auge traumverloren
Weit, weit ins sonnbeglänzte Land hinaus,
Hin zu Machpehla, wo im letzten Haus
Die Hülle Sarahs längst gebettet schlief. — — —

Da klang in nächster Nähe an sein Ohr
Ein schlürfend-müder Schritt, — Er fuhr empor
Wie ein Erwachender! Ein Schauer lief
Durch sein Gebein, als wäre unvermutet
Ein kalter Wind darüber hingeflutet . . .
Doch alles still . . . kein Lufthauch um ihn her, —
Ja selbst die Blätter säuselten nicht mehr.

Vor Abraham indessen stand ein Greis
Auf seinen Stab gestützt; es rollte weiss
Der lange Bart ihm bis zum Gürtel nieder,
Und müde senkten sich die Augenlider
Auf seinen Blick, als blend' ihn noch der Tag,
Obwohl der Hain in tiefem Schatten lag. — —

Schon hatte Abraham sich aufgerafft:
„Willkommen, Fremdling", rief er ihm entgegen,
„Ruh aus in meinen friedlichen Gehegen
Von Staub und Mühsal langer Wanderschaft!"

Des greisen Gastes hagre Finger krallten
Sich fester um den Stab; in mattem Ton
Erwidert er: „Hab' Dank, o Tharas Sohn,
Der mir vergönnt in Mamre Rast zu halten."

Dann sank er keuchend, atemlos, erschlafft
Ins Moos, wie wenn sein letztes Fünkchen Kraft
In harter Lebenswallfahrt aufgerieben.
Und voller Mitleid schaute Abraham
In ein Gesicht, da Alter Sorg und Gram
Schon lange ihr Zerstörungswerk betrieben. —

Nachdem der Patriarch dem Knecht gewinkt
Mit flinker Hand zu Labsal und Behagen

Ein würzig Mahl dem Fremden aufzutragen,
Und neu des Haines Stille sie umringt,
Forscht Abraham woher, wohin er wandre,
Und was der Fragen mehr, indess der Andre
Mit sanftem trauervollem Blick ihn misst,
Und träumerisch der Antwort oft vergisst.

Jetzt lehnt er seufzend sein ermattet Haupt
Fest an den Eichenstamm, und Jener glaubt
Ein Schlummer werde seinen Gast erquicken;
Schon aber schlägt er neu die Augen auf
Und schaut empor mit wehmutfeuchten Blicken.

„Wie herrlich müsst' es sein, den Lebenslauf
Im tiefen Frieden dunkler Nacht zu enden",
Beginnt er sanft: „O träf' im Schlafesbann
Mich einst der bleiche Todesengel an! —
Wenn auf den weiten schweigenden Geländen
Die Nebel kühl wie Todesschatten liegen, —
Wenn nächt'ge Finsternis, der Gruft entstiegen,
Mit schwarzem Mantel deckt der Erde Leiden,
In starrem Schlaf bewusstlos hinzuscheiden — — —
Das wär' ein Ende, wie ich's mir ersehne!"
Und in den weissen Bart rollt eine Träne
Das tiefgefurchte Angesicht entlang. — —

Still ward es wieder. — In der Ferne klang
Der Turteltaube Girren durch das Schweigen,
Und goldne Lichter spielten in den Zweigen. —

Mit hellem heiterm Blick fasst Abraham
Das lichte Bild in sich: den Felsenkamm, —
Das Himmelsblau, — die Gärten — Äcker — Weiden — — —
Dann wendet er sein klares Angesicht
Dem fremden Greise lächelnd zu, und spricht:
„Ich möchte nicht im Schlaf von hinnen scheiden.
Ich möchte scheiden, wenn voll Majestät
Die Sonn' in Purpurglut zur Rüste geht!
Wenn Erd' und Himmel goldenfarbig glimmen,
Und rote Abendwolken aufwärts schwimmen . . .

Wenn rings von Glanz und Friedenshauch umwoben
Der Vögel Sang verklingt im Abendwehn,
Und ich die Hände just zum Herrn erhoben,
Dann möcht' ich im Gebet von hinnen gehn!"

Der Andre sprach nicht mehr. Schon war der Tisch
Besetzt mit reichen Feld- und Waldesgaben:
Da winkten träufelnd goldne Honigwaben,
Und süsse Früchte lockten duftigfrisch.
Weiss schimmerten des Brodes zarte Platten,
Und saftig Wildpret lud zum Mahle ein,
Indessen Palästinas Purpurwein
Willkommne Stärkung bot dem Wandermatten. —

Das Mahl beginnt, und nun erst sieht der Wirt
Wie seines Gastes Glieder hülflos beben,
Wie das Gerät in seinen Händen klirrt,
Die zitternd ihre Stütze aufgegeben.
Er bietet ihm den dunkeln Purpurtrank,
Und spricht: „Mein Gast, ich seh dich müd und krank, —
Du sollst im Zelt ein weiches Lager haben;
Doch vorher stärke dich an Speis' und Wein:
Es laden Duft und Wohlgeschmack dich ein
An meines Herdes Reichtum dich zu laben."

Schwermütig nickt der Fremde vor sich hin:
„Mich labt nichts mehr, o Herr", so spricht er dumpf,
„Das Alter machte mein Empfinden stumpf, —
Kaum dringt das Licht zum halb erlosch'nen Sinn! —
Geruch? Geschmack? . . . ach, beide sind verloren! . . .
Es fällt dein Wort in meine stumpfen Ohren
Wie wenn ein Mund in weiter Ferne spricht! . . .
Ob du mir leckres Wildpret angeboten,
Ob ekelhaft Gewürm — ich weiss es nicht!
Fast zähl' ich schon — noch lebend — zu den Toten!"

Nun greift er tastend zu. Sein Auge irrt
Hin über'n Tisch, und traurig sieht der Wirt,
Wie er den Wein im Trinken halb verschüttet;
Wie seine Hand in Nerv und Mark zerrüttet,
Die Speise ungewiss zum Munde führt,

Und bald die Wange, bald den Bart berührt;
Wie Lipp' und Gaumen ihren Dienst verweigern,
Ja oft sogar der Schlingversuch misslingt,
Und keuchendbange sich die Seufzer steigern,
Die der Ernährung Mühsal ihm entringt. —

Da er erschöpft die Hände sinken lässt
Erbebt in Weh des Patriarchen Seele,
Und näher vorgebeugt fragt er gepresst,
Wieviel der Jahre wohl der Fremde zähle?
Da heftet Jener starr und wundersam
Den sinnend-ernsten Blick auf Abraham:

„Ich bin," so spricht sein Mund nach kurzer Frist,
„Just ein Jahr älter als du selber bist."

Wie Abraham des Fremden Wort vernommen,
Da ist es heiss in seiner Brust erglommen, —
Erschüttert reckt er beide Händ' empor!

„O Herr, der mich zu seinem Knecht erkor",
So ruft er laut, den Blick zur Höh gewandt:
„O rufe mich von deiner schönen Erde
Eh' ich zum Bilde stumpfen Jammers werde,
Wie dieser, den Du mir als Gast gesandt!"

So rief der Greis zum Herrn. Sein Angesicht
Verklärte hell der Sonne scheidend Licht, —
Die Hände hielt er im Gebet verbunden . . . .
Doch eh' das letzte Wort verklungen war,
Zuckt jäh ein Schwert hernieder unsichtbar — — —
Still ruht der Hain . . . Der Fremdling war verschwunden!

Die Vogelstimmen im Gezweig erstarben, —
Am Himmel flammten goldne Abendfarben . . .
Ein duftig Rosenwölkchen aufwärts schwamm: —
Und tot am Eichbaum lehnte Abraham.

Zum Lande des Lichts.

Sage aus Aitutaki. — Hervey-Inseln.

Im Lande der Schatten,
Wo ewig die Nacht unerbittlich weilt,
Und nimmer ein Schimmer das Dunkel teilt,
Wohnten zwei Brüder,
Te-weru und Matareka. —

Zu denen war — ich weiss nicht woher —
Eine dunkle Mär
Von einem Lande des Lichts gedrungen:
Von einem Lande wo Farben blühen,
Und Einem des Andern Antlitz lacht,
Von einem Lande, wo selbst bei Nacht
Schimmernde Funken in Lüften sprühen,
Und wo am Tag in unnahbarer Pracht
Ein Flammengestirn seinen Glanz entfacht!
Heiss nach dem Lande sehnten sie sich,
Te-weru und Matareka.

„Hör an, mein Bruder, es hält mich nicht mehr,
Zum Lande des Lichts steht all mein Begehr!“ . . .
„O Bruder, dein Wort durchzittert mein Herz,
Auch meine Seele drängt sonnenwärts!“
So sprachen die Brüder im Lande der Nacht,
Te-weru und Matareka.

Sie hämmern und schaffen in freudiger Hast,
Sie höhlen die Stämme, sie zimmern den Mast, —
„Ade, du Gestade der Nacht!“
Und wie alles zur Reise vollendet ist,
Der Mast gerichtet, die Segel gehisst,
Die Ruder in Stand gebracht, —
Wie die Nachen erzittern, leise umspielt von beweglicher See,
Da fragt Matareka: „Wie nennst du, o Bruder, dein Canoe?“

„Ich nenne es „Müde der Finsternis“,
Weil lange die Sehnsucht mein Herz zerriss
Nach Licht, im Lande der Farben!“
„So nenn' ich das meine „Schlaflose Nächte!“
Denn seit ich die Kunde vom Licht empfangen,

Wann wäre wohl je eine Nacht vergangen,
In der ich nicht weinend des Lichtes dächte?!“
Die Worte verhallten im Wogengebraus' . . .
Es zogen ins Unbekannte hinaus
Te-weru und Matareka. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zitternd über die schwarze Flut,
Glitten die Nachen, so stark und gut,
Hin zwischen Klippen und Riffen.
Finsternis deckte das Brüderpaar,
Doch die Herzen bebten vor keiner Gefahr,
Von gewaltigem Sehnen ergriffen!
Höher und dräuender schwollen die Wogen . . .
Die Nachen schwankten, bebten und flogen
Taumelnd dahin! . . . .

„O Bruder“ tönt's über die dunkle See:
„Folgt mir noch immer dein Canoe?“
„Ich folge, Bruder“, so tönt es zurück,
„Nur mutig von hinnen zu Licht und Glück . . .“
Und lauter brandet die Flut durch die Nacht,
Und die Stimmen verhallen, zum Schweigen gebracht. —

Doch plötzlich . . . . siehe! . . . . ein Wunder!
Das Meer darauf ihre Nachen schwimmen,
Das bisher sie umgab mit grollender Stimmen
Unsichtbar-gewaltigem Rauschen . . .
Es gewinnt Umrisse! . . . Sie starren . . . sie lauschen:
Lautbrausend, bald heller, bald dunkler wieder —
Ein weithin sich dehnendes Ungetüm —
Regt es die unermesslichen Glieder!

Wie ein fahler Schatten aufraget der Mast! —
Das Ruder, von zitternder Hand gefasst,
Es scheint — ein dunkel-beweglicher Streifen —
In die gärende Masse der Wogen zu greifen!
Die finstre, die endlose Nacht erbleicht . . .
Sie haben das Dämmern des Lichts erreicht —:
Es sehen sich staunend ins Angesicht
Te-weru und Matareka!

Da — mit Wutgeheul,
Wie ein Ungeheuer aufs höchste gereizt,
Erhebt seiner Wellen wildschäumendes Heer
Das furchtbare Meer!
Sie türmen sich schäumend, sie wogen, sie wallen,
Wie wandelnde Berge
Auf der Brüder gebrechliches Fahrzeug zu fallen
Ein dumpfes Gebrüll! . . . die Woge schüttelt die fliegende Mähne . . .
Zersplitterte Maste . . . zertrümmerte Kähne . . .
Weder Planke noch Ruder ist übrig geblieben! . . .
Und die Brüder, die sich hinausgewagt,
Vom Gestade da nimmer ein Morgen tagt,
Das Licht zu gewinnen, —
Sie ringen mit grauenbetäubten Sinnen,
Mit der letzten Kraft der ermatteten Glieder,
Und finden sich wieder
Am düstern Gestade, dem kaum sie enteilt,
Wo nimmer ein Schimmer das Dunkel teilt! — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da sprach Te-weru zum lauschenden Bruder:
„Hin sind die Nachen, die Maste und Ruder,
Doch der Mut ist wach, und die Sehnsucht blieb! . . .
O Land des Lichts!
Seitdem mir ein Schimmer von dir geworden,
Noch wen'ger an diesen lichtlosen Borden
Vermag ich das nächtliche Dasein zu tragen:
Wir wollen ihn wagen
Noch einmal den einst erwogenen Plan,
Und frisch sei die Arbeit von neuem getan!"

Sie hämmern und schaffen in rastlosem Fleiss:
„Glückauf! das Licht sei des Werkes Preis!"

Und wie plätschernd die Woge wieder umspület des Nachens Rand,
Da fragt Matareka: „Wie hast du dein Canoe heute benannt?"

„Ich heiss' es „Unwandelbarer Entschluss",
Dieweil ich zum Lichte gelangen muss,
Soll die Seele nicht trostlos verschmachten!"

„So nenn' ich das meine: „Eile dahin!"
Denn durch brandende Flut
Treibt die Sehnsuchtsglut, —
Zum herrlichen Lichte drängt Herz und Sinn!"

Leise, nur leise, wie lullende Stimme ein Wiegenlied summt,
Wohlig-einschläfernd, träumerisch-sacht,
Rauschte die Flut durch die schweigende Nacht. —

Weiter und weiter! . . . Stunde um Stunde! . . .
Schon decket die Nacht über endlosen Raum
Weniger schwarz ihren Mantelsaum! . . .

„O Bruder, die Stimmen die leis' uns umwallt,
Gewinnen Gestalt!
Schattenhaft dunkel dehnen sie weit
Der wogenden Glieder Beweglichkeit!" . . .
„O Bruder — gewiss!
Schon endet die Herrschaft der Finsternis! . . ."
Und Beide schauen entzückten Gesichts
Näher und näher das Dämmern des Lichts! —

Da — wie jäher Orkan
Herbraust es über die Wasserbahn!
Wie wenn das Licht und die Finsternis hier
In tödlichem Kampf sich verzweifelt befehden,
Von uralt-untilgbarem Hasse beseelt,
So erbrüllet der Sturm! Und die Flut vermählt
Mit entfesseltem Grimme
Die Donnerstimme
Dem Schnauben von oben! . . .
Wütend umtoben
Die feindlichen Kräfte den taumelnden Nachen . . .
Ein Bersten und Krachen . . .
Ein Schwinden der Sinne wie jähe Vernichtung! . . .

Und als des Sturzes Betäubung schwand, —
Da lagen die Brüder am nächtlichen Strand,
Wo nimmer ein Schimmer das Dunkel bannt! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Hör' an, noch einmal will ich es wagen:
Doch wenn unsre Nachen gerüstet sind,
Eh die Reise beginnt,

Lass uns den Priester der Nacht befragen,
Ob vielleicht unsres Fehlschlags Grund
Wissend uns künde der Wahrheit Mund."

Und auf rauhen, wildverwachsenen Pfaden,
Hin zum uralten Seher der Nacht
Tasten beherzt sich die zwei Kameraden.

Achtsam lauscht der verschrumpfte Greis
Den Worten, die flammend und sehnsuchtheiss
Von den erregten Lippen geflossen!
Und auch nachdem die beiden Genossen
Lang ihre Rede vollendet haben,
Schweigt er, in tiefe Gedanken begraben.
Stille herrscht in der Grottennacht!
Durch das Schweigen, von nichts gebrochen,
Hören sie nur ihrer Herzen Pochen,
Bis, wie aus grübelndem Brüten erwacht,
Der Priester beginnt: „Der Plan war gut,
Und die Herzen kühn und voll Wagemut, —
Und der Name der Canoes richtig gewählt. —
Nur Eines fehlt:
Wie hiess, oder wem war zu eigen der Mast,
Der über euch ragte im Wogengebraus?"

Da sprachen die Brüder: „Wir zogen hinaus
Zu kämpfen entschlossen, zu sterben bereit:
Wir haben die Maste
Rongo, dem Gotte des Krieges geweiht."

Da reckt sich der Seher, der greise, empor:
„So ist denn die Lösung des Rätsels gefunden!
Mit dieser Widmung, der übelberat'nen,
Habt ihr euch dem Reiche der Nacht verbunden,
Und die Finsternis hielt was ihr eigen war! —
Zum Lichte so klar
Hat Rongo, der starke, noch keinen geleitet:
Denn der Kriegsgott, das künd' ich euch fest und gewiss,
Ein Gott ist er selber der Finsternis!
Doch wollt ihr die Pfade zum Lichte finden,
So müsst ihr euch lichten Gewalten verbinden!

„Aufrecht im Lichte des Himmels“ benennt
Eure Maste fortan! Und wenn in der Brust
Die Sehnsucht noch immer unlöschbar brennt, — —
Wohlan, ihr kennet den Wogenpfad:
Frischauf zur Tat,
Te-weru und Matareka!“

Da zog es wie leuchtender Hoffnung Schein
Durch der Brüder gebeugtes Herz:
„So schiffen wir furchtlos uns wiederum ein,
Und richten das Canoe morgenwärts;
Und „aufrecht im Lichte des Himmels“ soll
Zu Häupten uns ragen verheissungsvoll!“

Die Wellen rauschen, es flüstert das Meer,
Wie ahnungsschwer
Um die zitternden Böte . . . .
Und die Brüder, die Morgen- und Abendröte
Noch nie erblickt, —
Sie harren, von wonnigem Bangen umstrickt,
Der geheimnisreichen Ferne entgegen! . . . .
Heut tönet kein Wort auf den nächtlichen Wegen, —
Zu voll, zu stürmisch die Herzen klopfen . . .
Vom Ruder nur fallen die plätschernden Tropfen . . .
Der Geist der Gewässer nur offenbart
Mit leisem Gesang seine Gegenwart! . . .

Doch als plötzlich brausend der Sturm sich erhebt,
Da ist auch der Vorhang der Nacht erbebt!
Und wie Dämmrung matt durch die Finsternis bricht,
Da blitzt es auch auf in der Brüder Gesicht:
Dies ist die Stätte!
Des dämmernden Lichtes, des Kampfes Stätte! —
Ob sie noch hält, die unselige Kette,
Die sie einst ans Land der Schatten gebannt? . . . .

Es recken die Wogen, in Wut entbrannt,
Ihnen dräuend die schaumigen Arme entgegen,
Greifen mit gierigen Händen verwegen
Auf zu den Masten! — Doch unverzagt:
Aufrecht im Lichte des Himmels ragt
Mast an Mast überm Donnern und Tosen — —

Windsbrauttoben und Wasserhosen
Haben umsonst ihre Wut erschöpft! — — —

Heller und heller! . . .
Was nur matte, verschwommene Umrisse waren,
Es formt sich zu Gruppen, in scharfen, klaren,
Unverwischbar gezeichneten Linien! . . .

Aus dem dämmernden Grau, aus dem Einerlei
Schälen sich Farben . . . Lichter und Schatten
Trennen sich deutlich! . . . Wie wenn aus dem Chaos
Leuchtend geordnet, unsagbar herrlich
Die Schöpfung steigt
Liegt die Welt des Lichtes entzückend klar,
Vor dem jauchzenden, weinenden Brüderpaar!

Kein Sturmwind tobt, keine Brandung grollt:
In langen, schimmernden Hügeln rollt
Das ewige Meer, majestätisch und gross,
Tiefblau die Wogen und grenzenlos! — —

Wie weiter die Fahrt sie zum Ziele getragen,
Wussten die Brüder nimmer zu sagen . . .
Sie hatten der Ruder, der Segel vergessen! —
Sie sahen leuchtend ob ihrem Haupt
Den Äther, rosig und unermessen . . . .
Sie sahen, in Strahlenglorie gehüllt,
Aus der Flut ein flammendes Etwas tauchen,
Davor sie die nachtgewohnten Augen
Schaudernd verbargen, anbetungerfüllt! —

Wie träumend sahn sie dem Wellenreigen,
Von Farben umblüht, eine Küste entsteigen, —
Wie träumend sahn sie sie näher rücken,
Bis endlich beide in trunknem Entzücken
Sich staunend am Ufer ins Antlitz sahn!

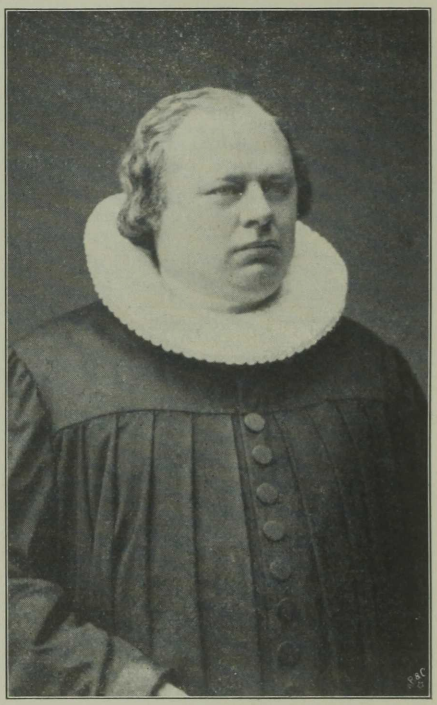
„O Bruder, mein Bruder, wer wies uns die Bahn
Zum Lande des Lichts?“

„O Bruder, mein Bruder, ich weiss es nicht, —
Ich sah nur das Licht . . . .
Von selber hinflog der bezauberte Kahn!“

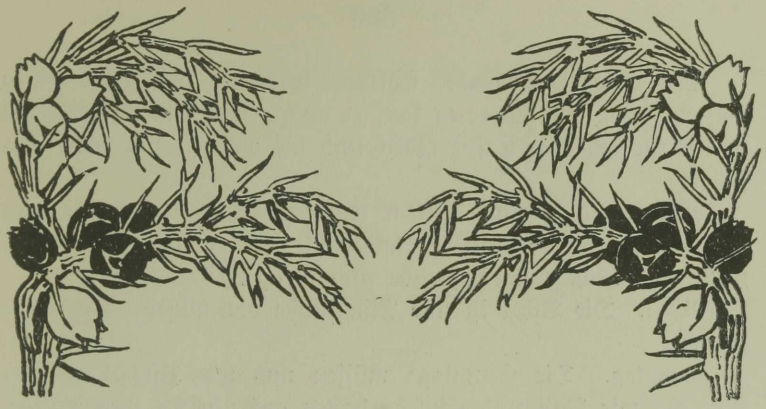
So knieten sie unter dem Blütensegen,
Und streckten die Arme dem Licht entgegen,
Und nannten das Eiland, freudig gerührt:
„Aitutaki", „von Gott geführt."

Aitutaki, du Blütengestade!
Dein dunkler Barde singt heute noch
Von der mutigen Vorfahren Wogenfahrt,
Wie kühn sie gebrochen der Finsternis Joch,
Wie sie weinend vor Wonne das Licht gewahrt!

Und die Wogen glänzen in purpurnem Schein,
Der Passatwind spielt in den Halmen,
Und lauschend dem Sange aus alter Zeit,
Ruhn braune Gestalten, zu Scharen gereiht,
Im Schatten der Kokuspalmen. —
Der Schaum sprüht auf am Korallenriff, —
Hinsegelt im Äther ein schwarzer Schwan, —
Und leise, nur leis' um den blühenden Plan
Wogt ewigrauschend der Ozean.



Alexander Jentsch
Oberpastor am Dom, Oberlehrer am Gymnasium
und weiland Superintendent von Riga.



Gedanken und Aphorismen.

Von

Alexander Jentsch*),

weil. Superintendent von Riga.

Christus. Christus ist der verwirklichte Gottesgedanke, den der Vater gehabt, ehe der Grund der Welt gelegt war. Christus ist das laute Amen, das Gott in die Welt hineingerufen, als Antwort auf die Jahrtausende alten Fragen der wahrheitsuchenden Menschheit.

---

*) Anmerkung: Es ist leider das Los so mancher unserer bedeutenden Männer, daß mit ihrem Tode die Wirkungen ihrer geistesmächtigen Persönlichkeit aufhören, und kein gedrucktes Werk oder irgend ein literarischer Nachlaß nachgeborenen Geschlechtern ihr Geistesbild zu vermitteln vermögen. Wir Balten sind im Vergleich zu Deutschland ein mehr mündlich lebendes Geschlecht und nur selten verfügen die Nachlebenden über genügende literarische Hilfsmittel von der Hand der Dahingeschiedenen, aus denen sich eine klare Vorstellung vom Leben und Wirken, Denken und Fühlen eines Mannes gewinnen ließe, der einer vergangenen Generation zum geistigen Mittelpunkte gedient und weiteren Kreisen ein Führer und Pfadfinder zu den höchsten Lebens- und Wahrheitsidealen werden durfte. Es war leider meinen bisherigen Bemühungen versagt, irgend welches Material über den ehemaligen Superintendenten am Dom und Oberlehrer der Religion am Gouvernements-Gymnasium zu Riga, Alexander Jentsch, zu erhalten, auf Grund dessen sich ein zuverlässiges Bild seiner Wirksamkeit, namentlich als Kanzelredner und Kasualredner geben ließe.

Das ewige Vaterhaus. Christus beschreibt uns nicht seines Vaters Haus. Wollte er es tun, er müßte von seiner Herrlichkeit in der Sprache der Engel reden und die würden wir nicht verstehen.

Wenn wir dereinst sterben werden, dann strahlt uns aus den Fenstern jenes künftigen Vaterhauses das Licht in die Todesnacht, das Licht ewiger Freude und Seligkeit.

Bibel. Die Bibel ist eine Milchstraße von tausend Gedankensonnen.

Sonntag. Die Sonntage müssen uns wie Pilgerherbergen sein, wo wir Rast und Einkehr halten auf unserm Lebenswege.

Einer der eminentesten Redner seiner Zeit, dem die Gabe des Wortes wie selten jemandem zu Gebote stand, der namentlich als Festredner von hymnischem Schwunge und glänzendem Gedankenreichtum in oft geradezu klassischer Form Tausende allsonntäglich um seine Kanzel geschart, — verschmähte er es in fast unverständlicher Bescheidenheit zu Lebzeiten, je einen Band Predigten zu edieren. Ich habe selbst aus seinem Munde auf Anfragen und Anregungen in dieser Richtung meist die Antwort empfangen: wir haben bereits eine solche Menge guter, gedruckter Predigten, daß es zwecklos erscheint, die zahlreichen Werke noch um einige neue Bände zu vermehren. So scheint denn aus seiner, über mehrere Jahrzehnte sich erstreckenden Amtswirksamkeit (Jentsch starb am 25. Mai 1885) nichts Gedrucktes auf die Nachwelt gekommen zu sein, außer hie und da eine Kasualrede, deren Meister er war. Ein Biograph müßte sich an die Schar seiner immer mehr aussterbenden Verehrer halten, die ihn noch persönlich gekannt und unter dem Einflusse seines geistesmächtigen Wortes gestanden haben. Vielleicht regen die nachfolgenden Aufzeichnungen eines pietätvollen Schülers und Verehrers manchen Leser dazu an, ihm irgendwelches Material von oder über Jentsch zuzusenden, das in Zukunft für die „Heimatstimmen" ein geeignetes Lebensbild des Verstorbenen entwerfen ließe. Auch für Briefe oder sonstige handschriftliche Niederschriften wäre der Herausgeber dankbar. — Die vorliegenden „Gedanken und Aphorismen" stammen aus den siebenziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts und sind die Auswahl aus einer nach der Erinnerung zu Papier gebrachten Sammlung, die also, was die Form betrifft, nicht den Anspruch auf buchstäbliche Wörtlichkeit mit den Originalaussprüchen des Redners erheben kann. Doch kann ich, was die Treue in der Wiedergabe des Gedankens betrifft, für die Genauigkeit meiner Aufzeichnungen einstehen, die seinerzeit Jentsch auch vorgelegen haben und seiner Billigung sich erfreuten. Die meist kurzen, immer geistvollen, oft überraschenden und treffenden Aussprüche sind sowohl den Predigten

Unglaube. Nichtglauben heißt sich die Adern des inwendigen Menschen öffnen.

Glaube. Wir stehen hier auf Erden wie die Kinder hinter der verschlossenen Tür, die uns den hellen Weihnachtsbaum verbirgt. Nur von Zeit zu Zeit fällt durch die Ritzen ein heller Lichtschimmer, dann schauert unser Herz vor süßer Erwartung und banger Sehnsucht.

Gesinnung und Werke. Dem Menschen geht's wie dem Baume, der nicht nach der Richtung fällt, wo die wenigen Früchte hängen, sondern dahin, wohin sein ganzer Schwerpunkt neigt. So fällt auch der Mensch nicht nach der Seite, wo seine guten Werke, die spärlichen Früchte an seinem Lebensstamme zu finden sind, sondern dahin, wohin er den ganzen Schwerpunkt seines Lebens gesetzt hat, entweder in das ewige Leben oder in die ewige Verdammnis.

Menschliche Klugheit. Wie reden die Menschen doch soviel von ihrer Bildung! Sie gleichen darin einem Kinde, das sich auf seine Fußspitzen stellt und ausruft: „Seht, wie groß ich bin!" und die Leute lachen über seine Einfalt. So stellen sich die Menschen auf die Spitzen ihrer Eintagsweisheit, aber die Weisheit im Himmel lächelt über ihr Beginnen.

Aus eigner Kraft. Hat nicht das gesamte Heidentum auf der selbstgemachten Leiter seiner eignen Weisheit den Himmel stürmen wollen, aber da sind die Sprossen ihm unter den Füßen zusammengebrochen.

Sünde. Mit der Sünde des Menschen geht es wie mit dem

---

und Gelegenheitsreden als auch den Religionsstunden entnommen. Sie sind in dieser ihrer bloß sekundären Form, wie mir wohl bewußt, nur ein überaus bescheidener Beitrag zur Charakteristik eines Mannes, dessen Bedeutung als Redner nicht zum mindesten gerade in dem Reiz einer dichterisch vollendeten, immer edlen Form lag. Diese ganz wiederzugeben, lag leider außerhalb der Möglichkeit von bloßen Aufzeichnungen nach dem Gedächtnis. Dennoch hoffe ich denen vielleicht einen Dienst erwiesen zu haben, die einst das lebendige Wort des geistgesalbten Wahrheitszeugen auf ihr Herz wirken lassen konnten und die ihm auch durch den Wandel der Zeiten eine dankbare Erinnerung bewahrt haben.

C. Hunnius.

Schnee. Still und unhörbar fallen seine weißen Flocken eine nach der andern hernieder und wie bald wird doch ein großer Berg daraus.

Weltlust. Vielen Menschen geht es ähnlich wie dem reichen Mann im Evangelium. Sie stehen vor dem Brunnen der Freuden dieser Welt und ziehen den Eimer der Weltlust mit fieberhafter Hast an die Lippen, um noch etwas an Sinnengenuß zu erhaschen, bevor der Rest des Wassers durch die Risse und Löcher verschwunden ist.

Herzenstiefen. „Aus der Tiefe, Herr, rufe ich zu dir!" Welche Tiefe meint der Psalmist? Sind es etwa die Abgründe und Schluchten des Gebirges Juda oder des Waldes Ephraim? — Nein, es ist die Tiefe des eigenen Herzens und nur der Mensch, welcher recht in die Tiefen seines Herzens gestiegen ist, kann mit dem alttestamentlichen Sänger ausrufen: „Aus der Tiefe, Herr, rufe ich zu dir!" Wie aber der im Abgrunde Liegende die Sterne am Himmel deutlicher zu schauen vermag, so geht es dann auch ihm; deutlicher als je erscheinen ihm aus seiner finsteren Tiefe die ewigen, leuchtenden Sterne der Gnade Gottes, die am Himmel strahlen.

Schlafende Augen. Die Leidensstunden des Herrn in Gethsemane fanden seine Jünger schlafend. Aber auch unter uns Christen finden sich noch immer schlafende Jünger wie dort im Garten bei Jerusalem. Ihr Glaube ist oft so schwach und ihre Augen sind voll Schlafes. Und der Unglaube ist der geschäftige Sandmann, der den Kindern Gottes täglich Sand in die Augen streut, daß sie immer wieder schwach und lässig werden.

Christus und Sokrates. Wie sehen wir Christum in der Todesstunde zu Gethsemane? — Er zittert und zagt und ist bis zum Tode betrübt. Ist einer unter euch, der vielleicht ausrufen möchte: „Also Todesangst!" Ja — er leidet Todesangst. Und doch gibt es viele Menschen, die auf dem Schaffot mit lächelnder Miene und spöttischer Kälte gestorben sind. Denkt nur an jenen großen Weisen, der ruhig den Giftbecher in die Hand nimmt. Für ihn hat der Tod nichts Schreckliches. Hier aber ist — Todesangst! Jener Weise konnte lächelnd den Todesbecher leeren, er war der

Weise im Gegensatze zu den Toren seines irregeleiteten Volks und konnte über ihr Beginnen lächeln, weil er sie verachtete. Aber der in Gethsemane liebte die Menschheit und wollte sie alle zum Vater ziehen. Wie mußte es ihn darum schmerzen, sich von denen, die er liebte, in die Tiefen eines solchen Seelenleidens gestoßen zu sehen! — —

Gott. Es ist gewiß ein schönes Ding um das klare Sehen. Wie lieblich ist's, im klaren Bach die Fischlein um die Steine spielen und jeden Kiesel auf dem Grunde schauen zu können. Was anderes ist's aber mit dem Meere. Da reicht der Blick nicht in die Tiefe, wie klar auch das Wasser sein mag, und nicht erblickt man die Wunder des Meeres, weil sie zu tief sind. Ebenso ist's mit der Gottheit. Sie ist das tiefe Meer, das wir mit unserem leiblichen Auge nicht zu ergründen vermögen. Nur unser geistiges Glaubensauge erforscht die Tiefen seines Wesens. Vor ihm tun sich auf die Wunder des Meeres — die Wunderwelt des Glaubens.

Deismus. Der Gott der Deisten ist der Zeus der Ilias, der auf dem Ida eingeschlummert ist, während da drunten sich die Griechen bekämpfen und töten.

Wie der Pendel bei einer Uhr, der rastlos hin und her schwebt, notwendig eine Hand erfordert, die ihn in Schwingung versetzte, — so ist's auch mit der Welt und unserer Erde. Es muß eine wirkende Ursache dagewesen sein, der sie ihr Dasein, ihre Bewegung verdankt.

Zwischenzustand. Der Zwischenzustand — die Existenz der menschlichen Seele nach dem Tode bis zur allgemeinen Auferstehung der Toten — ist für gar manche ein Irrgarten der Sehnsucht.

Menschengeist. Die einzelnen Menschengeister sind wie Wassertropfen, welche die Flut des menschlichen Geisteslebens, über das Rad der Geschichte rauschend, zurückläßt.

Der Menschen Wünsche sind ihre Richter.

Der Mensch Gottes. Erst im Menschen ist Gott zur Sabbatruhe der Schöpfung gekommen.

Vorschmack des Friedens. „Auf die Kranken werden sie die

Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden." Bewahrheiten sich diese Worte nicht täglich in Stunden, wenn der Kranke den Frieden der Seele findet, wenn die Engel auf Augenblicke den Vorhang von seinem Bette ziehen und er hineinschauen darf in die ewige Friedensheimat.

Gebet. Das Gebet ist nicht nur ein Anker, der am Schiffe herabhängt, um beim Sturm ausgeworfen zn werden, es ist nicht allein die Flagge, die im Schiffsraum liegt, um wenn Gefahr im Anzuge ist gehißt zu werden, das Gebet ist mehr als ein Notanker und Notsignal, es ist das stete gläubige Herzensgespräch mit Gott, das stete Wallen und Hinneigen der Seele zu ihrem himmlischen Vater.

Unser Zeugenberuf. So wie die Häupter der Berge glühen, wenn die Sonne aufgeht oder untergegangen ist und von der Sonne zeugen, so auch mußten die Jünger Jesu von seinen Wundern, seinen Lehren und Taten reden.

Unerhörte Gebete. Wie oft sind wir den kleinen Kindern ähnlich, indem wir so törichte und eigenwillige Wünsche hegen. Wir sind die großen Kinder unsers Vaters im Himmel, die häufig töricht genug sind, ihm zu zürnen, daß er uns den kalten Trank verweigerte, den wir in der Fieberglut heißen Begehrens ungestüm forderten.

Segen der Trübsal. Gleichwie, wenn ein Erdbeben die Glieder der Erde durchzuckt, nicht nur alles erschüttert und bewegt wird, sondern auch aus Abgründen und Klüften oft Segen spendende Heilquellen sich ergießen, die noch künftigen Geschlechtern zum Heil werden, — also verhielt es sich auch mit jenen Zeiten, wo die Kirche erschüttert wurde durch Verfolgung und schwere Trübsale, die über sie hereinbrachen; es öffneten sich doch auch viele verborgene Quellen des Trostes, deren Segnungen sich bis auf die spätesten Geschlechter erstreckten.

Wie Noah eine Taube aus der Arche fliegen ließ, daß sie über die weite Wasserfläche hinschwebe, so lassen auch wir in stillen Stunden unsere Hoffnungen über die Tränenflut der Trübsal schweifen, ob sie nicht den Tag erblicken möchten, an dem des Leidens Ende gekommen.

Das Neue in Christo. Mit Christo beginnt ein neues Zeitalter der Liebe.

Wesen des Glaubens. Was ist's mit jener Bitte der Jünger um den Glauben: „Herr, stärke uns den Glauben!" Sie bitten um großen Glauben und der Herr antwortet mit dem Senfkorngleichnisse: „Hättet ihr nur soviel Glauben wie ein Senfkorn, ihr könntet Berge versetzen!" Die Jünger verstehen noch nicht das Wesen des Glaubens. Sie legen das Hauptgewicht auf seine Größe und haben ihn selbst nicht. Kommt's doch nicht auf die Größe der Hand an, die sich an den Vater hält, die kleine Kinderhand tut's auch. Und so wie das Kind, das seine kleine Hand dem Vater reicht, nicht sagen kann, daß es tue und vollbringe, was doch nur der Vater schafft, so sagt auch ein wahrer Christ nie, daß er etwas aus sich tue, sondern es ist Gottes Gnade, die in ihm und durch ihn wirkt und die er sich im Glauben aneignet.

Liebe und Glaube. Die Liebe ist der in die Erscheinung getretene Glaube, — der Glaube ist die im Herzen ruhende Liebe.

Segen des christlichen Hauses. Wie oft sind wir Eltern, ohne daß wir's wissen, nur — die Gäste unserer Kinder, denn um ihrer „Vater unser" willen wendet Gott den Segen nicht von unseres Hauses Schwelle.

Lobpreis der Schöpfung. Wenn sich der leuchtende Tag müde gesungen am Lobe Gottes, nimmt ihm die schweigende und in der Sprache ihrer funkelnden Sterne doch so beredte Nacht in stiller Majestät das Saitenspiel aus den Händen, um in neuen Liedern Gott zu preisen.

Leben ohne Gott. Die nicht nach den ewigen Wahrheiten des Wortes Gottes fragen — sie haben ihre Seele betrogen. Sie meinen, sich am Feuer der Wissenschaft und Kunst die Seele wärmen zu können und mit der Speise ihres eignen Herdes auszukommen. Ihnen genügt das Alltagsbrot des Lebens und doch gibt es ein ewiges Brot, das den Hunger des Herzens erst wahrhaft stillt, es gibt was Höheres als ihren irdischen Beruf.

Ziel des Lebens. Unser Leben ist „wie ein Strom". Und wie eine Welle der anderen folgt ohne Aufhören, so fliegen unsere Tage dahin und unsere Wochen. Wer mag sie halten? — Doch

wie alle Wogen zum Ufer schäumen, so eilen unser aller Tage auf ein festes Ziel zu, ans Ufer der ewigen Heimat da droben.

Welt. „Habt nicht lieb die Welt!" — was ist die Welt? — Ist es der Himmel mit dem Heer seiner tausend Sonnen, ist es die Erde mit ihren Tälern und Bergeshöhen? — Ist es etwa die Zusammenfassung alles dessen, was wir um uns sehen, das herrliche Weltall, das der Psalmist meint, wenn er staunend ausruft: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündiget das Werk seiner Hände." — Nein, in diesem Sinne redet der Evangelist nicht von der Welt. Welt in seinem Sinne kann alles sein. Jeder Gegenstand, der von uns geliebt wird, kann uns zur Welt werden. Welt ist alles, was uns mit dem Lächeln der Verführung von den Wegen Gottes abziehen möchte.

Ewigkeit. Die Uhr der Ewigkeit hat keine Stunden. Da ist ein großes Zifferblatt — ohne Zahlen.

Des Herzens Begierden. Einige meinen, man könne die Begierden des Herzens zähmen, wenn man ihnen eine Befriedigung mit Maß gestatte. Das hieße hungrige Wölfe mit Brocken füttern. Andere meinen, man müsse sie zurückhalten. Gewiß könnte das dem Menschen vielleicht mit der Zeit gelingen, der es in der Selbstbeherrschung oft weit gebracht hat. Was bedeutet das aber vor dem Angesichte Gottes, der das geheimste Innenleben durchschaut? — Ist das Meer deshalb nicht der Spielplatz der Winde, weil es im Augenblick still und ruhig daliegt. Ist eine Schlange, die eben schlummert, vielleicht gar unter Blumen — nicht auch eine Schlange? —

Berufen und auserwählt. „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Dieser Ausspruch mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, namentlich stoßen sich manche an dem Wort „Viele". Wir können statt seiner — Alle setzen, nicht als nähmen wir uns heraus, die Textworte meistern zu wollen. Das „Viele" steht hier im Gegensatz zu den „Wenigen" und dann sind es „Viele" weil es eben — Alle sind.

Lieben statt Zweifeln. Der Unglaube, der sich heutzutage breit macht, ärgert sich hauptsächlich an der Verkündigung von der freien Gnade. Aber nehmen wir die hervorragendsten Männer

der Zeit, die vom Dreifuße des Zeitgeistes herab ihre Sprüche ertönen lassen, — da ist nichts von „Worten des ewigen Lebens.“ In die Seele dieser Zweifler leuchtete noch nie der Gottesstrahl der Gnade, wenn auch dazwischen in ihren Worten vielleicht der Name „Gottes“ vorkommt und sie ihm auch den Sternenkranz seines Ruhmes um das Haupt stehen lassen; ihnen ist das Herz ganz in den Kopf gestiegen und sie zweifeln, da wo sie lieben, viel mehr lieben sollten, denn wem die Herrlichkeit der Liebe Gottes erst ganz enthüllt ist, der kann an kein Grübeln, Fragen und Zweifeln mehr denken. —

Herrlichkeit des zukünftigen Lebens. Denkt euch jemanden, der in einer dunklen Höhle, tief unter der Erde geboren ist. Er wächst in seiner trüben Umgebung auf, in der steten Hoffnung, eines Tages an die schöne, rätselhafte Erde zu gelangen, von der ihm die anderen erzählten. Wie unsicher werden die Vorstellungen sein, die er sich von ihr machen kann, wenn ihm auch seine Eltern am Tropfstein der Höhle die Blumen der Erde erklärten, an den Abstufungen der Wände ihm den Unterschied von Berg und Tal verständlich zu machen suchten, wenn sie ihm auch vom Lichte sprachen, indem sie ihm die entgegengesetzte Beschaffenheit der Beleuchtung, wie sie in der Höhle herrschte, verdeutlichten, — er wird sich doch keine Vorstellung von der Pracht machen können, die ihn umfängt, wenn er zum ersten Male die frühlingshelle Erde betritt, mit ihren rauschenden Bäumen und den fliegenden Wolken. Wie selig wird ihm da ums Herz sein, wenn sich zum ersten Male die Lüfte an seine Wangen schmiegen und der Gesang der Vögel an sein Ohr tönt! — So können auch wir auf dieser dunklen Erde uns keinen Begriff machen von jener hehren Gottesstadt, dem Jerusalem da droben, das sich aus den Wolken senken wird, wie eine geschmückte Braut dem Bräutigam entgegen, und wenn dann anheben wird die ganze Herrlichkeit des ewigen Lebens.

Seliges Sterben. Für den Christen hat der Tod keine Schrecken. Der stirbt recht und selig, dem es, wenn schon alle Sinne geschwunden sind, in den Ohren tönt, wie das Rauschen der

Räder des Wagens, den ihm der Vater aus der Heimat nachgeschickt hat.

Unsere Gemeinden — Missionssterne. „Wir haben seinen Stern gesehen und sind gekommen ihn anzubeten!“ So wie der Stern eine Welt ist, die ihr Licht von der Sonne hernimmt, so ist auch die Christenheit solch' ein Stern, beleuchtet von der Sonne des Heils, welche ist Christus. Doch wie wenige unserer heutigen Gemeinden — sind solche Missionssterne für die Heiden?! —

Glauben und Werke. Es ist manchem schon aufgefallen, daß die heilige Schrift den Glauben meist in den Vordergrund stellt, während sie die Werke weniger betont. Er ist auch die Hauptsache, so gewiß die Werke nur dadurch an Wert gewinnen, sofern sie aus dem Glauben an Gott entspringen. Es ist nun aber kein Widerspruch hierzu, wenn Gott einst am jüngsten Tage nicht nach dem Glauben, sondern nach den Werken fragt. Das erklärt sich aus dem Charakter des Tages. Am Erntetage werden wir nach den Früchten unseres Lebens gefragt, nicht aber nach der Lebenskraft, der Wurzel aus der sie entsprungen sind.

Kindersterben. Oft genug sind schon bange Fragen emporgerufen worden, wenn der Tod wieder Ernteleſe gehalten hat. Manches Elternherz hat schon fragend zum Himmel geblickt, weshalb Gott den Tod grade in die Blüten des Lebens gesandt. Und doch hat der himmlische Vater auch bei solchen Schickungen seine Friedensgedanken. So nimmt der Hirte, wenn er abends die Heerde in den Stall treibt, oft ein Lämmchen in den Arm und geht mit ihm den anderen voran. Dann folgt auch die zurückgebliebene Mutter dem vorangegangenen Kinde, und endlich eilt die ganze Heerde in den Stall. So auch wird einem trauernden Mutterherzen hier auf Erden das heimgegangene Kind oft zum lebendigen Zuge in die ewige Heimat der eignen Seele. — —

Sanftmut. Mit der Sanftmut verliert die Kirche die Simsonslocke ihrer Kraft. —

Die Krone der Schöpfung. Der Mensch ist zum Könige der Schöpfung bestimmt. Der Teufel hat ihm seine Königskrone vom Haupte gerissen. Aber das eine kann er ihm nicht nehmen, daß er sich nach dieser Krone sehne.

Sieg der Wahrheit. Schwer ist der Kampf wider den Unglauben der Zeit, aber es gilt nur mutig vorwärts! Schaut in die Natur! Noch liegen große Schneemassen in den Schluchten und Tälern des Waldes, aber wem gehört die Hoffnung der Zukunft? — Den starren Eisgefilden oder jener winzigen grünen Spitze, die noch unter Schnee begraben liegt, aber von Tag zu Tag größer wird. Darum fürchten wir uns nicht vor den Schneemassen des Unglaubens, nicht ihnen gehört die Zukunft, sondern jener kleinen, lebensfrischen Vorbotin des Frühlings, der grünen Grasspitze: der im stillen werbenden und schaffenden, christlichen Liebe und Erbarmung und der Wahrheit, die allein bleiben soll, wenn auch Himmel und Erde vergehen werden. —

Siegesgang der Kirche. Ist nicht die Kirche Christi ein Wunder? — Aus wie kleinen, unbedeutenden Anfängen, mit einem wie geringen Aufwande an Machtmitteln hat sie sich immer weiter entwickelt und die Diener des Friedens haben nicht wie Mohammed mit dem Schwert in der Hand, sondern mit dem Wort der Liebe eine Welt überwunden. Vor dem Flügelschlage der Taube von Zion haben sich die stolzen Adler Roms zurückgezogen und auf den Trümmern einer versunkenen Welt erstand das Kreuz. Der Gang der Kirche durch die Geschichte ist ein langsamer — aber unaufhaltsamer, wie der Lauf der Sonne am Himmel, die ungestört ihre Bahnen weiter zieht. —

Gnadenkraft nicht nur Vorbild. Christus ist der Weg, nicht ein Wegweiser, die Wahrheit — nicht bloß ein Wahrheitslehrer und das Leben — nicht nur ein Lebensvorbild. Was hilft's dem müden Wanderer, den seine Füße nicht mehr zu tragen vermögen, und der am Wege zusammengebrochen ist, — wenn vor ihm der Wegweiser seine hölzernen Arme ausstreckt und ihm die richtige Straße weist. Ja, wenn er Leben hätte und den Zusammengesunkenen auf seinen leblosen Armen in die Heimat brächte. Auch der müde, zerschlagene Mensch kann so trotz alles hinweisenden Vorbildes nicht an das Ziel seines Lebens gelangen, Christus muß ihn vielmehr auf seine Gnadenarme nehmen, nur dann ist ihm geholfen. —

Karfreitag. Um unsertwillen ließ Gott den Gekreuzigten alle

Tiefen des Gottverlassenseins durchkosten und als er fast verzweifelte, hielt er den Odem seines Mundes an und ließ ihn ohne Antwort. Da er aber verschied, hat Gott den vollgültigen Erlösungstod des Sohnes besiegelt mit seinem Amen, dem Donner der zerreißenden Felsen und indem er die Riegel und Tore der Gräber zerbrach. —

Ostern. „Christ ist erstanden!" Bedarf es einer Bezeugung? — Die Existenz der Kirche des Herrn ist ein Beweis seiner Auferstehung. Der Vorgang selbst ist wie jeder Lebensanfang in Geheimnis gehüllt, aber fühlen wir nicht noch immer die Lebenskräfte, die von da aus die Welt durchströmen? Es wäre ebenso töricht zu fragen, ob die Sonne schon aufgegangen sei, wenn sie bereits hoch am Himmel steht. Die Ostersonne muß aufgegangen sein, da wir noch heute unsre Seele in ihrem Lichte baden und an ihren Wärmestrahlen unser Herz erquicken.

Das Kreuz im Osterlicht. „Ist Christus nicht auferstanden, so seid ihr noch in euren Sünden!" Zeigt, wenn ihr von der Erlösung redet, nicht aufs Kreuz, wohl hat der Gekreuzigte gerufen: „Es ist vollbracht!" — aber er mochte es auch für sich allein gerufen haben, nach langem, qualvollen Körper- und Seelenleiden: „Endlich — vollbracht!" — Nur im Strahl der Ostersonne ist das Kreuz auf Golgatha, was es ist: der hochaufgerichtete Sühnaltar für das Leben der Menschheit. Jetzt erst dürfen wir es als Zeichen des Friedens und der Versöhnung an die Brust und ins Herz nehmen. —

Dank und Bitte. Danken sollen wir Gott, aber jedem Dankgebet wird, wenn wir recht beten, auch die Bitte nicht fehlen. Es muß, um mich eines Bildes zu bedienen, an der Flamme des Dankes sich stets die Rauchwolke des Gebets entzünden. —

Im Alter. Für das Alter muß der Mensch was haben. Wenn der Strom des Lebens vorübergerauscht und er einsam in dunkler Nacht zurückgeblieben ist, wird er sich mit den Erinnerungen an die Vergangenheit ein helles Licht für seinen Lebensabend anzünden können? — Nein, wenn nicht den Horizont seines Lebens das Morgenrot umsäumt, das über den Bergen Judas aufgegangen, wird er seinen Lebensabend in tiefer Dunkelheit beschließen müssen. —

Melanchthon. Melanchthon — diese zarte Natur! Er ähnelte darin einer Mimose, die keine rauhe Berührung von außen vertragen kann. Und wie diese Blume ihre zarten Blätter bei jedem unzarten Anstoß zusammenrollt, zog sich Melanchthon ganz in sich selbst zurück, in das Heiligtum seines tiefen, gemütvollen Innern.

Schlange und Taube. „Seid klug, wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!" Wie können solche Gegensätze miteinander verbunden werden? — Und doch, es ist möglich, wenn wir uns in die Bildersprache dieser Worte hineindenken. Soviel ist gewiß, daß hier nicht die Klugheit der alten Schlange gemeint sein kann; der Herr redet von einer anderen Klugheit, die sich mit größter Wahrheit paart. Klug soll der Christ sein. Er darf nicht in die Welt eintreten, ohne sich seiner Absichten völlig klar zu sein. Wie die Schlange den Fuß des nahenden Menschen hört und zeitig in ein Versteck flüchtet — so fliehe auch der Christ das Nahen der Versuchung, er sei klug und lerne die Wahrheit von der Lüge, Licht und Finsternis von einander zu scheiden. Wie ganz anders ist das Bild von der Taube! — Wie zutraulich sucht sie die Nähe des Hauses, wie hält sie sich so sauber und rein und hebt die schimmernden Flügel in die blaue Luft. So ohne Falsch, so weiß und rein soll auch unsere Seele sein. Und wie für die Taube die einzige Rettung aus drohender Gefahr das Aufschweben ist, — so schwinge sich auch unsere Seele, wenn sie von der Not der Erde gequält wird und vom niederziehenden Geiste ihrer Versuchungen sich verfolgt sieht, auf den Flügeln des Gebets zu Gott, an sein treues Vaterherz.

Auferstehungstrost. „Ist Christus nicht auferstanden, so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren!" Weißt du, was das heißt? — Was stehen noch die Kreuze auf unseren Gräbern, was blühen die Blumen am Orte der Hoffnungslosigkeit in der großen Totenstadt, warum ruft ihr die Prediger auf eure Friedhöfe? Ihre Worte würden ebensowenig fruchten, wenn sie sie ins Ohr der Winde riefen, die einzige Schrift auf den Gräbern sei: „verloren"!

Und du, Paulus, hast dich müde gearbeitet für einen — Wahn

— was richtest du, Stephanus, deine Blicke so freudig zum Himmel, du rufst zu einem toten Mann, du bist verloren! —

Das Leben hätte jeden Zweck eingebüßt, ohne bestimmtes Ziel triebe unser Kahn auf den Wogen der Geschichte, — — nun aber haben wir eine herrliche Hoffnung, seit die Ostersonne über dem ersten offenen Grabe aufgegangen ist, seitdem, wie einst Aaron mit der Räucherpfanne zwischen das sterbend Israel trat, so daß das Sterben aufhörte, Christus eingetreten ist in die Welt des Todes mit dem Worte: „Ich bin das Leben, — wer an mich glaubt wird nimmermehr sterben!"

Ewige Hoffnung. Der Unglaube sieht seine Toten nie wieder, er läßt die Geschlechter alle ins Grab steigen, aus dem es keine Wiederkehr gibt — wir aber haben eine große Hoffnung. Uns ist die Erde kein Grab, sondern ein Ackerfeld, in dem wir unsere Lieben nur verlieren, wie der Säemann den Samen verliert, um ihn wiederzugewinnen am Tage der Garben. So wollen auch wir einst ruhen unter den kühlen Friedhofsbäumen, zu Häupten das Kreuz, im Herzen selige Ruh, bis es über unsern Gräbern helle wird vom Strahle der ewigen Ostersonne und von fern uns die Klänge der Sabbatglocke zurufen: „Christ ist erstanden!"

Bezeugung der Auferstehung Christi. Welches sind die Bezeugungen der Auferstehung Christi? — In erster Linie die Apostel! Also Menschen — werdet ihr sagen. Ja, aber was für Menschen! — Wir glauben lieber diesen als den anderen, die da sagten, er sei gestohlen und allen denen, die es ihnen nachgesprochen haben durch die Jahrhunderte. Und wiegt dieser Apostel Paulus allein nicht den großen Haufen derer auf, die da rufen: „Wie kann auch ein Toter auferstehen? — Tot ist tot und kann nicht wieder lebendig werden! Es ist das nicht einmal eine neue Klugheit. Schon die ganze alte Welt wußte um jene Notwendigkeit des Scheidens. Schon Adam lernte, als ihn im gemordeten Sohn zum ersten Male die Larve des Todes entgegenblickte, das Wort der großen Weisheit sprechen: „Tot ist tot!" —

Ein Ölblatt zu Pfingsten. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn hingab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben

haben!" Von Noah lesen wir, daß er eine Taube fliegen ließ, die nach einiger Zeit zurückkehrte und zum Zeichen daß das Wasser gefallen sei, einen Ölzweig heimtrug. So pflegen wir in der Bildersprache der Kirche auch den heiligen Geist in Gestalt einer Taube darzustellen. Und für den 2. Pfingsttag hat schon die alte Kirche dieses Johanneswort ausgewählt: „Also hat Gott die Welt geliebt." Es ist das Ölblatt, welches uns die Pfingsttaube gebracht hat. Wahrlich, wir haben Grund, uns zu freuen! Nun heißt es nicht mehr — „verloren!" Nun sind die Wasser gefallen, die verlorene Welt ist gerettet. —

Von der Liebe gerichtet. Es heißt allerdings: „Ich bin nicht in die Welt gekommen, um zu richten, sondern daß die Welt selig werde!" Es gilt diese Worte nicht auf Mutwillen ziehen, meinend, ein Gott, der so viel liebt und vergibt, könne nicht auch richten. Aber weißt du auch, was das heißt: die Barmherzigkeit wird uns richten? — Gesetzt, ein Mensch gibt uns gegenüber seiner Abneigung Ausdruck durch ein böses Wort. Nun, wir werden seinen Stachel schon allmählich loswerden, durch Gründe, mit denen wir uns beruhigen. Aber, was anderes ist es, wenn eine Mutter ihrem Kinde sagt: „Du bist nichts wert!" oder, wenn ihre Lippe bereits erkaltet und geschlossen ist — die aufgehobene Hand noch die Scheidewege zieht zwischen deinem und ihrem Herzen — dann hat die — Liebe gerichtet. Nun weißt du auch, was das heißt, wenn jene Liebe richten wird, die nur aufhört, weil sie sich erschöpft hat, nun kannst du nicht mehr sagen, ich bin verabsäumt worden, es ist nicht genug für mich getan worden, — du fühlst die ganze Hoffnungslosigkeit deiner Lage: von der Liebe gerichtet.

Gnade. Gnade darf nicht ein Schlafkissen für unser Gewissen werden. Wir müssen Gnade glauben, in Gnade leben, in Gnade sterben. Was ist das doch für ein köstliches Wort! Und wieder die Deutschen in ihrer Sprache haben es gezeigt, welch' ein Verständnis sie für den Inhalt dieses Wortes besitzen, „genaden" ist ursprünglich die Bezeichnung für das Untergehen der Sonne. Wer vermag, so lange die Sonne am Himmel steht in ihre strahlende Scheibe zu schauen, nur wenn sie

hinabsinkt können wir sie in der gedämpften Farbenpracht ihres Untergangs ertragen. Ebenso ist es mit der Herrlichkeit des Sohnes Gottes! Wer vermag zu den Flammen seines Wesens hindurchzudringen? — Wer kann den Quell des Lichts ergründen, das er beim Vater hat? — Nun aber hat ihn dieser hinabgesandt zu uns, die wir in Finsternis saßen, damit wir ihn getrost ins Antlitz zu schauen vermöchten und daß er uns hinaufzöge zu den Höhen seiner Gottesverwandtschaft, derer wir allein durch ihn teilhaftig werden.

Unser Herz als Wohnung des heiligen Geistes. „Komm, heiliger Geist, kehr bei uns ein und laß uns deine Wohnung sein!" Wer kennt nicht das alte liebe Pfingstlied? — Und welch' eine Verheißung ruht auf dieser unserer Bitte: — „Ich und der Vater, wir wollen Wohnung bei euch machen!" Aber wie sieht es in manchen Herzen aus? — Um nur einige zu nennen: Da gibt es solche, in denen über Nacht wüste Gesellen gehaust zu haben scheinen. In ein so verödetes und verwüstetes Herz kann der heilige Geist nicht einkehren. In anderen herrscht wieder die peinlichste Ordnung. Kein Stäubchen läßt sich blicken, — aber es ist wie alles ausgestorben. Die Wände ringsum sind Spiegel, von denen überall nur das Bild des Besitzers zurückstrahlt. In anderen Herzen mutet es uns schon gemütlicher an. Manches liebe Bild hängt an den Wänden, alles atmet ein gewisses ästhetisches Behagen, es herrscht hier ein Komfort der Schönheit, der es uns wohl werden läßt, — aber von Gott ist nichts zu sehen und zu hören, an seine Stelle sind Bildung und Wissenschaft, Humanität und Kunst getreten oder wie die anderen Errungenschaften des Menschengeistes weiter heißen mögen. —

Prüfet die Geister! Dies ist das Gefährliche an der Lüge, die wider Gott ist, daß sie immer die Schminke der Wahrheit auf den Wangen trägt. Sie ist nicht so plump, daß sie sich im eigenen Netze finge. Sie versteht immer, auch von der Wahrheit zu reden, die aus dem Heiligtum Gottes gestohlen ist. Es ist dies gleichsam der Zucker, den sie auf das Gift streut. Und viele fühlen sich von der süßen Sprache ihres Geistes verlockt, der bald in

der Schlangenhaut der Versuchung, bald in der Löwenhaut der Drohung an uns herantritt, darum gilt's immer wieder das Wort des Apostels zu beherzigen: „Prüfet die Geister!" —

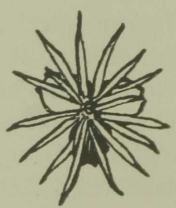
Furcht und Liebe. „Wir sollen Gott fürchten und lieben!" Wie verträgt sich beides miteinander? — Es ist darum möglich, weil die Gottesfurcht keine knechtische, sondern eine kindliche ist. Der Knecht bangt vor der drohenden Strafe, das Kind fürchtet den Vater zu betrüben. Der Knecht fürchtet, der Herr könne kommen. Das Kind, er möge gehen. Wir fürchten für den kostbaren Ring an unserem Finger, weil er uns teuer und wert ist, daß wir ihn nicht verlieren. So ist auch Gottes Liebe der köstlichste Stein im Ringe der Eigenschaften, die uns mit ihm vereinigen, wir müssen fürchten, daß er uns nicht abhanden komme.

Der Sieg des Glaubens. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!" Ich weiß nicht, was ich an diesem Spruche mehr bewundern soll, die majestätische Kürze des Ausdrucks oder die Großartigkeit des Gedankens. Ja, Glaube ist etwas, was die Voraussetzung eines jeden Sieges ist. Wahrlich, der Apostel hat kühn gesprochen! Nicht von was Gegenwärtigem oder Zukünftigem redet er, sondern von einer bereits vollzogenen Tatsache, und wenn wir die Geschichte zu Rate ziehen, konnte damals noch nicht einmal von einer Überwindung der Welt gesprochen werden, die sich mit der Wut einer aus dem Schlafe geweckten Natter gegen das Häuflein jener Galiläer aufbäumte, und dennoch war sie schon damals eine überwundene. Ob nun der Apostel den siegenden Zusammenstoß des Kreuzes mit der Weltmacht vorausgeschaut oder nicht, aussprechen durfte er dieses Wort getrost, seitdem Christus, der Sieger auf Golgatha erstanden und die Riegel von der Tür des Grabes geschoben hatte als der Weltüberwinder. Ihr kennt den berühmten Ausspruch des alten Mathematikers: „Gebt mir einen festen Punkt außer der Erde und ich hebe sie aus ihren Angeln!" Christus ist der Einzige, welcher seinem Wesen nach weit über der Welt stehend doch der feste Punkt ist, von dem unser Glaube die Kraft findet, eine ganze Welt zu überwinden.

Tod und Leben. Es ist ein bedeutsames Ereignis — jene Begegnung unter dem Stadttore zu Nain. Es sind zwei Fürsten

die einander gegenübertreten: der eine will hinaus, der andere zur Stadt herein. Der eine ist der Tod, jener Fürst der Schrecken, der so lange die Erde steht, dahinschreitet, umgürtet mit dem nackten Schwert, das nicht müde wird zu dürsten nach dem Blute der Erschlagenen; — der andere ist der Lebensfürst, der allerdings hier auf Erden im Rocke der Menschheit dahinwandelt, in der Brust aber schlägt ihm das große Gottesherz und dieses jammert das Leid auf Erden und er rührt den Sarg an und die Träger stehen. Die Beute des Todes gehört ihm. Seit Christus dort seine Hand auf den Sarg gelegt, wissen wir nun, daß diese Hand für alle Zeiten auch auf den Särgen jener ruht, die da schlafen, bis vom Tone der letzten Posaune einst einstürzen werden die Mauern der Gräberstadt, wie die Mauern Jerichos. —

Weissagung und Erfüllung. Es ist gewiß nicht zufällig, wenn uns bei den drei Totenerweckungen des Herrn jedesmal kleine Züge seiner liebevollen Teilnahme an den zum Leben Erweckten mitgeteilt werden. Lazarus läßt er die Grabtücher abnehmen, der Tochter des Jairus befiehlt er Speise und Trank zu reichen, den Jüngling zu Nain gibt er seiner Mutter wieder. Nichts im Leben unseres Herrn ist etwas Äußerliches oder Zufälliges, auch seine Wunder haben eine weissagende Zukunftsbedeutung, jeder Zug weist darauf hin, wie auch uns einst geschehen wird, wenn wir auferstehen sollen, — nur in überschwänglicherem Maße. Dann werden auch uns die Grabtücher der Endlichkeit abgenommen und wir werden aufgehen in die Unendlichkeit; es werden sich uns auftun die Vorratskammern des ewigen Lebens zum seligsten Genuß der Kinder Gottes, — dann werden wir einander wieder gegeben sein und uns alle wiederfinden im Lichte des neuen Tages eines ewigen Wiedersehens. —



Norah Schmidt-Juergensohn-Kronstadt.

Smaragdgrün.

Im Weltenall ein grünes Dämmern webt,
Wie Schein von Goldsmaragden ewig schwebt
Das Dämmerlicht um der Planeten Schar,
Verbreitend mattes Leuchten wunderbar . . . .

In dem Smaragdenglanz — durch Raum und Zeit
Möcht' leise fliegen ich zur Ewigkeit,
Getragen flügelsanft auf grünem Licht,
Das aus den unermessnen Weiten bricht . . .

Träumerei.

(Schumann.)

Bei dem Blinken
Deiner tiefen
Wundersel'gen Augen — weit
Möcht ich sinken
In die Wogen
Deiner milden Zärtlichkeit . . . .

Auf den Wellen
Möcht ich schwimmen, —
Blickend in die Sternennacht,
In den hellen,
Sehnsuchtsgrossen
Himmel deiner Liebesmacht . . . .



Laudon und Gellert.

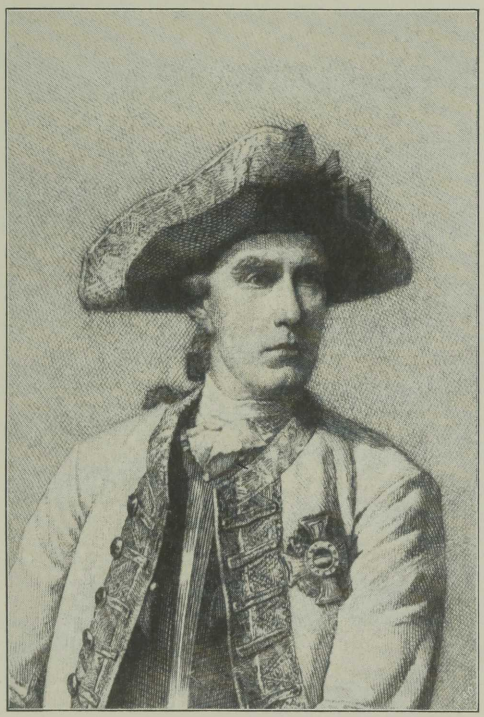
Von

Dr. phil. **Carl Erich Gleye**-Charlottenburg.

Es ist ein eigenartiger Zug der Volksphantasie, daß sie zu allen Zeiten am Zusammentreffen, gewissermaßen an der Konstellation bedeutender Persönlichkeiten ihre Freude gehabt und nicht selten derartige Begegnungen frei erfunden hat.

Daß Herodot mit Thukydides in Olympia zusammengetroffen sei, und Alexander der Große den Unterricht des Aristoteles empfing, hat uns schon interessiert, als wir noch Schüler waren. Aber nicht nur die Weltgeschichte, auch die Literaturgeschichte berichtet von solchen bedeutsamen Konstellationen, deren folgenreichste doch wohl das Zusammenwirken Goethes und Schillers in Weimar gewesen ist. Und wenn wir hören, wie die beiden Dioskuren der deutschen Literatur sich zuerst suchten und nicht gleich fanden, so gedenken wir auch ihres ersten Zusammentreffens, als Goethe mit seinem Herzoge des Schwabenherzogs Karlsschule besuchte.

Als wir auf der Schule „Friedrichs des Großen von Schwaben", wie Berthold Auerbach treffend seinen großen Landsmann genannt hat, Gedicht „Die deutsche Muse" oder Geibels heute



Laudon.

ſtark rhetoriſch und darum unwahr wirkende Träumerei in Sansſouci lernten, erzählte man uns von der denkwürdigen Begegnung Friedrichs des Großen mit dem erſten, wirklich volkstümlichen deutſchen Schriftſteller ſeit den Tagen Luthers, mit Gellert.

Daß Friedrich Gellert le plus raisonnable des tous les savants allemands genannt hat, ſteht in jeder Literaturgeſchichte zu leſen; weniger bekannt, ſelbſt in Fachkreiſen, iſt das franzöſiſche Gedicht, in dem Friedrich Gellert feiert.

Insbeſondere intereſſiert uns Balten die Begegnung, die Friedrich der Große mit Laudon hatte, dem baltiſchen Edelmann, der ihm ſeine Dienſte anbot, wenn es auch nur ein Treppenwitz der Weltgeſchichte ſein ſoll, daß Friedrich das Anerbieten des Mannes, der ſpäter ſein gefährlichſter Gegner wurde, abgelehnt habe, weil ihm Laudons Naſe nicht gefiel.

Weniger bekannt als dieſe Epiſode aus dem Leben des großen öſterreichiſchen Feldherrn, iſt wohl ſein Zuſammentreffen mit dem auch von ſeinem großen Gegner geehrten Gellert in Karlsbad.

Darum darf wohl eine Schilderung des vertrauten Verkehrs dieſer beiden bedeutenden Männer, der Laudon von einer menſchlich ſchönen, ſchlichten und gemütvollen Seite zeigt, auch das Intereſſe aller Balten beanſpruchen.

Über die Beziehungen Gellerts zu Laudon unterrichtet uns ſehr anſchaulich ein ausführlicher Brief, den Gellert am 25. Auguſt 1763 aus Leipzig an eine junge Freundin, Chriſtiane Caroline Lucius in Dresden richtet. Dieſe junge, im Jahre 1739 zu Dresden als Tochter des Geheimen Kabinettsregiſtrators Karl Friedrich Lucius geborene Dame war eine begeiſterte Verehrerin Gellerts und knüpfte im Jahre 1760 mit ihm einen Briefwechſel an, der bis zu Gellerts Tode fortgeſetzt wurde. Im Jahre 1774 heiratete ſie den Paſtor Gottlieb Schlegel zu Burgwerben bei Weißenfels, durch welchen ſie auch in verwandtſchaftliche Beziehung zu den Gebrüdern Schlegel trat. In dieſen 1823 von Friedrich Adolf Ebert herausgegebenen Briefen, die dem Charakter der damaligen Zeit entſprechend, etwas weitſchweifig und nicht ſehr

inhaltreich sind, findet sich doch mancherlei, was uns Balten angeht.

In dem bedeutungsvollen Jahre 1763, das den deutschen Landen den lang ersehnten Frieden gebracht hatte, begab Gellert sich zur Kur nach Karlsbad, also nach Österreich.

Auch im katholischen Süddeutschland*) hatten seine Schriften schon eine Mission erfüllt und waren für Hoch und Niedrig ein wahres, Geist und Gemüt erhebendes Bildungsmittel geworden, ja sogar in den Kreisen des ganz unter französischem Einflusse stehenden österreichischen Hochadels hatten sie der deutschen Dichtung Freunde gewonnen. Eine große Verehrerin der Gellert'schen Muse war auch die Kaiserin Maria Theresia. In dem berühmten böhmischen Badeorte hatte sich in jenem Jahre eine große Zahl von Offizieren eingefunden, die nach den Strapazen des Krieges Heilung und Linderung ihrer Leiden suchten. Auch zahlreiche Vertreter des österreichischen Hochadels waren anwesend. Der schlichte Leipziger Professor wurde bald der Mittelpunkt eines erlesenen Kreises. Mit dem Stolz der preußischen Armee, dem tapferen Ziethen**) und dessen Tochter hat er oft an der Tafel verkehrt. Aber am vertrautesten gestalteten sich die Beziehungen zu Laudon, dem berühmtesten Heerführer der Österreicher, dessen ehernes Reiterstandbild das von Zumbusch geschaffene großartige Denkmal der Kaiserin Maria Theresia in Wien schmückt.

Bald nachdem Gellert „ruhiger, obgleich nicht gesünder" wieder in Leipzig angelangt war, berichtet er ausführlich der jungen Freundin über seinen Aufenthalt in Karlsbad.

„Eins der ersten Vergnügen, das bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber und langer Brief, für den ich Ihnen, meine Freundin, herzlichst danke. Ja, ich weiß es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben, und ich habe darum eine Pflicht mehr, Sie zu

*) Vgl. H. M. Richter, Geistesströmungen (Berlin 1876) S. 127.

**) Ziethen soll, wie es heißt, den gemessenen Befehl erhalten haben, Laudon zum Eintritt in preußische Dienste zu bewegen.

lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie Sie's nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Carlsbade machten? — Eine umständliche Erzählung? Das wird schwer halten. Und was würden Sie Merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre, acht, zehn, auch funfzehn Becher warmes Wasser im Freyen getrunken, bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte, nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte spazieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bey Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwey Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert und denen mich Preis gegeben hätte, die aus Langerweile, oder auch aus Liebe und großer Bewunderung mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentin, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel Merkwürdiges in meinem Journale des Carlsbades lesen; denn der Nachmittag (das Trinken des Brunnens ausgenommen) war immer, wie der Vormittag, beschwerlicher Müßiggang, Unterredung von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abschlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren bald wieder vor Hitze schmachten mußte. Die Nacht, welche Wohlthat! war noch der beste Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich schon vor zehn Jahren viel tausend Thränen auf den höchsten Bergen, von allen Menschen ungesehen, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntschaften könnten Sie mir doch

wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoiselle, aber nicht beschreiben. Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem besonderen Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger als ich, hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich, und etwas röthliche Augenbraunen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unsers traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unsers Ruhms machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich mich vor ihm. O, sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme oft gern zu Ihnen; aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fing er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich: Aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bey . . . . . *) die Schlacht bey Cunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können. Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erstemal herzlich lachen sehen; sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eignen Wein kommen, ließ mich vom Herzen heraus reden und redte selbst so, ließ mich bald nach der Tafel gehn; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an.

*) Hier hat Gellert selbst einen leeren Raum in seinem Briefe gelassen.

Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unsrer Kirche! Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles bey ihm den Mangel an Wissenschaften. Ueber dieses liest er auch gern. Was gebe ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen itzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu*), der unter dem Laudonschen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studieren ließe. Er möchte gern noch etwas lernen. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee und niemand störte uns alsdenn. — Unser Abschied war sehr kurz — Was ich Ihnen itzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen — — Leben Sie wohl — ich werde an Sie schreiben. — Leben Sie auch wohl, liebster Herr General. Gott beschütze Sie und segne Sie, Ihr Leben. . . . . "

Aber noch von einem anderen aus Livland gebürtigen Verehrer Gellerts, einem Feldwebel, gibt ein an Fräulein Lucius am 15. September 1763 gerichteter Brief einen gemütvollen Bericht, wenn er uns auch leider den Namen des Mannes nicht nennt. Die Briefstelle lautet:

„Doch, liebe Mademoiselle, ich will nicht dociren, nicht streiten. Ich will Ihnen lieber die Geschichte vom Feldwebel erzählen, eine Parallelgeschichte. Ein Preußischer Feldwebel hatte mich

*) Ein Disziplinarvergehen gegen seinen Obersten, Grafen Wallis, büßte er mit sechsmonatlicher Haft, nach deren Ablauf er seine Entlassung nahm, um in die Reihen der Konföderierten von Polen zu treten. Er nahm dann russische Dienste und fiel in demselben Gefechte, in welchem Pugatschew gefangen genommen wurde. (Vgl. Richter a. a. O. S. 131. Anm.)

schon zween Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral*), und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich zu Ihnen komme. Ich bin preußischer Feldwebel, habe drey und dreyßig Jahre gedient**), habe endlich meinen Abschied bekommen bin auf dem Wege, nach Liefland, in mein Vaterland, zurück zu kehren, und bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu sehen und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen."

Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdient?

„Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit 1748 lese, besonders durch Ihre letzten. Sie haben mich oft vom Bösen abgehalten, und zum Guten ermuntert. Ach, das sey Gott im Himmel gedankt und Ihnen! Er segne Sie dafür und gebe Ihnen Gesundheit und ein langes Leben, und das ewige Leben. Wenn Sie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, Sie zu sehen!"

Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß sie mich haben besuchen wollen, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so sehr, als Sie mir danken; denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genützet, so will ich Gott danken und mich freuen, daß sie Ihnen genützet haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie soviel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?

„Ich bringe nichts, als meine Freyheit zurück, aber ich finde noch soviel zu Hause, daß ich nicht Mangel leiden darf. Endlich bin ich, ungeachtet aller meiner Blessuren, noch gesund; und o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege sichtbar beschützet und

---

*) Vorlesung über Moral.

**) In der preußischen Armee dienten damals zahlreiche Balten, vor allem Kurländer.

erhalten! So wird er mich auch ferner erhalten. Als ich nach der Affaire bey Görlitz tödtlich bleſſirt nach Böhmen gebracht wurde, habe ich binnen fünf Tagen (ich denke, er ſagte gar fünf Wochen) auf einem Schlitten liegend, nichts gehabt als ein Stück Commißbrod, an dem ich kaute, und den Schnee, den mir die Bauern, welche die Bleſſirten fuhren, in der Hand vor den Mund hielten, und doch erhielt mich Gott und gab mir das Glück, daß ich, als ich in das Lazareth kam, in die Hände eines ſehr geſchickten und mitleidigen böhmiſchen Doctors fiel, der mich (ich war hinten in die Kniekehle geſchoſſen, und vorn in der Knieſcheibe ſteckte die Kugel, und ich litt ſchreckliche Schmerzen) der mich curirte und mir nachher einen freyen Zutritt, während meiner Gefangenſchaft, in ſein Haus verſtattete, und damals habe ich Ihre Schriften (er hatte ſie alle) wohl zwanzigmal durchgeleſen. Ich bin ganz außer mir, daß ich Sie ſehen und ſprechen darf. Nun will ich heute (es war gegen fünf Uhr) meine Reiſe noch ein paar Meilen fortſetzen." — Darauf nahm er auf die beweglichſte Art Abſchied, küßte mir mit aller Gewalt die Hand, und ich war im Begriffe, ihn ſelbſt zu küſſen, aber ich erſchrak über ſeinen Bart.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Anſehen, trug ſich in ſeiner Montur ſehr reinlich, war eines Feldſcherers aus Liefland Sohn, hatte in ſeiner Jugend ſtudieren wollen, und war 1730 in den Deſſauiſchen Landen von der Poſt mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden*), „und ich hatte doch", ſetzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abſcheu vor den Soldaten gehabt, und hätte in ruſſiſchen Dienſten können Officier werden, wenn ich Luſt zu dieſem Leben gehabt hätte. Aber, Gottlob! es iſt überſtanden!" Er war ſechs oder acht und funfzig Jahr alt, und noch ſtark vom Leibe.

Nun, was meynen Sie, gute Mademoiſelle? Sollte mich der Beyfall und der Dank des geringen unbekannten Feldwebels

*) So manche baltiſche Familie, deren Mitglieder ſich heute noch durch ſtattliche Erſcheinung auszeichnen, ſtammt von Männern ab, die ſich den gewalttätigen Werbern des Soldatenkönigs durch die Flucht nach den Oſtſeeprovinzen entzogen haben.

weniger rühren, als der Beyfall und das Vertrauen eines großen berühmten Generals, eines Laudon? —"

In Karlsbad hat Gellert im Jahre 1763 auch einen hervorragenden Kurländer kennen gelernt, den Oberlandjägermeister Graf Kayserling, der seine Heimat verlassen hatte. Auch Fräulein Lucius hat seine Bekanntschaft gemacht. Im Briefwechsel wird seiner oft Erwähnung getan, doch über dieses Kapitel soll an einem anderen Orte gehandelt werden, wo ich die Frage beantworten will, warum Lessing in „Minna von Barnhelm" den Major von Tellheim als Kurländer einführt.

Frageherz.

Gedicht eines unvollendeten Werkes „Von der Harfe des Eros. Aus einem Lebensgang."

Von

Elisar von Kupffer (Elisarion)-Lausanne.

Mütterlein, lieb Mütterlein,
Warum wird es dunkel —
Geht der liebe Sonnenschein,
Naht der vielen Sternelein
Silbernes Gefunkel?
Mütterlein, warum?

Du, mein herziges Fragekind!
Tag geht mit der Sonnen,
Erde ist dann trüb gesinnt,
Blasses Licht der Hoffnung rinnt
Fern aus Sternenbronnen.
Frageherz, darum.

Mütterlein, lieb Mütterlein
Warum flieht die Meise?
Reck ich nur den Finger mein
Sie zu streicheln zart und fein,
Ach so zart und leise!
Mütterlein, warum?

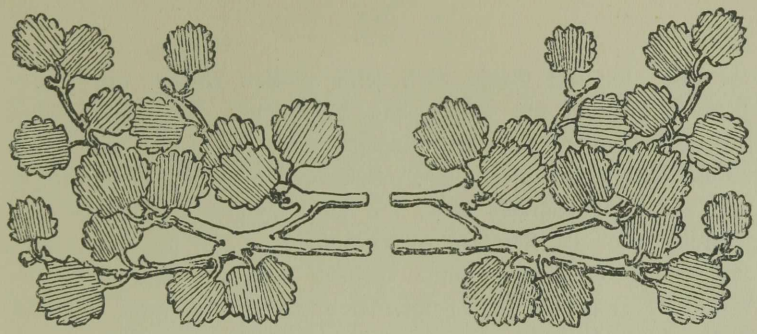
Du mein süsses Frageherz!
Vögelein tut bangen;
Kätzchen schleichen allerwärts,
Suchen wohl mit bösem Scherz
Vögelein zu fangen.
Frageherz, darum.

Sag doch, Mütterlein, warum
Zanken Hund und Katze,
Bellt er gleich und beisst so dumm,
Macht sie ihren Buckel krumm,
Kratzt ihn mit der Tatze?
Mütterlein, warum?

Ei, du Tausendfrageherz!
Können sich nicht leiden!
Und so wird zum Streit der Scherz
Und zur Freude wird der Schmerz.
Hassen sich die beiden.
Frageherz, darum.

Aber schau doch, Mütterlein!
Draussen Streit und Hiebe!
Raufen sich da Gross und Klein!
Müssen alle böse sein?
Wo ich dich so liebe!
Mütterlein, warum?

— — — —
— — — ?



Halbmast geflaggt.

Eine nordische Geschichte

von

Manfred Kyber - Charlottenburg.

Es gibt Menschen, an denen die Sonne vorbeiging, grad' dann, wann sie nicht vorbeigehn sollte — in der Jugend — und solche Menschen pflegen dann später ihrerseits an der Sonne vorbeizugehen, als an etwas Unbekanntem, von dem man nicht weiß, was man daraus machen soll. Wenn aber jemand von der Sonne spricht, dann lächeln sie etwas ratlos und verlegen, wie wenn man einen Bildungsmangel an sich entdeckt hat und ihn nicht gern zugestehen möchte. Und dann gehn sie ängstlich und schnell auf was anderes über. Das ist dumm von ihnen, aber es ist auch traurig und es ist schwer zu sagen, ob es mehr dumm oder mehr traurig ist. Wahrscheinlich ist es beides. Jedenfalls sehn sie die Sonne nicht und tun so, als ob sie gar nicht auf der Welt wäre, auch wenn ihnen der goldne Schein geradeswegs durch die Fenster flutet. Er muß eben schon in was anderes fallen, als nur ins Fenster.

So ein Mensch war Fred Kyndrik, der in dem kleinen Fischerdorf nicht weit von Korsör wohnte, an der Küste von

Seeland, wo der Große Belt seine blauen Wellen ans grüne Ufer treibt und wo nachts das Leuchtfeuer von Barrö seine zuckenden Lichter über die ausgespannten Netze und die hohen Dächer der Dorfhäuser wirft. Lykkeborg hieß das Nest und es war ein ganz richtiges Nest, wo jeder genau wußte, wer am Morgen aus den Fenstern gucken würde, wenn sich die grünen Läden auftaten, die Hähne krähten und die Mädchen zum Brunnen gingen. Das heißt, Fred Kyndrik wohnte eigentlich nicht im Dorfe selbst, sondern in der Nähe. Ein kleines, einsames Haus dicht am Strande war es, worin er wohnte, und er hatte es gekauft mit allem, was drum und dran war, mit dem kleinen Garten, wo die Sonnenblumen ihre gelben schweren Köpfe über den Zaun hängen ließen und mit der kleinen, niedlichen Landungsbrücke, die ein ganzes Stück weit in die See hineinragte und ganz weiß gestrichen war. Ein Jahr war es her, daß er drin eingezogen war, ganz allein mit einem großen, grauen Kater, der grasgrüne Augen hatte und dem geräucherte Fische über alles gingen. Sie mußten aber nur sanft geräuchert sein, ganz sanft, und durften auch nicht gesalzen sein, denn das beeinträchtigte nach des Katers Meinung das Aroma — kurz, so mußten sie sein, wie er's von Kopenhagen her gewöhnt war, denn von dort war er mit Fred Kyndrik gekommen. Und wenn er so auf der Fensterbank saß, die Pfoten hübsch zusammengeschlagen, und Nachmittagsruhe hielt, dann dachte er wohl an Kopenhagen zurück, an das alte, düstere Patrizierhaus, dessen düstere Front mit den vielen verhangenen Fenstern sehr vornehm nach Amalienborg zu lag. Aber hier war's besser. Dort konnte man sich auf eine Fensterbank nach der andern legen, man kriegte keine Sonne und im ganzen Hause roch's nach Moder und es war still und langweilig — nur der Holzwurm tickte in der Täfelung oder eine Maus raschelte eilig unter einer der alten reichgeschnitzten Truhen. Aber wer fängt in dem Alter noch Mäuse? Lächerlich! So kindlich war er schon damals nicht gewesen — und wenn man kindlich war, in dem Hause gab sich das bald. So war es ganz gut, daß Fred Kyndrik das alte Haus verkaufte, als er nach dem Tode der Eltern allein

zurückblieb und hierher gezogen war. Fred Kyndrik freilich hatte das Haus nicht darum verkauft, weil der Kater das für vernünftig hielt, sondern weil er es nicht mehr sehen mochte, das Haus nicht und auch Kopenhagen nicht mehr. Er war eben unberechenbar, wie die paar Verwandten meinten, mit denen er noch gesegnet war, und merkwürdig war er dazu. Das war er als Kind schon gewesen und das hatte man schon damals an ihm nicht leiden können. Als Student wurde er's noch mehr und schließlich fing er noch an zu schriftstellern, was ja bekanntlich der Gipfel der Verrücktheit ist. Ja, es gibt wohl verdrehte Leute, sogar in Kopenhagen, wo alle sonst so vernünftig auf der Langen Linie spazieren gehn. Zu alledem aber hatte Fred Kyndrik noch einen „Knacks" bekommen, wie die Leute sagten, und die Leute lachten sich natürlich schief darüber. Das kam, weil eine schöne Frau in sein Leben getreten war, die grad' das hatte, was in dem alten Hause nicht war. Die Leute aber, die das sahen, dachten sich ganz was anderes dabei, denn die Leute denken sich bei allem etwas. Das sollten sie nicht tun, denn die Leute denken selten vernünftig und fast niemals groß. Und als die Frau nun wieder aus seinem Leben heraustrat, weil die Dinge so lagen, wie sie nicht liegen bleiben konnten, da hatte er den Knacks weg. Ein andrer hätte ihn nicht gehabt, Gott behüte, so dumm ist keiner, — aber er hatte ihn eben, denn er war ja immer so verdreht gewesen. So verkaufte er das Haus, was niemand begriff, aber auch niemand unangenehm empfand. Man lachte, wie bisher auch, und nachher, als er fort war, lachte man eben über was anderes in Kopenhagen, wenn man auf der Langen Linie spazieren ging.

Nur dem Kater war das alles sehr recht gewesen. Zuerst waren die geräucherten Fische allerdings nicht so, wie er das erwarten konnte. Seit aber Niels Jensen, dessen Frau täglich ins einsame Haus am Strande kam, um zu kochen und reinzumachen — seit also Niels Jensen in Erscheinung getreten war, ließ sich wirklich kein Grund zur Beschwerde mehr finden. Niels Jensen spuckte zwar sehr viel und trat furchtbar laut auf und rauchte einen ganz gräßlichen Tabak, — aber seine Fische waren

ganz so geräuchert, wie man es wünschte, ganz sanft und milde und gar nicht gesalzen. Heute waren sie wieder exzellent gewesen — Goldbutt hatte er gebracht. Und der Kater machte einen Buckel und schnurrte . . .

Im Dorfe hieß Fred Kyndrik der Sonderling. Das klingt so komisch und nur für den, der einer ist, hat es einen etwas häßlichen Beigeschmack, ungefähr so bitter wie Galle. Aber wenn man ein Sonderling ist, kommt's ja darauf nicht mehr viel an und so kümmerte sich der Sonderling auch sehr wenig darum. Er kam auch selten ins Dorf, denn er saß meist zu Hause über den Büchern oder er schrieb. Näheres wußte man nicht darüber, denn die Frau von Niels Jensen sagte gar nichts und das kam daher, weil sie überhaupt fast nie sprach. Das aber kam wieder von ihrem Mann, denn Niels Jensen sagte auch fast nie etwas und wenn er doch einmal etwas sagte, dann sagte er: „Ach, verflucht!"

So erfuhr man denn gar nicht, wie's innen bei dem Sonderling zuging, und man mußte sich schon daran halten, was außen zu sehn war. Da war aber wirklich etwas sehr Komisches: an der kleinen hübschen Landungsbrücke, die weiß gestrichen war, lag ein großes Segelboot vertaut und das Segelboot hatte keinen Namen am Bug und auch sonst nirgend, wo man auch suchen mochte, und es hatte immer und immer Halbmast geflaggt. Dabei weiß doch der dümmste Schifferbub, sobald er lesen lernt, daß ein jedes Boot, wenn es auch noch so klein ist, Namen und Heimatort tragen muß, mag es nun nach irgend jemand heißen, der auch so heißt, vielleicht „Diddi Jepsen, Lykkeborg" oder auch nur ganz einfach und bloß so „Annemarie, Korsör". Das mochte nun noch hingehen, aber die Flagge auf Halbmast, die schöne Flagge mit den drei dänischen Löwen — das war denn doch zu verdreht, wo doch auch jeder Schifferbub weiß, daß „Halbmast geflaggt" Trauer bedeutet, und wer läßt denn ein so lustiges Segelboot, das so schlank wie ein Mädel gebaut ist, tagaus tagein in Trauer vor Anker liegen und hißt auch dann, wenn's mit dem Kiel über die Fluten tanzt, die Flagge nicht hoch bis ans Toppende hinauf?!

Das wußte der Sonderling nicht mal — und konnte doch segeln und war doch von Kopenhagen, wo die Schiffe aus aller Herren Länder ein- und auslaufen, daß niemals Ruhe wird im blauen Sund! Vielleicht wußte es der Sonderling auch und tat es trotzdem — nun, dann war er erst recht verdreht, so verdreht, wie nur ein Sonderling sein kann. Jedenfalls war's nur die Verdrehtheit, denn Bescheid mußte er doch damit wissen, beinah noch besser als Niels Jensen, wenn man das natürlch auch Niels Jensen nicht sagen durfte. Aber immer, wenn Fred Kyndrik hinausseglte, dann hieß es im Dorf: der Sonderling ist in See, es gibt Sturm! Und richtig, kaum hatte man's gesagt, so zogen auch schon die ersten Wolken von Skagen herauf oder von Fünen oder sonst woher und der Wind pfiff durch die Netze, daß die Schwimmkorke aneinanderschlugen. So genau merkte der Sonderling den Sturm und man konnte sich ebenso genau darauf verlassen, denn er segelte nur hinaus, wenn's Sturm gab — was natürlich auch verdreht war. Aber das war wenigstens eine nützliche Verdrehtheit, und wenn die passierte, holte man sogleich die Netze ein und zog die Boote weit ans Ufer über den Sand. Bei schönem Wetter aber saß der Sonderling meist zu Hause über seinen Büchern und Manuskripten und dann konnten sich die Mädchen und Jungen, wenn sie vorbeikamen, alles hübsch von außen besehen, das Haus und den Garten — wenn man Glück hatte, sah man auch mal den Kater — und auf der Landungsbrücke kletterte man herum oder sprang sogar ins Boot und wippte drin. Man brauchte gar keine Angst zu haben, der Sonderling kam nicht heraus, bewahre! Der verstand ja nichts von der Sonne. Die Sonne aber schien heute grad so schön, es war die richtige Frühlingssonne und die Mädchen und Jungen, die auf der Landungsbrücke herumkletterten, hatten Sträuße von Schneeglöckchen in der Hand.

„Du, Karin, hol die Fahne hoch!" schrien die Jungen. Karin Boyne hatte blaue Augen und goldnes Haar, von jenem Goldblond, das nur der Norden seinen Kindern schenkt. Außerdem aber war sie die Tochter des Lehrers und hatte als solche ihrer Bildung wegen ein gewisses Übergewicht über die

andere Dorfjugend. Diese führende Stellung hatte sie auch wohl veranlaßt, von der Landungsbrücke ins Segelboot zu springen, wo sie, die Hände am Bootsrand, versuchte, das Ding ins Schaukeln zu bringen. Der Segler war aber recht groß und so gelang ihr's nicht, so sehr sie sich auch mühte, daß ihr das Blondhaar zerzaust übers Gesicht herunterhing. „Karin Boyne, hol die Fahne hoch!" johlten sie von der Brücke. Karin Boyne lachte und richtete sich auf. Dann strich sie die Haare aus der Stirn und noch etwas vorsichtig und scheu griff sie ins Takelwerk und zog an der Leine, daß die Flagge sich bewegte.

Auf der Brücke jubelte man: „Hochziehn, Karine Boyne, hoch!"

Da tat sich die Kajütentür auf und der Sonderling trat heraus. Karin Boyne ließ entsetzt das Seil fahren und schlug die Hände vors Gesicht. Die auf der Brücke verharrten in namenlosem Grauen. Wer hätte das auch ahnen können — Gott, wie furchtbar! Wenn er sie nur nicht schlachtet! Ob man um Hilfe rief? . . . . .

„Wie heißt du?" herrschte der Sonderling das Mädchen an.

„Karin Boyne", sagte die Kleine und kam ins Weinen.

Der Sonderling war wütend. Aber mitten in der Wut passierte ihm etwas sehr Merkwürdiges: er sah plötzlich, wie wunderschön die Frühlingssonne schien, und das sah er am Goldhaar des kleinen Mädchens, worin sich die Sonne grad verfangen hatte. So starrte er wie gebannt immer auf die goldnen Haare und er kam sich etwas albern dabei vor, aber neben der Albernheit, die er ganz deutlich fühlte, war noch etwas andres dabei, etwas ganz andres, das aber ganz undeutlich war.

„Ich tu dir nichts", sagte er endlich gepreßt, „du wolltest dir wohl das Boot ansehen?"

Karin Boyn schüttelte den Kopf. Sie mochte nicht lügen.

„Nein", sagte sie schluchzend, „ich wollte die Fahne hochkriegen, sie hängt Halbmast und das ist doch —"

„Wie ist das?"

„Ich weiß nicht . . . . . ."

„Nimm die Hände vom Gesicht und hör auf zu heulen, ich tu dir nichts.“

Karin Boyn ließ langsam die Hände heruntergleiten und sah Fred Kyndrik an. Da sah sie, wie jung der Sonderling war, und sie sah auch, wie er immer auf ihr goldnes Haar starrte — und da wurde sie unwillkürlich rot. Denn so hatte sie noch niemand angesehen.

„Soll ich dir das Boot zeigen?“ frug der Sonderling etwas unsicher und ging auf die Kajütentür zu.

Karin Boyne nickte mit dem Kopf und folgte ihm, als wäre das selbstverständlich. Denn sie hatte mit einemmal gar keine Scheu mehr vor ihm.

„Das ist Mahagoniholz, das rote an den Wänden“, erklärte er ihr, „und siehst du, hier an der Wand ist eine kleine Tür und wenn du sie aufmachst, da ist eine ganz kleine Küche.“

„Ach“, sagte Karin Boyne und guckte hinein, „kochen kann ich auch schon etwas.“

„Was kannst du denn kochen?“ frug sie Fred Kyndrik und stellte eine kleine Pfanne beiseite, weil er sah, daß sie nicht sauber war.

Das Mädchen lachte. „Alles Mögliche, ich will mal nachdenken . . . . .“ Und dann zählte sie ein paar Sachen auf, deren Herstellung nicht gerade überwältigende Schwierigkeiten bot.

„Da kannst du mehr als ich“, sagte Fred Kyndrik in einem Ton, als gälte es, ein schwerwiegendes Faktum festzustellen.

Karin Boyne schwieg, aber sie freute sich sehr, daß sie mehr konnte als er, und daß er das auch eingesehen hatte. Dann ging sie auf ein kleines Bücherschränkchen zu, das in die Kajütentäfelung eingelassen war. „Bücher les' ich gerne“, sagte sie.

Fred Kyndrik folgte ihr eilfertig. „Die kannst du haben von mir, aber so was für dich hab ich noch nicht, du mußt schon erst älter werden.“

Karin Boyne ärgerte sich. „Im September werd ich konfirmiert, bitte. —“ Dann entdeckte sie plötzlich ein Buch, auf dem Fred Kyndriks Name draufstand. „Aber das kann ich lesen, das ist von Ihnen, nicht wahr?“

„Erst im September", sagte der Sonderling und dann, als käme ihm die Antwort etwas zu brüsk vor, fügte er hinzu: „dann kannst du alle Bücher lesen, die von mir sind, wenn du willst — und du kannst sie auch behalten, wenn es dir Spaß macht."

„Das ist nett", sagte Karin Boyne und in ihre Augen kam ein warmer Schimmer, ein Etwas, das ein wenig früh war für ihr Alter.

Als sie wieder auf Deck gingen, ließ der Sonderling das Mädchen vorangehen, wie eine Dame, und Karin Boyne machte einen Knicks und ging voran. Dann trat sie zur Landungsbrücke. „Jetzt muß ich aber gehn", sagte sie leise.

Fred Kyndriks Gesicht wurde finster und er reichte ihr wortlos die Hand. Dann aber fiel sein Blick wieder auf ihr goldnes Haar, in dem sich der Sonnenschein fing.

„Wie schön die Sonne heute scheint", sagte er.

Karin Boyne lachte übermütig und ein ganz klein wenig überlegen. „Aber die scheint doch alle Tage!"

Der Sonderling fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ja, ja, die scheint alle Tage", sagte er langsam. „Na, denn Adieu, Karin Boyne, schönen Dank für deinen Besuch und auf Wiedersehn! Im September kannst du dir die Bücher holen." Dann drehte er sich kurz um und ging in die Kajüte zurück.

Auf der Brücke wurde Karin Boyne mit unbeschreiblicher Aufregung empfangen.

„Du, Karin, wie war er? Ist er ganz verrückt?" schrien sie durcheinander.

Karin Boyne bekam einen roten Kopf. „Nett war er", sagte sie. Dann wandte sie sich möglichst hochmütig ab und ging allein nach Hause. Am Abend aber, als ihr kleiner Bruder Christian vom Sonderling sprach, bekam er von Karin Boyne eine Ohrfeige und mußte den richtigen Namen des Sonderlings lernen. Christian wußte nicht, wie ihm geschah, und fand seine Schwester scheußlich. Karin Boyne aber war der Ansicht, daß Christian wirklich zu frech würde — von dieser Sache natürlich ganz abgesehen — und sie beschloß, erzieherisch auf ihn zu wirken.

Fred Kyndrik saß unterdessen immer noch in der Kajüte und hielt das Buch in der Hand, das Karin Boyne in der Hand gehabt hatte, und dachte daran, wie golden die Sonne geschienen hatte, als sie sich in Karin Boynes goldnem Haar verfing. So war ihm die Sonne noch nie vorgekommen und da fiel ihm das Lied ein, das einst zu Kopenhagen, als er noch Musik hörte, sein Lieblingslied gewesen war — und leise, leise summte er die Worte vor sich hin: Gott helf dir, wenn du die Sonne noch siehst, die Sonne noch siehst . . .

Über ihm aber, draußen in der schmeichelnden Frühlingsluft wehten die drei dänischen Löwen — Halbmast geflaggt.

Seitdem saß der Sonderling tagein, tagaus auf der Landungsbrücke und wartete, ob er das kleine Mädchen mit dem goldenen Haar nicht sehn würde. Im Sommer aber gibt es viel zu tun zu Hause und besonders in so einem Fischerdorf. So kam Karin Boyne nur selten an dem einsamen kleinen Haus vorbei und wenn Fred Kyndrik sie grüßte, dann knickste sie und nickte mit dem Kopf und der Sonderling sah ihr nach, bis sie nicht mehr zu sehn war und noch etwas länger. Dann aber biß er die Zähne zusammen und war den ganzen Tag ungenießbar, daß sogar die Frau von Niels Jensen beinah etwas gesagt hätte, wenn das Sprechen nicht so sehr gegen ihre Gewohnheit gegangen wäre.

So ging die Zeit vorbei und in der Einsamkeit der Küste merkte man das kaum. Man sieht ja immer hinaus auf die See und nichts lehrt so sehr Geduld, wie das Meer, wenn auch freilich nichts so sehr die Sehnsucht weckt, wie die weißen nordischen Sommernächte, wenigstens bei einem Nordländer. Aber das war ja Fred Kyndrik.

Doch nun waren die weißen Nächte auch vorüber und der Frühherbst war gekommen, wo der Himmel aussieht, als wäre er von klarem, blauem Glas. Und mit dem Herbst kam der September, der Frau Niels Jensen insofern aufgefallen war, als der Sonderling am Ersten dieses Monats gepfiffen hatte, wie ein Schuljunge, was Frau Niels Jensen sehr unpassend fand. Sie sagte nur nichts, weil sie ja nie was sagte.

Im September aber war auch Karin Boynes Konfirmation und das war ein Tag, an dem die Lykkeborger erlebten, was sie noch nie erlebt hatten. Der Sonderling war in der Kirche und saß ganz einsam auf der allerletzten Bank, was insofern sehr störend war, als die Neugierigen sich die Köpfe verrenken mußten, um das Wundertier zu betrachten. Das ging aber schwer, weil es doch nicht passend war und besonders während der Predigt doch gar nicht. So mußte man schon warten, bis alles vorbei war. Der Sonderling aber hatte nicht auf die Gaffer gewartet, sondern war vor Ende des Gottesdienstes, als eben das Abendmahl gereicht wurde, fortgegangen und setzte sich wie immer auf die kleine Landungsbrücke und wartete wie immer. Aber Karin Boyne kam nicht vorbei, sie war wohl einen anderen Weg gegangen mit ihren Eltern.

So wartete der Sonderling viele, viele Tage und endlich kam Karin Boyne.

Da stand der Sonderling auf, langsam und müde, wie jemand, der lange, lange gewartet hat, in seinen Augen aber schimmerte etwas, als habe sich die Sonne drin verfangen, wie in Karin Boynes goldnem Haar.

Karin Boyne kam ihm auf der Landungsbrücke entgegen.

„Guten Tag, Fräulein Boyne", sagte Fred Kyndrik und nahm den Hut ab — und den Hut behielt er in der Hand.

„Guten Tag", sagte Karin Boyne freundlich, aber sie knickste nicht mehr, denn sie trug ein langes Kleid. So gingen sie langsam bis ans Boot heran.

Da holte der Sonderling etwas Glänzendes aus der Tasche, ein goldnes Kreuz mit einem Kettchen und reichte es ihr.

„Ich gratuliere Ihnen zur Konfirmation", sagte er mühsam, „und ich möchte Ihnen gern das Kreuzchen geben, es ist von meiner Mutter und meine Mutter hab ich lieb gehabt."

„Das ist niedlich, ich danke schön", sagte Karin Boyne und nahm es ihm aus der Hand. Aber sie sah nicht, daß die Hand zitterte.

„Möchte es Ihnen Glück bringen", sagte der Sonderling leise. Karin Boyne wurde etwas verlegen.

„Nun können Sie auch die Bücher haben", lenkte Fred Kyndrik ab, „wollen Sie?"

„Ach ja, das ist nett, das hätt' ich beinah' vergessen."

Da gingen sie beide in die Kajüte wie damals und er gab ihr die Bücher und sie unterhielten sich, aber nicht so unbefangen, wie sie sich damals unterhalten hatten. So war Karin Boyne eigentlich froh, als sie wieder auf Deck war und ihm die Hand zum Abschied reichte. Der Sonderling aber hielt die Hand fest und sah plötzlich so aus, wie ein Mensch nur aussieht, wenn's um seine arme Seele geht. Davon aber konnte ja Karin Boyne noch nichts wissen.

„Fräulein Boyne", sagte er, „Sie wollten mal als Kind meine Fahne hochziehn. Fräulein Karin Boyne, wollen Sie das heute nicht tun als erwachsenes Mädchen?"

Karin Boyne schwieg beklommen. Es war ihr schrecklich unheimlich zumute.

„Wie meinen Sie das?" brachte sie endlich heraus und zog sich unwillkürlich auf die Landungsbrücke zurück.

Der Sonderling setzte den Fuß so fest auf den Bootsrand, daß das Boot ins Schwanken kam. „Ich meine, Fräulein Karin Boyne, daß ich Sie lieber hab, als alles auf der Welt!"

Das Mädchen schlug die Hände vors Gesicht. „Mein Gott, ich kann ja nicht, ich bin so jung. Ich hab Sie ja gern, aber — lieb haben — ich weiß nicht . . . ."

Als sie die Hände vom Gesicht nahm, war der Sonderling schon von Land abgestoßen und stand aufrecht im Boot, den Rücken dem Ufer zugewandt, während der erste Windstoß in die Segel faßte.

Nur eines hatte das Mädchen noch gehört: behüt' dich Gott, Karin Boyne! — — —

Es gibt Menschen, an denen die Sonne vorbeiging, grad dann, wann sie nicht vorbeigehn sollte — und wenn die Sonne zu lang auf sich warten läßt und sie kommt doch einmal, dann verstehn die Menschen das Warten nicht mehr und fassen zu mit plumpen, harten Händen. Denn ein hartes Leben macht wohl das Herz weich, aber die Hände hart — und die Sehn-

sucht wird zur Angst. Das ist natürlich dumm, aber es ist auch traurig, und man weiß nicht, ob es mehr dumm oder mehr traurig ist. Wahrscheinlich ist es beides. — — —

„Es gibt Sturm, der Sonderling ist in See", sagten die Leute in Lykkeborg. Den Sturm freilich hatte der Sonderling diesmal nicht vorausgesehen, der war hinausgesegelt, ohne danach zu fragen. Was der suchte, konnte er finden in Wind und Wetter, wie in klarer See. Aber den Sturm gab es zur Nacht, einen furchtbaren Sturm, daß die Lykkeborger, die doch dergleichen gewohnt waren, am Strande zusammenliefen und mit atemloser Spannung horchten, wie die Wogen brüllend ans Ufer schlugen. Und finster war die Nacht, ganz finster — nur selten mal brach das Mondlicht durch, wenn es die Wolken auf einen Augenblick in ihrer tollen Jagd freigaben.

Da loht das Leuchtfeuer von Barrö auf. Blutrot flammt es durch die schwarze Finsternis — und jetzt, jetzt sehn sie in seinem Schein ein Boot auf hoher See, Segel und Takelwerk zerfetzt. In rasender Eile stürzen die Männer zum Rettungsboot, der Kiel knirscht im Sande und langsam schiebt sichs in die Brandung, die klatschend am Bug emporspritzt. Jetzt flammt das Leuchtfeuer wieder auf und sie sehn das Boot, schon weiter westwärts, auf Barrö zu — an der Küste muß es zerschellen. Jetzt wieder — Halbmast geflaggt.

„Der Sonderling!"

„Der Sonderling," wiederholen die Männer leise.

Nur eine Stimme schreit auf, eines Mädchens Stimme: „Fred Kyndrik!"

Aber niemand hat Zeit, drauf zu achten, man kann auch kaum was sehn in der Dunkelheit. Nur fast unmerklich schimmert's mitten unter den Teerjacken und Korkgürteln im Schein des Leuchtfeuers, wie von goldenem Haar.

„Alle Mann an Bord! Los!"

Da springt jemand ins Boot.

„Wer ist das? Zum Teufel? Wir sind ja genug!"

„Eine Dirn'! Raus mit ihr!"

Aber das Mädchen klammert sich an. „Nein!" ruft sie. Es

ist eine kleine schwache Stimme, aber jetzt klingt sie wie Metall.

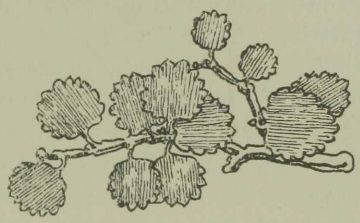
„Wir können nicht zurück", schreit der Mann am Steuer, „die Brandung kommt, vorwärts!"

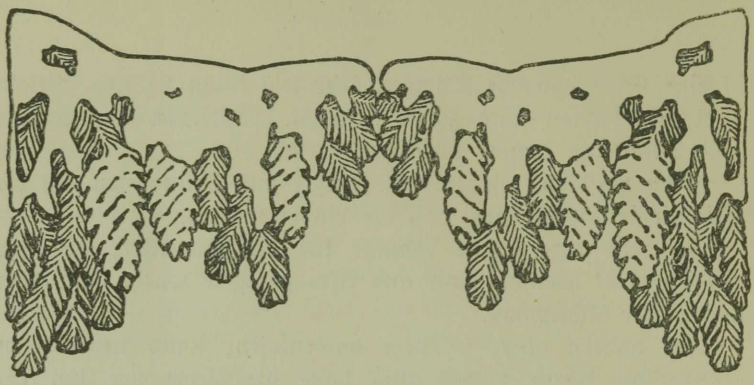
„Ach verflucht!" sagt Niels Jensen und dann legen sich die Männer in die Riemen, daß die Ruder krachen. — —

Es war eine bange Stunde für die am Ufer, bis das Rettungsboot heimkam und ans Ufer gezogen wurde, mit dem andern im Schlepptau.

Im andern aber, in dem namenlosen, stand neben dem Sonderling Karin Boyne und hatte die Arme um ihn geschlungen und über seine Hände fiel ihr goldenes Haar. Sie konnte ihm nichts sagen, denn eine Sturmnacht, wie diese, verschlingt alle menschlichen Worte, aber sie brauchte das ja auch nicht, denn diese Sturmnacht hatte sie das große Geheimnis gelehrt, um eine große Liebe und um eine arme Seele und das ist das größte Geheimnis, das ein Mensch erfassen kann, und dann braucht es keiner menschlichen Worte mehr.

Hoch aber von der höchsten Mastspitze wehte die Flagge mit den drei dänischen Löwen!





Über Winterexkursionen mit Schülern.

Von

Karl Grevé-Sassenhof bei Riga.

Das vorliegende Thema ist von mir s. Zt. in einem Vortrage während des IX. Kongresses russischer Ärzte und Naturforscher 1894 in Moskau besprochen worden. Damals war die Idee, daß Exkursionen eine unerläßliche Ergänzung des naturgeschichtlichen Unterrichts bilden müßten, noch vollkommen neu und es wurden Reden gegen dieselben verlautbart, die einen oft geradezu eigentümlich berühren mußten und an den Ideengang so mancher überzart fühlender Mitglieder von Tierschutzvereinen erinnerten, wie z. B. ein Lehrer Roschdestwenskij auf dem Kongresse äußerte, daß die Exkursionen die Schüler nur an Grausamkeiten gegen Tiere und Pflanzen gewöhnten, besonders im Winter, wo man die armen Geschöpfe gerade in der Zeit störe und beunruhige, die ihnen von der Natur zur Ruhe und Erholung bestimmt sei. Er gebe zu, daß die Exkursionen den naturwissenschaftlichen Unterricht beleben und ergänzen, aber er sehe sie als ein nicht zu umgehendes Übel an.

Heutigen Tags wird kaum noch jemand bestreiten, daß Exkursionen mit Schülern eine Hauptbedingung für einen erfolg-

reichen Unterricht in der Naturgeschichte bilden. Alles Wissen, das der Schüler in diesem Fache in der Klasse erreicht, bleibt — selbst bei ausschließlicher Anwendung des Anschauungsunterrichts — unvollkommen, wenn es nicht möglich ist, alle Lebensäußerungen der Natur, welche durch die Systematik und das Schulprogramm auf gewisse Abteilungen verteilt sind, wie Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie, die, sozusagen künstlich getrennt und auseinandergerissen sind, in ihrem natürlichen Zusammenhange, in ihren Wechselbeziehungen und in ihrer gegenwärtigen Abhängigkeit zu zeigen. Letzteres kann nur durch möglichst häufige Exkursionen erreicht werden, wobei auch der moralische Gewinn nicht zu vergessen ist, den man aus einer unmittelbaren Anschauung und Beobachtung der Natur ziehen kann, indem letztere zum Nachdenken über jene weise Macht zwingen, die jene ewig unwandelbaren Gesetze vorschrieb, nach denen alle Vorgänge in der organischen und anorganischen Welt sich abspielen. Es ist aber nicht genügend, derartige Exkursionen bloß in der guten Jahreszeit zu unternehmen, im Frühling, Sommer oder Herbst, da die ganze Natur in offensichtlich energischer Lebensäußerung begriffen ist. Zur Vervollständigung der Begriffe über das Leben der Natur muß man auch ihr Verhalten im Winter kennen lernen, wo nach der landläufigen Ansicht alles tot ist, oder wenigstens in tiefen Schlaf versinkt.

Ich weiß wohl, daß bei der bloßen Erwähnung der Winterexkursionen sofort eine ganze Reihe von Kombinationen auftauchen muß, die die Zulässigkeit oder Möglichkeit solcher Unternehmungen mit Schülern zweifelhaft erscheinen lassen. Zu allererst wird das Bedenken laut werden, ob unsere klimatischen Verhältnisse nicht zu ungünstig sind, daß unsere Winter zu kalt und schneereich sind, so daß die wenigsten Eltern ihren Kindern gestatten dürften, sich der Gefahr von Erkältungen auszusetzen, bloß um Kenntnisse zu erwerben, die für das praktische Leben fast gar keine Bedeutung haben. Hierauf kann man erwidern, daß man stets die Möglichkeit hat, einen Tag mit nicht zu niedriger Temperatur zu wählen, um bei vernünftiger, sachgemäßer Führung des Unternehmens Erkältungen sicher zu

vermeiden, besonders, wenn Schule und Haus Hand in Hand gehen, unsere Jugend nicht zu verweichlichen, sondern für vernünftige Abhärtung zu sorgen, allzu warme Kleidung zu meiden und Bewegung in freier Luft bei jedem Wetter zum Prinzipe zu erheben. Eine gute Vorschule zu diesem Zwecke bildet ja unser zeitgenössisches, mehr und mehr in Aufnahme kommendes Sportwesen, das Schlittschuh- und Schneeschuhlaufen usw. Die bei uns so oft beobachtete Neigung zum Erkälten wird durch mancherlei landesübliche Gewohnheiten gefördert, wie zu warme Kleidung, die zum Transpirieren Veranlassung gibt, zu hohe Zimmertemperatur im Winter, die eine gewisse Weichheit und Schwäche der Haut und ihrer respiratorischen Tätigkeit hervorruft, und nun gar noch die in vielen Familien verbreitete üble Gepflogenheit, die Kinder sich nicht am Morgen, sondern am Abend und gar noch mit Zuguß warmen Wassers waschen zu lassen.

Dieser Einwand gegen die Winterexkursionen — die Erkältungsgefahr — kann also bei einigermaßen hygienisch richtiger Lebensführung unserer Jugend abgewiesen werden.

Ein anderer Einwand könnte darin bestehen, daß im Winter außerhalb der Stadt die Wege unpassierbar sind. Diesem Übelstand kann durch Auswahl geeigneter Örtlichkeiten und passender Fußbekleidung abgeholfen werden. Womöglich muß das Fahren vermieden, die Fortbewegung zu Fuß vorgezogen werden, das vermindert die Gelegenheit zur Erkältung. Jedenfalls aber muß, wie auch bei sommerlichen Exkursionen, der Leiter der Exkursion die Gegend genau kennen oder aber einige Tage vor Ausführung der Exkursion hinausfahren, um sich dieselbe anzusehen. Ein Augenmerk hat er dabei auch darauf zu richten, daß in der Nähe Wohnungen sind, deren Besitzer bereit wären, den Exkursanten Unterkunft und Gelegenheit zu ihrer Erwärmung zu bieten, den etwa mitgenommenen Mundvorrat zu genießen. Vor allem ist aber von dem Leiter die Stelle genau zu besichtigen, wo er seine Demonstrationen vornehmen will, denn sonst wird viel Zeit mit dem Suchen nach passenden Objekten vergeudet und oft nicht das Erwünschte gefunden. Das ermüdet. Solange

die Schüler frisch und munter sind, solange ihr Interesse rege, ihr Geist in Anspruch genommen ist, hat man nichts zu fürchten. Hat aber eine ungewandte oder unerfahrene Leitung es erst soweit kommen lassen, daß Müdigkeit und Langeweile sich einstellten, ist die Courage gesunken, — so wird auch der Körper weniger widerstandsfähig und empfänglicher für schädliche klimatische Einflüsse.

Schließlich könnte man noch sagen, es lohnten die Winterexkursionen nicht, da ja nichts zu finden sei, alles tot und im Schlafe befangen liege. Dieser Einwurf, der in einer Sitzung des Kongresses gelegentlich der Besprechung eines Buches von Ruß erfolgte, das das reiche Leben der Natur im Januar schilderte, veranlaßte mich, eine Probe mit einer Winterexkursion zu machen. Ich unternahm dieselbe in Begleitung eines Kollegen und einiger größerer Schüler, deren Eltern bereitwilligst ihr Einverständnis gegeben hatten, in den etwa 4 Werst von Moskau entfernten Domänenwald von Ismailowo — eine Gegend, die ich genau kannte. Es war am 28. November 1895 und wir hatten einen schönen stillen Tag mit — 13° R. Um zu zeigen, daß wir trotz der niedrigen Temperatur ein reiches Leben vorfanden, daß keiner der Teilnehmer sich erkältete, im Gegenteil alle einstimmig erklärten, gerne eine zweite solche Exkursion unternehmen zu wollen, will ich diese kurz beschreiben.

Um 8 Uhr morgens machten wir uns auf und fuhren in mehreren Fuhrmannsschlitten bis zur Pokrowschen (Semenowschen) Sastawa, um den langweiligen Weg durch die fast 2 Werst lange Strecke der Pokrowka (Straße) zu vermeiden. Hier wurde der mitgenommene Proviant, die Geräte usw. in gleichen Lasten an die Teilnehmer verteilt und dann ging es zu Fuß dem etwa eine Werst entfernten Walde zu. In diesem liegt der Bienenstand der Akklimatisationsgesellschaft. Beim Verwalter derselben tranken wir Tee und bissen etwas auf, wonach wir unsere Werkzeuge und Gerätschaften: wie Thermometer, Kompaß, einen etwa zwei Meter langen Erdbohrer, verschiedene Blechgeschirre, Glasgefäße mit Spiritus und auch einige Leinwandsäcke auspackten, um uns dann an Ort und Stelle zu begeben. Zuerst untersuchten wir

die Stellen, wo im Sommer stets Fledermäuse zu finden waren, die hohlen Bäume am Bienenstande, den Bodenraum über dem Winterspeicher für Bienen und stellten fest, daß sie hier fehlten. Dann wurden die Bodenräume über dem Wohnhaus, die wärmeren dunklen Plätzchen an den Rauchfängen abgesucht und ebenfalls keine einzige Fledermaus gefunden, woraus man vielleicht schließen kann, daß diese Tiere uns zum Winter verlassen, fortziehen, wie man das ja auch für einige Fledermausarten des gebirgigen südlichen und mittleren Europa festgestellt hat, die nach Osten, über die Balkanhalbinsel und den Kaukasus bis zum Himalaya hin wandern sollen (Dobson). Dann ließen wir uns vom Bienenvater einen Stock öffnen und ich konnte den Schülern zeigen, daß die Bienen im selben in einer Traube zusammenhängend, eine Temperatur von etwa 37° Celsius unterhielten. Hiernach ging es in den Wald, nach einer von mir ins Auge gefaßten Partie mit vielen Stümpfen uralter, vor Jahren gefällter Bäume. An einer großen Tanne wurde mit dem Kompaß genau die Südseite ermittelt, dann unter derselben die Erde in drei Schichten mit dem eisernen Spaten herausgehoben, bis zur Tiefe einer Arschin, wo sie nicht mehr gefroren erschien. Die drei Proben der Erde wurden in drei besondere Leinwandsäckchen gelegt und entsprechend bezeichnet und mit Notizen über die Lufttemperatur und diejenige in verschiedenen Tiefen des Bodens, entsprechend den ausgehobenen Proben, versehen. Zu diesem Zweck hatten wir mit dem Erdbohrer Löcher gebohrt und das Thermometer hineingelassen, dann über diesem die Löcher wieder geschlossen und nach $^1/_2$stündigem Warten die Temperatur am schnell heraufgezogenen Thermometer abgelesen. Es zeigte bei $^3/_4$ Meter Tiefe: — 1° R., bei $1^1/_2$ Meter: + 1,5° R. Die mitgenommenen Erdproben sollten später, im warmen Zimmer, mit Ruhe auf überwinternde Tiere (Insekten usw.) untersucht werden. Dann ging es weiter. Ich konnte den Schülern die charakteristischen frischen Spuren vom Dachs, Hasen, Eichhorn und Wiesel auf dem Schnee zeigen. Auch fanden wir die Gänge von Feldmäusen und Spitzmäusen unter dem Schnee. Dann machten wir uns an die Untersuchung

eines alten Baumstumpfes, wobei vor allen Dingen die hohe Temperatur auffiel, die im Innern des mit einer fast meterhohen Schneehaube bedeckten Stumpfes herrschte — es waren nämlich + $2^1/_2{}^0$ bis + 3^0 R. — eine Folge der durch den Fäulnisprozeß erzeugten Wärme. Als wir den Stumpf auseinandernahmen, fanden wir im selben eine muntere Gesellschaft, die sich schleunigst zu verbergen trachtete. Durch eiliges Zugreifen brachten wir folgende Tiere in unsere Sammelgefäße: 1. Carabus cancellatus *L.*, 1 Steropus aethiops *Panz.*, 1 Anchomenus assimilis *Payk.*, 2 Phosphuga atrata *L.*, 8 Amara consularis *Duft.*, 2 Lasius fuliginosus *Ltr.* ♂, an einer dieser Ameisen saß ein Gamasus coleoptratorum *L.*, endlich eine Spinne (Drassus) also im Ganzen 11 Laufkäfer, 2 Aaskäfer, 2 Ameisen, eine Milbe und eine Spinne.

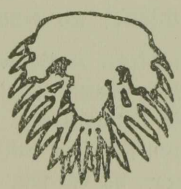
Als wir darauf an das Abräumen des Mooses und des stark faulenden Mulms am Fuße des Stumpfes schritten, in dem die Temperatur auch fast + 3^0 R. betrug, fanden sich in den Höhlungen zwischen den dicken, aus der Erde hervortretenden Wurzeln noch eine Phosphuga atrata *L.*, 2 weitere Anchomenus assimilis *Payk.*, 3 Lampyris-Larven (Johanniskäferchen), 2 Dipteren-Larven, 2 Geophilus longicornis *Bach.*, 7 Lithobius forficatus *L.* und eine sich energisch zuckend bewegende Puppe von Phalera leucocephala *L.* — also 3 Käfer, 3 Larven von solchen, 2 Zweiflüglerlarven, 9 Tausendfüße, eine Spinnerpuppe. Ein anderer Stumpf (einer Linde) lieferte 4 Raupen, die ich leider nicht bestimmen konnte, 1 Tausendfuß (Lithobius forficatus), eine Spinne (Xisticus) und vier Laufkäfer (Amara).

Nachdem wir noch an verschiedenen Stellen, unter zusammengeharkten Laubhaufen usw. Mulmproben in unsere Gefäße zu späterer Untersuchung gesammelt, begaben wir uns zurück zum Bienenstande, erholten uns ein wenig, aßen und tranken und wanderten um 6 Uhr wieder der Stadt zu, um jeder sehr befriedigt seine Behausung aufzusuchen. Ich muß bemerken, daß wir für die — 13^0 R. verhältnismäßig leicht gekleidet waren, — aber niemand hatte über Kälte zu klagen. Alle hatten den Eindruck empfangen, daß auch im Winter im Verborgenen ein

reges Leben herrscht und daß wir bei größerer Übung noch weit mehr gefunden hätten. Auch für die Botaniker war manches Interessante zu sehen — ich konnte z. B. die Schüler darauf aufmerksam machen, daß die Knospen an Bäumen und Sträuchern nicht erst im Frühjahre erscheinen. Einstimmig äußerten die Schüler, ja auch mein uns begleitender Kollege, ein Mathematiker, daß sie nun doch einen Begriff davon hätten, wie es im Winter im Walde aussieht, — hatte doch keiner von ihnen, den Großstadtbewohnern, jemals Gelegenheit gehabt, weiter, als höchstens bis zu den außerstädtischen Vergnügungsorten Strelna oder gar in den Petrowskij-Park zu gelangen.

Zum Schluß erlaube ich mir, einige praktische Fingerzeige für derartige Exkursionen, wie sie mir spätere Erfahrungen gaben, aufzuführen. Die unumgänglich notwendigen Geräte für solche sind: ein leichtes Brecheisen, ein Spaten, ein kleines Beil, um die gefrorene Erde und Baumstümpfe zu bearbeiten; eine Stichsäge zum Durchsägen von Wurzeln und Ästen; ein Thermometer, ein etwa 2 Meter langer, einen Zoll im Durchmesser haltender, am Ende löffelförmiger Erdbohrer mit einer hölzernen, quergestellten Handhabe am oberen Ende; ein Kompaß, einige Leinwandsäckchen, 4—5 etwa einen Stof haltende Blechgefäße mit Deckel und beweglichem Drahtträger und einige Glasgefäße mit eingeschliffenem Glaspfropfen und Spiritus. Probiergläschen, selbst massivere, sind zu vermeiden, da sie — wohl infolge des starken Frostes — sehr leicht sprangen, sogar die Sorte, mit der ich im Sommer stets zufrieden sein konnte. Wünschenswert ist auch ein Räucherapparat, wie ihn die Bienenzüchter verwenden, zum Ausräuchern von Tieren aus hohlen Bäumen. Ich verdankte diesem Apparate einmal das Glück, meinen Schülern ein Paar Edelmarder (im selben oben angeführten Walde) zeigen zu können. Schließlich ein Notizbuch und kleine Kärtchen aus Pergamentpapier, zum Notieren von genauen Daten. Diese werden in die Säcke und Gefäße zu den betreffenden Objekten gelegt, um ein Verlieren zu vermeiden. Geschrieben wird auf ihnen mit Bleifeder, da man sie dann auch ruhig in die Gefäße mit Spiritus legen kann.

Was die Kleidung anbelangt, soll man eine warme Unterjacke und einen leichten, kurzen Paletot wählen, eine Mütze mit Ohrklappen und am besten bis an die Knie reichende Filzstiefel aus weichem, weißem jaroslawschen Filz. Der Fuß bleibt warm, sie sind leicht und man geht bei Frost, auf trockenem Schnee, ja selbst auf Eis, in ihnen gut und sicher. Selbstverständlich ist es, daß man Winterexkursionen nur mit Schülern etwa von der 4. Klasse an aufwärts unternehmen sollte. Für diese werden sie nicht nur in wissenschaftlicher und moralischer Beziehung, sondern auch in physischer Hinsicht von Nutzen sein, denn mens sana in corpore sano. Für den Lehrer erwächst freilich etwas mehr Arbeit, insofern, als er irgend einen Sonntag oder Feiertag opfern muß, um einige Tage vor der Exkursion hinauszuwandern, sich das Operationsfeld genau anzusehen, damit alles ordentlich klappt. Die größere Sicherheit, mit der er dann vorgehen kann, hebt seine Autorität in den Augen der Schüler, macht ihm die Arbeit und seine Aufgabe leichter. Und schließlich muß man doch von einem Leiter der Naturgeschichte der Jetztzeit voraussetzen, daß er Fachmann, sein Fach und die Natur liebt, gerne sich dieser, auch für ihn viel Neues und Belehrendes bringenden Beschäftigung hingibt. Hoffentlich sind die Zeiten vorüber, wo man es für statthaft fand, diesen Unterricht den unerfahrensten, weil jüngsten Lehrkräften anzuvertrauen, die allen möglichen Fakultäten, nur nicht der physikomathematischen angehört hatten, und daher entweder nur trockene Systematik nach dem Buch oder Anekdoten nach Beobachtern von zweifelhafter Zuverlässigkeit boten.



Elise Skalberg-Riga.

I.

Abseits.

Und wenn ich sterbe, gebt mir ein Grab
Von den stolzen Gräbern weitab,
Die so finster und schweigsam prangen
Trauerulmenzweigüberhangen . . .
Gebt einen Hügel mir traulich und schlicht —
Ein fröhliches Fleckchen im Sonnenlicht
In einer der verlorensten Ecken,
Wo Fliederbüsche den Weg verstecken
Wo braune Gräser sich heimlich drängen
Und schwer voll blanker Tautropfen hängen,
Wo die Grille ihr zärtliches Liedchen singt
Und aus der Ferne ein Kornfeld winkt —
Abseits von düsterer Kirchhofspracht,
Wo das Leben über die Mauer lacht —
Da soll mich ein sonniger Hügel decken . .
In einer der verlorensten Ecken . . .

II.

Endlich wieder zu Hause . . .

Endlich wieder zu Hause
Nach langem Suchen und Irren;
Wieder ein Zufluchtsort
Aus all den Kämpfen und Wirren.
Wieder liegst du vor mir,
Alter traulicher Garten!

Kennst mich wohl gar nicht mehr?
Liess dich zu lange warten . . .
Weisst du noch, wie ich mit kindlich
Unbeholfener Hand
Deine ersten Veilchen
Zu Frühlingskränzen wand?
Wie mich deiner Rosen
Heimlicher Duft berückte,
Wie ich deiner Bäume
Goldene Früchte pflückte? . .
Nun waren wir nicht beisammen —
O, so lange schon! . .
Auf deinen Blumenbeeten
Lächelt verschlafen der Mohn,
Lächelt mir süsses Vergessen
All der Kämpfe und Wirren . . .
Bin ja wieder zu Hause
Nach langem Suchen und Irren!

O. Schilling-Mitau.

Altweibersommer.

Der Spätsommer gleicht einer alten
Koketten, die tödlich erschreckt
Die dummdreisten Runzeln und Falten
Mit Schminke und Puder versteckt.

Jetzt lächelt sie wieder holdselig —
Vergessen ist Ärger und Leid —,
Na, bin ich nicht unwiderstehlich
In meinem safrangelben Kleid?

Nur schnell noch die grässlich weissen
Verräter hinaus aus dem Haar.
Da flattern sie hin und zerreissen,
Und ich bin so jung wie ich war.

Zum Menuett zu singen.

Grossmutter war noch ein blutjunges Ding,
Grossmutter sass am Spinett.
Sie sang von dem treulosen Schmetterling,
Grossmutter war etwas kokett.
— — — kokett.

Grossvater trug einen lichtblauen Rock
Und faustgrosse Troddeln am Hut.
Er streichelte zärtlich den Knopf am Stock,
Und war der Grossmutter gut.
— — — so gut.

Die Sonne kam bis zum Bücher-Regal,
Zu Wieland und Jean Jacques Rousseau,
Da küssten sich zweie zum erstenmal
Ganz zaghaft, erstaunt und heilfroh.
— — — heilfroh.

In demselben Verlage erschien:

„Heimatstimmen".

Ein baltisches Jahrbuch mit Illustrationen.

Herausgegeben von **Carl Hunnius** und **Viktor Wittrock.**

Erster Jahrgang. Elegant gebunden 3 Rubel.

Inhalt:

Heimatstimmen. Gedicht von Helene von Engelhardt.

Narva-Erinnerungen von Carl Hunnius (mit Abbildungen).

Der Paßgänger. Ein Erinnerungsblatt von Helene von Engelhardt.

Neue Gedichte von Maurice von Stern.

Eine Fußwanderung mit Schülern durch Livland. Tagebuchblätter von Viktor Wittrock (mit Abbildungen).

Herbstmorgen. Gedicht von Carl Hunnius.

Herr Mehlhose und die heilige Peterstilie. Eine Schelmengeschichte von Eugen Bergmann.

Die Bergkirche unseres Erlösers zu Wang. Eine Skizze von Mag. theol. J. Frey (mit Abbildungen).

Skizzen aus der Wirksamkeit Professor Dr. Wilhelm Volcks von Paul Willigerode (mit Porträt).

Übertragungen aus dem Russischen von Carl Hunnius.

Eine Reise auf die Insel Patmos von Mag. theol. Alexander Berendts (mit Abbildungen).

Übertragungen aus dem Lettischen von Carl Hunnius.

Die Kunst an den Gräbern von Alfred Graß (mit Abbildungen).

Sonett von Karl Freiherr von Fircks.

Am heiligen Pfingstabend. Eine Idylle vom Ufer der Narova von Carl Hunnius (mit Abbildungen).

Übertragungen aus dem Estnischen von Carl Hunnius.

Die Bedeutung der Sauberkeit in der Hygiene von Dr. med. C. Ströhmberg.

Im Dom zu Köln. Eindrücke eines baltischen Protestanten von C. Hunnius (mit Abbildungen).

„Heimatstimmen".

Ein baltisches Jahrbuch mit Illustrationen.

Zweiter Jahrgang.

Inhalt:

Das Heimatlied von Christoph Mickwitz.
An Schiller. Gedicht von Eberhard Kraus.
Haus und Heimat von Professor Dr. Alexander von Oettingen (mit 2 Abbildungen).
Daheim. Gedicht von Carl Hunnius.
Johannisfeuer. Altlivl. Skizze von Eberhard Kraus.
Wendens Opfertod. Gedicht von John Siebert.
Schloß Rathshof und die Galerie Liphart von Alfred Graß (mit Abbildungen).
Zwei Gedichte von Maurice von Stern.
Frau Caritas. Eine Novelle von Eugen Bergmann.
Drei Gedichte von Mia Holm.
Theodor Hermann Pantenius von Karl Arnold (m. Abbild.).
An der Aa. Gedicht von Karl Worms.
Pflanzenleben, Florengeschichte und Vegetationsbilder unserer Heimat von K. R. Kupffer (mit Abbildungen).
Zwei Gedichte von Viktor Günther.
Ausgenutzte Augenblicke von Professor Dr. Wilhelm Ostwald.
Das gläserne Fräulein. Gedicht von Karl Manfred Kyber.
Julius Otto Grimm. Ein Künstlerleben und -Schaffen von Carl Hunnius (mit Bild).
Gedichte von Eberhard Kraus.
An den Rhein. Gedicht von Nikolai von Wilm.
Aus dem Notizbuch eines Einsiedlers von Maurice von Stern.
Kellermärchen von Karl Manfred Kyber.
Eine Dichterliebe von Arthur Luther.
Drei Gedichte von Rudolf Seuberlich.
Über fleischlose Diät. Ein Beitrag zur Ernährungstheorie von Heinrich Höhne.
Gedichte aus dem Nachlaß von Dr. Schultz-Bertram.
Eine Fußwanderung an Estlands Gestaden von Viktor Wittrock (mit Abbildungen).